

Papacqua

Mein Landhaus, meine Seele, meine Toskana

2009 - 2010

© Mag. Dr. Christoph Lucerna

Morgentau

Ich schaue, ich staune, ich lausche, und ich rieche die Wallungen der Frühlingsdüfte. Ich stehe alleine im hell leuchtenden, maigrünen Garten meiner Großmutter, inmitten von Gras und Tulpen und Vogelgesang. Ich streife durch den Garten und nähere mich einer um Aufmerksamkeit buhlenden Blumenfamilie, die von einem kleinen Mäuerchen umgrenzt ist. Oh, wie es hier quillt und duftet! Dunkelrote, rosa und gelbe Oleandersträucher reihen sich bunt gemischt wie eine Perlenkette aneinander, wobei eine erquickliche, violettblaue Veilchen-Armee die einzelnen Sträucher in ein Band der Einheit verwebt. Ich ziehe eine gelb blühende Oleanderblüte in kindlich grober Art an mich heran und rieche genüsslich in die stark duftende Blüte hinein. Meine Sandalen sind nass vom Morgentau, der an den Grashalmen des Rasens klebt.

Obwohl der Morgen dieses Tages sich schon verabschiedet hat und die Sonnenuhr den späteren Vormittag anzeigt, bin ich noch sehr müde. Die Sonnenstrahlen blenden mich und kitzeln meine Nase. Ich reibe mit meinen kleinen Fäusten eifrig und kräftig in den Augenhöhlen. Meine Augen müssen sich erst wieder an das so angenehm behagliche und hell scheinende Sonnenlicht gewöhnen. Es ist der erste Tag, an dem ich kleiner zierlicher vierjähriger Knabe endlich wieder ins Freie darf. Noch weiß ich nicht so recht, was ich mit meiner neu gewonnenen Freiheit anfangen soll. Ich drehe mich mit kleinen Schritten im Kreis und lasse meinen Blick ziellos wandern, ehe er am Schlafzimmerfenster hängen bleibt. Die Fensterflügel sind samt Jalousien weit geöffnet, sodass ich in das Zimmer hineinsehen kann. Das Schlafzimmer erscheint mir dunkel, ja geradezu düster. Das wundert mich nicht. Dort drin musste ich ja mit geschlossenen Fenstern seit Tagen nach meiner Mandeloperation ausharren.

Abrupt fliegt mich das Bild des Grauens von Neuem geradewegs an, der Schrecken steht mir ins Gesicht geschrieben: der Arzt und sein Gehilfe fesseln mich mit einem Seil an den Stuhl fest. Ich schreie durch den Operationsraum wie ein lebendig auf dem Scheiterhaufen verbrennendes Kind. Oh Gott, ist das schrecklich, der düstere Raum, der tyrannische, mich anbrüllende Arzt. Mit Händen und Füßen stramble ich drauf los. Ich stramble um mein Leben. Ich bin überzeugt, meine letzten Sekunden auf dieser Welt zu erleben. Als kleines Kerlchen sehe ich den übergroßen, in einem abschreckenden weißen Kittel gekleideten Oberkörper des Arztes sich gefährlich und übermächtig über mich hinweg beugen, wie eine große breite Walze, die alles sich in den Weg Stellende glattbügelt und in die Erde stampft. Metallische, sich im Kittel befindliche Doktor-Werkzeuge streifen kalt meine Nase und meine Stirn. Er kontrolliert, ob Hände und Füße fest genug angebunden sind und schnürt sie noch fester zu, zornig darüber, dass der Gehilfe seine Arbeit nicht ordnungsgemäß ausgeführt hat.

Meine Mutter darf nicht bei mir sein, sie wurde in einen Nebenraum verbannt. Ich sehe sie durch ein Fenster mit weit geöffneten Augen und vor Schrecken versteinert zu mir herein starren. Es scheint sich in diesem Augenblick eine Kluft zwischen mir und meine Mutter aufzureißen. Ich strecke ihr meine Ärmchen entgegen, auf Beschützung hoffend, dennoch aber wohl wissend, dass meine Mama die Ärmchen nicht greifen kann. Ein Abgrund tut sich auf und meine Mutter verschwindet langsam aus meinem Blickfeld wie eine Fliege, die ich gerade im Blau des Himmels verschwinden sehe. Ich höre noch das Wiegenlied, das sie mir immer sang, es klingt wie nimmer wiederkehrende Ewigkeit. Danach weiß ich nichts mehr.

Weitere Bilder fliegen mich an, während ich in das Schlafzimmer blicke.

Die folgenden Tage liege ich mit hohem Fieber allein und weit weg von zu Hause im Krankenhaus. Ich fürchte mich, es ist ja niemand da, nur fremde Krankenschwestern und weißgekleidete, streng blickende Ärzte. Des Nächtens wimmere ich nach meiner Mutter, sie darf nur ein Mal am Tag eine halbe Stunde zu mir. Das Fieber will nicht sinken und es veranlasst die Ärzte, mich nicht frei zu geben. Als meine Mutter nach Tagen einmal allein im Zimmer ist, schüttelt sie das Fieberthermometer so lange nach unten, bis das Quecksilber Normaltemperatur anzeigt und ich das Gefängnis endlich verlassen darf.

Zu Hause bin ich weitere Tage an das Bett gebunden, da das Fieber nicht sinken will und sich erst allmählich die normale Körpertemperatur einstellt. Im Zimmer höre ich die Kinder im Garten spielen, die Lerchen und Schwalben singen und sehe vereinzelte Sonnenstrahlen, die sich durch die geschlossenen Fenster in den Raum verirren.

„Komm, Hans“, spricht die Mutter dann eines Morgens, „jetzt versuchen wir’s.“ So darf ich in der Küche das Frühstück zu mir nehmen und meine ersten Schritte ins Freie wagen. Es ist wie eine Wiederauferstehung zum Leben, so tief haben sich die Erlebnisse im Krankenhaus und im verschlossenen Zimmer in meiner Seele eingegraben.

So stehe ich nun im Garten und stapfe zum Tulpenbeet und rieche an den gelben und roten und blauen Blumenkelchen. Welch frischer süßer Duft! Ein sanfter Wind lispelt zwischen den Ästen und kleinen grünen Blättern der neben den Tulpenbeeten hoch gewachsenen Birkenbäume. Ich stelle mich zwischen ihre weißen Stämme und schaue hoch auf die Wipfel, die im frischen tiefen Blau des Himmels wie leichte Federn mit dem Wind tanzen. An den Stämmen der Bäume ziehe ich vorsichtig die weiße Haut herab und rolle sie achtsam zu kleinen Röhrchen auf, durch die ich wie bei einem Fernrohr durchzusehen versuche. Dabei vernehme ich ein knisterndes, eifriges Rascheln, dem ich mit meinem selbst gebastelten Fernrohr nachgehe. So entdecke ich am zementierten Sockel des aus Holzlatten gefertigten Gartenzaunes eine Eidechse, die in Eiltempo rauf und runter rast und sich nicht entscheiden kann, ob sie ihre nächsten Stunden im Garten oder draußen auf der Straße verbringen will. Ja, ich darf wieder da sein in meiner kindlichen Märchenwelt, spätestens die Eidechse steht jetzt Zeuge dafür.

Ich stampfe mit meinem linken Fuß vor der sich noch immer auf dem Sockel befindlichen Eidechse auf den Boden. „Husch“, rufe ich, und weg ist sie. Wahrscheinlich entschied sie sich, ihren Ausflug im Nachbargarten fortzusetzen, wo sie kein kleiner Junge erschrecken kann.

Ich lustwandle genüsslich am Gartenzaun entlang, wobei ich meine Finger von der einen zur nächsten Holzlatte streifen lasse und zwischen den Latten immer wieder raus auf die Straße oder zum Nachbarshaus luge. Am Eingangstor angelangt, bleibe ich stehen und klettere auf eine Eisenstange, welche die Holzlatten des Tores miteinander verbindet. Mein neugieriges, wanderndes und kindlich forschendes Auge bleibt an der hohen, etwas dunklen Felswand in des Nachbars Garten stehen. Diese Wand begrenzt als Teil eines steilen Hanges dessen Grundstück, wo sie endet ragen schöne hohe Tannenbäume in den blauen Himmel. Die Felswand ist feucht, fast nass, Wasser tropft vom frischgrünen Moos auf den Felsen herab. Ob es gestern geregnet hat? Nein, es ist der Duft von Morgentau und sein wundersames Spiel mit der Natur und den Pflanzen. Ich rieche an der Frische der Wassertropfen und habe das Gefühl, sie wehen mir entgegen und besprühen mein noch sehr blasses Gesichtchen. Ich atme die belebende Frische des Taues tief durch Nase und weit

aufgerissenen Mund in meine Lungen ein. Er haucht meine müden Gliedern neues Leben ein, ich spüre, wie die Lebensenergie vom tiefen Inneren meiner Seele über Arme und Beine in meine Finger- und Zehenspitzen strömt. Oh, tut das gut! Oh, tut das wohl! All die Spannung, die sich in den letzten Tagen in Körper und Geist festgebissen hat, fließt ab wie stacheliges Dornengestrüpp, das von einem Wildbach mitgerissen wird und niemals mehr wiederkehrt. Ich fühle mich wie neu erschaffen und spüre die Schmetterlinge im Bauch, bunte, wunderschöne Schmetterlinge.

Ich höre ein lautes Geräusch. Es muss ein Lastwagen sein. Geschrei von Männern in einer anderen Sprache. Was ist das, wo bin ich? Ich greife nach der Frische und der Lebensenergie des Morgentaus auf dem kalten Felsen, nach den Tulpen, den Birken und dem Garten meiner Großmutter. Er wird immer kleiner und das Geschrei der Männer immer größer. Ein letztes Mal versuche ich einzutauchen in die längst versunkene weit entfernte Welt meiner Kinderjahre, bis eine Stimme an mein Ohr schlägt: „Hans, die Maurer sind heute schon da und der Meister will dich sprechen.“ Ich öffne die Augen, und die großen grüngrauen Augen meiner Frau Christine blicken mich in gewohnt hektischer Art an. „Ja, danke, ich komme gleich.“

Es war die erste Nacht auf Papaqua, unserem neuen, noch nicht ganz fertig restaurierten Landhaus in der Toskana. Ich lag auf dem Rücken und starrte auf die mit Balken und Terrakottaziegeln wunderschön renovierte Zimmerdecke.

In der ersten Nacht im neuen Landhaus durfte ich mir ein Geschenk machen, das nicht hätte schöner sein können. Der Traum legte einen so weichen, sanften Schleier über diesen Morgen, er mutete an wie ein Segen einer höheren Macht in dieser prachtvollen Landschaft. War er vielleicht ein Symbol für unser Leben auf Papaqua oder sogar für unser gesamtes restliches Leben? Ich spürte die Schöpfungskraft des Morgentaus, der mich im Traum so frisch und kräftig berieselt hatte, noch tief und fest in allen Gliedern. Ich trank ihn wie kaltes frisches Quellwasser hoch droben in der heilen Luft der Berge. Und ich spürte, wie die im Morgentau wohnende Lebensenergie die schlimmen Bilder im Operationssaal richtiggehend verschlang, so wie der hungrige Genießer den Teller der Süßspeise bis zum letzten Sahnetropfen sauber macht, sodass nichts mehr übrig bleibt. Ich lag auf dem Bett, still, wie in einer Wiege der Hoffnung. Vielleicht war unser neues Leben in der Lage, die tosenden Gewitter in meiner Seele mit Sonnenlicht und Regenbogen zu färben und damit den grauschwarzen Wolken eine neue bunte Tönung zu geben. Oh, kein anderer Wunsch wartete in meinem Herzen.

Ja, jetzt liege ich hier im Schlafzimmer meines Landhauses in der Toskana, mit neuen Hoffnungen im Schoße neuer Lebensumstände. Das Leben ist schon unerhört, spannend, in seinem Wesen keineswegs planbar. Am deutlichsten zeigen das wohl die großen Entscheidungen und Begebenheiten während unseres kurzen Aufenthaltes auf unserer herrlichen blauen Kugel.

Unsere Geschichte begann mit einem harmlosen Zeitungsinserat im Kleinanzeiger einer Tageszeitung.

Die Bauchentscheidung

„Einheimischer vermietet Haus am Meer in der Toskana.“ Beinahe hätten wir den Text übersehen, so unscheinbar eingebettet versteckte er sich inmitten eines Inseraten-Friedhofes im Kleinanzeiger unserer Tageszeitung. Er sollte aber eine Nachhaltigkeit haben, die wir nicht im Entferntesten einzuschätzen vermochten und die mein Leben und das meiner Familie von Grund auf veränderte.

Und das kam so.

Wir, das ist zuallererst mal meine liebe Frau Christine, die in etwas nervöser und in meisterhaft kreativer Manier aus einer noch so kleinen Begebenheit ein Ungeheuer ins Geschehen zu malen in der Lage ist. An Christine reiht sich der sechsjährige Zappelphilipp Fabian, unser Sohn, unser Mittelpunkt, unser geliebtes Kind. Fabian ist wohl der weltweit treueste Anhänger der „Wilden Fußballkerle“, einer Kinoserie für Kids zwischen fünf und fünfzehn Jahren mit einer endlosen Serie an äußerst wirtschaftlichen Merchandising-Produkten, wie der lederne Fußball, das T-Shirt, die Schultasche, der Kugelschreiber..., die mich, seinem ängstlichen und seelisch verirrten Papi, eine Menge Geld kosten. Ja, von mir selbst wird in besonderem Ausmaße die Rede sein, von mir, der ich mein seelisches Gewitter nach vielen Jahren ins Trockene bringen möchte.

Selbstverständlich darf unser völlig durchgeknallter, acht Monate alter Hund Leon, ein Mischling aus einem Beagle und einem Dalmatiner, nicht unerwähnt bleiben. Leon holten wir aus einem Tierheim, als er gerade mal drei Monate alt war. Jeder Experte von Flocki und Lassie wird sich jetzt denken: „Um Gottes Willen, ein Welpen, der verwechselt doch eine Wohnung mit einem Schlachtfeld.“ Und damit richtig liegen. Leon hat uns unsere Schuhe, die Vorhänge, die Fernbedienung, einfach alles zerbissen, was irgendwie in seiner Reichweite war und was man sich nur vorstellen kann, geschweige denn davon, dass für Leon Folgsamkeit und Manierlichkeit die Bedeutung haben wie für einen Deutschsprachigen die arabische Bedienungsanleitung eines DVD-Players. Also, die Wichtigkeit Leons ist schon rein am Umfang erkennbar, den er bei der Vorstellung unserer kleinen Familie einnimmt.

Wir also, Fabian, Leon, Christine und ich, suchten zu Frühlingsbeginn für den Sommer ein Haus am Meer für ein Monat zu mieten; nicht ein Hotel, eine Residence oder einen Bungalow in einem Campingplatz, nein, es musste ein frei stehendes Haus sein. Unsere Suche starteten wir frühzeitig, bereits im Februar, um die Wochenenden und freien Zeiten mit einem sinnvollen Inhalt zu füllen. Wir klapperten eine Vielzahl an Reisebüros ab und surfte stundenlang, nicht auf dem Surfbrett oder auf dem Snowboard, sondern im Internet. Keines der Häuser hat uns angesprochen, und die uns gepasst hätten, waren zu teuer. Sie waren zu teuer, auch wenn ich es mir hätte leisten können. Zu Geld hatte ich nämlich, wie zu vielen anderen Dingen auch, eine etwas gestörte Beziehung: musste ich in meiner Firma eine Investition zu mehreren hundert tausend Euro tätigen, war mir dies eine leichtere Entscheidung, als für einen Urlaub einige hundert Euro mehr auszugeben. Gestört eben.

Einige Monate waren bereits vergangen, wir hatten immer noch kein Nest für unseren Sommerurlaub gefunden und wollten schon ein Bungalow in einem Campingplatz an der Costa Smeralda auf Sardinien mieten, ehe mir meine Frau Christine an einem wunderschönen Sonntagmorgen im Mai die Tageszeitung mit der besagten Anzeige vor die Nase hielt. Wir riefen die angegebene Nummer an, und am anderen Ende antwortete uns eine freundliche tiefe Männerstimme: „Guten Tag, hier Schwarz am Apparat!“ Nach einem kurzen Gespräch fanden wir heraus, dass es sich hierbei nicht um ein Haus, sondern um einen ganz normalen Agriturismo, eine „Urlaub am Bauernhof“-Wohnung handelte, laut Beschreibung zwar schön und mit Meeresblick, aber eben kein Haus. Nun gut, da wir keine Lust mehr hatten, weiter im Internet zu surfen, buchten wir für

Ende Juni und Anfang Juli zwei Wochen und nicht wie geplant einen Monat. Und traten trotz aller aufwändigen Pläne einen stinknormalen Urlaub an.

Gemütlich saßen wir an einem tiefroten Juniabend auf der Veranda unserer Wohnung in der Toskana und schnabulierten zusammen mit Herrn Schwarz an einem Parmesankäse. Der fruchtige Tropfen Chianti Classico Gallo Nero 2003 zusammen mit dem süßen Duft von Oleander ließ einen gar strömenden Redefluss entstehen. Wir sprachen von allerlei und vielerorts, insbesondere interessierte mich, wie es Herrn Schwarz in die Toskana verschlagen hatte und wie sich denn das Leben so gestalten hier in besagtem Land der Künstler und Poeten. Vor fünf Jahren nämlich hatte dieses außergewöhnliche Fleckchen Erde bereits mein Interesse geweckt, und ich hatte mit dem Gedanken gespielt, ein Haus in der Toskana zu erstehen und meinem Leben und dem meiner Familie eine neue Richtung zu geben. Denn bereits zu dieser Zeit schaffte ich meine Arbeit als Unternehmer nicht mehr. Ich litt damals wie heute an einem Burn-Out-Syndrom, der Managerkrankheit, die im Wesentlichen nichts anderes als eine Wortkosmetik für Depression ist. Zu jener Zeit konnte ich aber ein Haus nicht bezahlen, und nun hatte ich kein Interesse mehr. Nachdem ich dem Herrn Schwarz all dies erzählt hatte, wurde dieser nachdenklich und trotzig, da ich ihn wohl nicht zu hundert Prozent überzeugte mit meinem Desinteresse an einem Haus in der Toskana.

„Ich wüsste da ein Haus in einem benachbarten Dorf ungefähr zehn Kilometer von hier entfernt. Es ist wirklich schön, und ich würde es sogar als einzigartige Gelegenheit betrachten, da es gar nicht einmal so teuer ist.“

„Wie gesagt, mich interessiert das nicht mehr“, antwortete ich schnell, zu schnell, denn Herr Schwarz insistierte und Christine setzte eins oben drauf:

„Wieso eigentlich nicht, die alten toskanischen Bauernhäuser schauen wir doch liebend gerne an. Also Hans“, so nannte mich Christine gelegentlich, vor allem dann, wenn sie etwas von mir wollte, „gib dir einen Ruck, du weißt ja, wie uns das Freude bereitet, alte Häuser anzusehen.“

„Ich habe auch den Makler verständigt, der hat die Schlüssel. Ich kenne das Haus nämlich auch nur von außen und würde die Gelegenheit nutzen, sein Innenleben kennenzulernen“, erwähnte Herr Schwarz tags drauf, als wir uns auf der Fahrt zum Haus wiedersahen.

Als wir nach einer Viertelstunde Autofahrt die Asphaltstraße verlassen hatten und einen steilen Schotterweg hinab fuhren, tauchte hinter einem Gestrüpp von Brombeersträuchern das Anwesen auf. Es war ein rechteckiges, altes, großes toskanisches Bauernhaus, traditionell aus Stein gebaut, mit uralten Terrakottaziegeln am Dach. Die Einfahrt wurde von meterhohen Zypressen bewacht, vor dem Haus kletterte eine violett blühende Glyzinie die Steinfassade neben dem Hauseingang und der Kellertüre hoch. Die aufgrund des Alters gelblich verfärbten Steine strahlten die Wärme des Sonnenlichts auf uns ab. Auf einem alten verrosteten Schild unter der schattenspendenden Glyzinie, das neben dem Hauseingang angebracht war, stand der Name „Papaqua.“

Da der Makler noch nicht da war, spazierten wir ruhig und bedächtigen Schrittes um das Haus herum und ehe ich es mir versah, befand ich mich in einer anderen Welt. Das Erlebnis war so wie damals, als ich als zehnjähriger Junge das Märchen „Der König von Narnia“ gelesen hatte, in dem die kleine Lucy in einem Raum eines Schlosses in einen Kasten steigt und sich in einer Märchenwelt wiederfindet. Dieses Märchen hatte mich tief in meinem Herzen berührt, und es hatte ebendort für alle Zeit seinen festen Platz zugewiesen bekommen. So also fühlte ich mich, als ich verträumt um die Ecke des Hauses stapfte.

Am leicht abfallenden Hang unterhalb des Anwesens breitete sich eine Bühne toskanischer Landschaft vor meinen Augen aus, die nicht hätte fantastischer und schöner sein können: in der Talsohle glänzte ein See im Sonnenlicht, verschiedene kleine Dörfchen lagen verstreut und anschmiegsam an den Hügellandschaften, gelbgrüne Ackerflächen durchwebten den Ausblick mit einer tief friedlichen zarten Farbtönung. Der Weinstock am Haus, zu dem mein Blick ergriffen getragen wurde, war von einer Vielzahl an silbern glänzenden Olivenbäumen unterbrochen, unterhalb davon grenzte ein weiter idyllischer Olivenhain an. Vor uns weidete eine liebliche kleine Pergola, angrenzend daran ein wildromantischer Gemüsegarten mit einer Vielzahl an kleinen und größeren Töpfen. In den kleineren führten Salbei, Lavendel, Basilikum, Rosmarin und Thymian ihr beschauliches Dasein, in den größeren rangen eine Palme, ein Oleanderstrauch, ein kleiner Olivenbaum und eine junge Zypresse geduldig dem Himmel etwas an Raum ab. Die Idylle und Friedsamkeit dieses Paradieses berührte meine Seele in einer noch nie dagewesenen Unmittelbarkeit und rührte achtsam aber bestimmt an meinem Herzen.

Herr Schwarz benannte die idyllischen Dörfer in näherer und weiterer Ferne mit Namen, während wir trunken von den Eindrücken durch den Rebhain trotteten und einzelne noch grüne Trauben und Rebenblätter streichelten. Wie von einem Blitz getroffen, schossen aus mir fünf Worte heraus, ehe ich noch wusste, was ich überhaupt sagte:

„Christine, das Haus kaufe ich!“

Sie schaute mich erstaunt an und polterte recht vehement in ihrer Art, da in meinen Gesichtszügen wohl mein Ernst und meine Entschlossenheit festgeschrieben standen wie die Prägung des Datums unseres Hochzeitstages in unserem Hochzeitsring:

„Ich hab’s ja gewusst, du bist verrückt. Was sollen wir mit einem Haus in der Toskana? Und übrigens hast du vor noch nicht mal einem Tag wiederholt betont, dass dich ein Hauskauf in der Toskana überhaupt nicht mehr interessiert. Überhaupt wolltest du ja überhaupt nichts mehr kaufen. Wir wollten das Haus ja nur anschauen. Belassen wir es halt einfach dabei.“

„Papaqua ist ein Garten Eden, so was findet man nicht mehr leicht; du bist doch von diesem Anwesen gleich verzaubert wie ich, oder täusche ich mich da etwa? Und schau mal unseren Fabian an, wie entzückt er die Reihen mit den Rebstöcken rauf- und runter läuft.“

„Nein du täuschst dich nicht“, sagte sie fast zornig. „Aber du immer mit deinen Ideen, die mich ganz nervös und zappelig machen, durcheinanderbringen und niemals ein sich setzendes und ruhig dahinfließendes Familienleben zulassen.“

Da hatte meine liebe Christine recht. Ich hatte, was unser Leben und unsere Familie betraf, immer wieder neue Ideen, und sie hatte ständig das Gefühl, hinter mir herlaufen zu müssen und alles mitzumachen, was mir immer wieder mal durch den Kopf schoss und was ich dann unbedingt haben wollte. Meine liebe Frau Christine, sie macht schon etwas mit mir mit.

Von weitem hörten wir ein Motorengeräusch. Herr Schwarz meinte, Andrea, der Makler, sei im Anmarsch und wir kehrten zum Haus zurück. Und tatsächlich, auf einem blitzblanken, nagelneuen Motorscooter rollte uns Andrea entgegen. Wir schüttelten einem um die fünfundvierzig Jahre alten, braungebrannten, dunkelhaarigen, aalglatten Italiener die Hand, der, wie ein Indianerhäuptling mit seinen Federn geschmückt war, mit einer Armani Sonnenbrille, einer goldenen Uhr und einer mindestens gleich hochkarätigen goldenen, fetten Halskette daherkam, vom Scheitel bis zur Sohle in italienische Markenware gekleidet. Andrea konnte man wohl als den Prototypen eines italienischen Gigolos mit leichten Zügen eines sizilianischen Mafiosos bezeichnen.

Sogleich sperrte er die Kellertüren des Erdgeschosses sowie die Eingangstür auf und führte uns durch das Haus, das aus drei Stöcken bestand. Im Erdgeschoss befand sich ein Keller aus zwei Räumen mit alten, großen wunderschönen Weinfässern, zum Teil bereits verrostetes, altes Werkzeug hing an den Steinwänden oder lag auf einem Holztisch, der als Arbeitsplatte der Werkstatt diente. An den Keller angegliedert war ein alter Stall mit separatem Eingang von außen. Zwei Stiegen mit zwei Hauseingängen führten in den ersten Stock mit Küche, 2 Esszimmern, WC und zwei Schlafzimmern. Auf wiederum zwei Stiegen stieg man hoch ins Dachgeschoss mit einem großzügigen Aufenthaltsraum sowie zwei Schlafzimmern mit einem Vorraum. Wunderschönes, uraltes und mächtiges Gebälk brachte uns zum Staunen. Auch Herr Schwarz war tief beeindruckt von dem Haus und schien sich geradezu interessiert zu zeigen, es selbst zu erstehen.

Schon spürte ich in mir erste Einteilungs- und Einrichtungsideen aufsteigen. Das bin ich. Es sprudelt in mir vor Ideen. Das scheint gut zu klingen, ist es aber nicht, jedenfalls nicht bei mir. Ich laufe den Ideen nämlich ständig nach und an der Stelle, an der ich sie fast greifen kann, ist der Samen für neue Ideen schon gelegt und schon treibt es mich wieder zu neuen Ufern.

Auf jeden Fall erkannten wir sofort, dass es sich um eine Rarität und um ein außergewöhnliches Schmuckstück handelte. Das Anwesen Papaqua war eines der noch wenigen zu restaurierenden alten italienischen Rusticos: die Böden aus Terrakottafliesen, sechzig Zentimeter dicke Steinmauern, eine Kaminstelle in der Küche, Bögen und alte Stiegen, vor allem aber wunderschöne alte Balken und Terrakottafliesen an den Decken der Räume. Die Balken waren gewiss über zweihundertfünfzig Jahre alt und noch äußerst gut erhalten. Im Dachgeschoss des Hauses sah man vom Schlafzimmer aus in zehn Kilometern Luftlinie das Ligurische Meer leuchten wie einen Hochglanzdiamanten. „Siehst du, Schatzl, hier schlafen wir“, flüsterte ich meiner Christine spitzbübisch ins Ohr und sie wusste nicht, ob sie mir überglücklich oder böse in die Augen schauen sollte.

Amüsant war die Darstellung Andreas, der das Bauernhaus präsentierte, als wäre es ein prächtiges Schloss in der Peripherie von Florenz. Zumindest war es für ihn das bei weitem schönste Steinhaus der Toskana. Nun, er wollte das Haus ja verkaufen. Als wir wieder ins Freie traten, breitete er seine Arme aus wie Jesus Christus in der Bergpredigt und sprach in heiligen Worten: „Schaut euch nur diese Aussicht an. Ist es nicht wie im Märchen? Die Aussicht ist nicht nur schön, sondern beinahe schon kitschig.“

Da Andrea mehr und mehr spürte, dass ich tatsächlich an Papaqua interessiert war, bot er mir sofort das Du an und behandelte mich, als ob wir die besten Freunde wären und wir uns schon seit zehn Jahren kannten. „Komm, setzen wir uns hier auf den Boden und quatschen ein bisschen.“ Nun begann er, mich zu umkreisen wie eine Spinne ihre Beute, ganz nach seinem Lebensmotto „Immer langsam und mit Ruhe, denn irgendwann kommt man immer zu seinem Ziel.“ Also erklärte er mir, dass bereits eine Reihe von Interessenten das Haus kaufen wollten, er aber selbstverständlich mich bevorzugen würde, da ich ihm als würdiger Nachfolger der ehemaligen, erst verstorbenen Eigentümerin erschiene. Überdies würde er alles versuchen, bei den Verkäufern den niedrigstmöglichen Preis durchzusetzen. Von den Verkäufern hörte ich viel später, ihnen hätte er dasselbe mit umgekehrten Vorzeichen versprochen: beim Käufer würde er versuchen den höchstmöglichen Preis durchzusetzen. So waren am Ende beide Parteien mit „ihrem“ Makler höchst zufrieden, der ausschließlich zu ihnen stand und ihre Interessen vertrat und nicht die der anderen Partei. Nun, wie gesagt, Andrea wollte verkaufen. Nicht zuletzt betonte der etwas schlüpfrige Makler, er würde mich in allen auch privaten Dingen, die beim Kauf von Papaqua entstehen würden, in einem

Vierundzwanzig-Stunden-Service unterstützen. Ob in der Toskana, in München, Hongkong oder Mexiko City, die Immobilienmakler waren doch alle vom gleichen Schlag.

Zurückgekehrt an den Strand, hingen unsere Gedanken und unsere Gespräche den ganzen Tag an dem Haus und meinem Entschluss, es zu ersehen. Das Meer war wie ein vor sich hin träumender Bergsee in den Alpen außergewöhnlich ruhig. Die Stille des Meeres war ein kräftiger Kontrast zu unserem Gedankenwirrwarr. Der nämlich glich dem Blatt eines Baumes in einem treibenden Sturm: wir sprangen von der finanziellen Machbarkeit des Hauskaufes über die möglichen Restaurierungsspesen zu Schwärmereien über Mauerwerk und der Pracht der Lage und des Ausblickes.

Als wir vom Strand zurück zu unserem Auto spazierten, beschlossen wir, im Restaurant „Il vecchio e il mare“ - benannt nach dem berühmten Roman von Ernest Hemingway „Der alte Mann und das Meer“ - einzukehren, um bei einem feinen Gericht und einem guten Glas Rotwein unserer Erregung durch ein schmackhaft-sinnliches Mahl den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Auf kalten Fliesenböden standen einfache Tische und Stühle verstreut, der Raum selber war mit schönen Bögen aus Terrakottafliesen, Holzbalken und Wänden aus Stein typisch toskanisch-ländlich eingerichtet. Die geschnürten, hochdrückten und deutlich zur Schau gestellten Brüste einer schwarzhaarigen Italienerin verliehen der Atmosphäre eine Brise an Erotik. Ihre Lippen trugen ein knalliges, forderndes Rot, das sündige Schwarz des Kajalstiftes kontrastierte mit dem seidigen Weiß und dem Kastanienbraun der Augen umso stärker, da es mitunter weit über die Augenlider bis zum Anschlag der oberen Backenknochen hinaus gezogen war. Vielleicht inspirierten sie Filme und Bilder der jungen Sophia Loren, wenn sie vor dem Spiegel stand und ihr Gesicht mit Kajalstift, Wimperntusche und Lippenstift in eine südländische Verführung verwandelte.

Mit aller gebotenen Vorsicht, um von meiner lieben Frau Christine nicht ertappt zu werden, beobachtete ich in – ich muss zugeben - tölpelhaften Seitenblicken, wie sie ihre Reize raffiniert zur Schau stellte, mit diesem und jenem Herrn kokettierte und den Anschein erweckte, auf einer Theaterbühne zu stehen und mit dem Publikum zu spielen. Zwischendurch rammte mich Christine von der Seite und würdigte mich eines sehr freundlichen Blickes, ehe ich meine weiteren Analysen nun doch etwas geschickter fortzuführen gedachte, oder es zumindest versuchte. Die durchsichtige weiße Bluse aus einem dünnen, sich wohl anschmiegsam und weich anfühlenden Stoff streifte über hautenge und elegante, ozeanblaue Hosen, welche die Form des schönen runden weiblichen Pos raffiniert zur Geltung brachten. Die Schuhe mit leicht spitzen aber nicht allzu hohen Absätzen ließen die etwas fester geratenen Beine geradezu schlank erscheinen. Als mich meine liebe Frau Christine nun ein zweites Mal rammte, dieses Mal etwas stärker, sodass ich mir ein lautes „Aua“ nicht verdrücken konnte, schloss ich meine Analysen über die rassige Dame, wenn auch etwas widerwillig, aber trotzdem entschlossen ab und ließ meinen Blick in eine andere Richtung wandern.

Im Außenbereich saß auf billigen weißen Plastikmöbeln eine Vielzahl an braun- und rotgebrannten Touristen. Leider wurden wir nicht von der schwarzhaarigen erotischen Verführung, sondern von einem durchaus netten, adrett aussehenden jungen Kellner bedient. Wir fragten nach der Karte, aber eine solche gab es nicht. Der Kellner zählte uns auf, was es alles gab, nun denn, wir verstanden nicht sehr viel von den Fachbegriffen der italienischen Küche und wählten alle drei, Christine, Fabian und ich, die Sicherheitsvariante und mein persönliches Lieblingsgericht am Meer: Spaghetti mit Meeresfrüchten, garniert mit Knoblauch, Basilikum und Olivenöl der angrenzenden Bauern, wie uns der Kellner mitteilte. Dazu bestellten wir uns einen fruchtigen roten Tischwein, den wir in einer ganz einfachen Karaffe und in einfachen Gläsern serviert bekamen.

Es war ein besonderer Abend, obwohl sich in dem Lokal nichts Besonderes ereignete. Doch in mir tat sich was, in mir regte sich was, in mir spürte ich einen Entschluss wachsen, ich wusste nur noch nicht welchen. Die Spaghetti mit den Früchten des Meeres ließen Bilder vom tiefen großen blauen Ozean in mir aufsteigen, so herrlich schmeckte das Nudelgericht. Der Halbliter Wein reichte uns nicht, und wir bestellten noch einen Viertelliter nach, Fabian durfte ausnahmsweise eine Cola ordern.

Sehr oft, wenn ich duftenden Rotwein trank, trug mich die Poesie fort in weite ferne Märchenwelten. Ich spürte Schmetterlinge im Bauch, ich sah sie auch und ließ mich gedanklich von ihnen forttragen.

Es waren zwei zarte, weiß-orange Aurorafalter, die in einem hellen, ja fast weißen Raum um schwebende und glänzende Seifenblasen schwirrten. Je näher ich den Raum betrachtete, desto heller wurde er. Von überall her strömten freudvolle Lichter, der Raum verwandelte sich in ein diffuses glänzendes Lichtermeer. Die durchsichtigen und unterschiedlich großen Bällchen glitten im Raum umher, ziellos wie leichte Federn im Wind.

Ich nippte am Weinglas und lauschte staunend den Schmetterlingen. „Plopp“, hörte ich, als ich beobachtete, wie der eine leichtgliedrig und mühelos die Hülle der Seifenblase flatternd durchdrang. Das Bild eines Fantasiefilmes forderte sein Recht ein, betrachtet zu werden – war es „Harry Potter“ oder „Der Herr der Ringe“? Ich sah einen alten Greisen durch einen Spiegel schreiten und eine wundersame Märchenwelt betreten. Gleich aber wieder kehrte ich zum Falter zurück, und sah ihn sich genüsslich in der Innenwelt der Seifenblase hin- und herwiegen. Das Bild des kleinen Fabian schlug an meine Seele, wie ich ihn als kleines Baby mit „La le lu, nur der Mann im Mond schaut zu“ in den behüteten Dornröschenschlaf geschaukelt hatte.

Wie das Wasser aus dem Brunnen sprudelt, tauchten aus meiner Seele weitere bunte Bilder an die Oberfläche. Der andere Falter tippte mit seinen Füßchen in baumelnder Beschwingtheit von der einen Seifenblase zur anderen. In der Luft drehte er sich um die eigene Achse, so wie ein verliebtes Paar am Wiener Opernball bei dem Donauwalzer seine Kreise durch den Tanzsaal dreht. Als er müde wurde, umarmte er mit seinen Händchen und Füßchen die Seifenblase, in der sich sein Freund wiegte und strich mit seiner Backe vorsichtig über die samtweiche Blase drüber. Der andere Falter lächelte ihm zu. Dahinter sah ich Winona Ryder, eine amerikanische Schauspielerin, die ich sehr gerne mag. Sie spielte mit anderen Schmetterlingen, blauen, grünen, bunten, vor zwei Kindern, die im Bett lagen und sie beobachteten. Ihre rehbraunen Augen sangen ein durchdringendes Lied der Liebe, ein sanftes Lächeln glitt über ihr Gesicht. Romantische Musik. Es war ein Bild aus dem Film „Autumn in New York“, in dem sie zusammen mit Richard Gere die Hauptrolle spielte.

Der Ausflug zu diesen Bildern ist für mich wie das Trinken von Wasser in einer grünen Oase nach stundenlangem, anstrengenden Ritt auf einem Kamel durch die trockene Wüste. Zugleich mit meinem Humor, der die so vielen dunklen Gedanken doch manches Mal aufzuhellen in der Lage ist und der nimmer endenden Hoffnung, dass das Leben doch ein einzigartiges Wunder sei, sind sie bedeutende Anker meines Daseins.

„Bist du wieder weit weg von uns?“, fragte meine liebe Frau Christine. „Ach nein, ich dachte nur an Aurorafalter, Seifenblasen und Winona Ryder.“ „Ach so, hab wie immer alles verstanden.“

Der Bestellungen noch nicht genug, oh nein. Abschließend gab es noch einen Caffè Macchiato und einen Limoncello. Das ist ein Zitronenlikör, mit Zucker, Zitrone und Schnaps einfach zuzubereiten, der dem Abschluss jeder ordentlichen Mahlzeit in Italien seine Krönung aufsetzt. Dabei wurde uns nicht ein Schnapsglas serviert, sondern die ganze Flasche auf den Tisch gestellt. Es war eine einfache Flasche, ohne Etikett, nach Aussage des Kellners selbst gemacht; und tiefgekühlt, das Eis glitzerte an

der Flasche wie die Scheiben eines Autos an einem eiskalten Wintermorgen. Und so bedienten wir uns, und schenkten, nachdem das erste Gläschen geleert war, gleich das zweite nach. Ich konnte heute den Hals nicht voll bekommen und bestellte noch einen Dolce, und zwar ein Tiramisù. Oh, mmmhh, das schmeckte. Als ich das dritte Gläschen Limoncello einschenkte, wurde es, so vermute ich, dem Kellner zu bunt, und er räumte die Flasche mit einem eindringlichen und deutlichen Blick vom Tisch.

Ich fühlte mich frei, ich genoss alles, das Einatmen und das Ausatmen, die warme Luft, den guten Wein, den süßen Limoncello, meine Frau, meinen Sohn, den Kellner, der etwas böß geguckt hatte, alles war gut so, wie es war. Kein Wunsch, etwas zu tun, kein Zwang, keine Angst, kein Vorurteil, keine Eile, nichts war da, außer dem Gefühl von Freiheit. Und in dieser Seelenharmonie sagte ich ganz ruhig und ernst zur Christine: „Du kennst mein und unser Leben. Ich will Papaqua nicht nur kaufen, ich will hierher in die Toskana ziehen, ein ganz neues Leben beginnen und den Rest unseres Lebens hier verbringen.“

Die Antwort von Christine war für mich äußerst überraschend, denn sie entgegnete mir schlicht und einfach: „Ja das machen wir.“ Und Fabian setzte prompt noch eins drauf: „Oh ja, Papi, das ist cool.“

Nun spürten wir, wie sich der Limoncello schrittweise mit dem Tischwein vermischte und sich ganz sachte aber doch bestimmt seine Wege über die Blutbahnen ins Gehirn suchte und ich durch ein leichtes, schwindliges Gefühl davon in Kenntnis gesetzt wurde. Anders ausgedrückt: wir waren leicht beschwipst und fühlten uns sauwohl.

Als ich die Rechnung bezahlte, durfte ich noch feststellen, dass unser lieber Kellner den Limoncello doppelt verrechnet hatte. „Wer regt sich denn an einem so schönen Abend auf, an dem unsere Familie beschlossen hat, ein neues Leben zu beginnen. Um dem alten, so schweren, den Rücken zu kehren“, verriet ich meiner lieben Frau Christine, die schon Protest einlegen wollte.

Mein Lebensalltag, ein Drama

Um vier Uhr morgens wachte ich auf. Jeden Morgen hoffte ich, es würde anders sein, seit Jahren, seit vielen Jahren änderte sich aber nichts. „Wenn der Kunde jetzt nicht zahlt, dann geh ich womöglich in Konkurs und finde mich unter einer Brücke wieder!“ „Heute muss ich zwei Werbebriefe texten, dann die Buchhaltung kontrollieren, dann zu zwei Kunden. Hoffentlich breche ich bei den Kunden nicht zusammen.“ „Um Gottes willen, womöglich erhalte ich vom Finanzamt ein Schreiben, Steuern nachzahlen zu müssen.“ Die Liste meiner Angstgedanken ließe sich noch beliebig fortsetzen. Schweißausbrüche, mehrere Stunden lang. Um sieben Uhr morgens kämpfte ich mich gänzlich erschöpft aus dem Bett und watschelte zur Dusche. An meiner Kehle würgte die Angst, sie wollte sich wohl selber unterdrücken. Das Würgen an der Kehle war den gesamten Tag hindurch mein ungebetener Begleiter. Jede Aufgabe in meiner Marketingagentur war ein Kampf für mich, bei jeder auch noch so kleinen Aufgabe begleitete mich die Angst zu versagen. Ich aber sagte der Angst täglich den Kampf an, ich wollte nicht aufgeben. Seit Jahren, seit fünfzehn Jahren. Rein äußerlich schaffte ich das auch. Ich war erfolgreich, war Inhaber einer Agentur, die letztthin fünfzehn Mitarbeiter beschäftigte und verdiente gutes Geld; mit meinen nicht mal vierzig Jahren bereits soviel, dass ich finanziell ausgesorgt hatte.

Am Abend kehrte ich noch erschöpfter in mein Zuhause zurück, als ich es am Morgen verlassen hatte. Ich setzte mich vor den Fernseher, den berechtigten Forderungen nach Gesprächen und Spielen mit meinem Sohn Fabian und meiner Frau Christine versuchte ich auszuweichen, wo es nur ging. Der verspannte Nacken brannte vor Schmerz, ebenso der Rücken im unteren Lendenbereich. Vor Erschöpfung schleppte ich mich frühzeitig, so gegen neun, halb zehn Uhr abends zu Bett. Hier drehte und wendete ich mich hin und her und auf und ab, mehrere Stunden lang, bis ich gegen ein Uhr morgens einschlief. Angstträume waren die Regel, nicht die Ausnahme. Und nach drei Stunden unruhigen Schlafes wachte ich um vier Uhr morgens auf und es wiederholte sich der eben beschriebene Tagesablauf. Am Wochenende lag ich zu Hause rum, von Schuldgefühlen und Minderwertigkeitskomplexen geprügelt, nichts zu sein und nichts zu leisten. All die Kräfte, die am Wochenende an mir zerrten, gipfelten in schlimmen Selbstzerstörungsgefühlen, welche an den letzten Lebenskräften nagten wie ein tyrannischer Herrscher, der die letzte Arbeitskraft aus seinen Sklaven herauspeitscht.

In dieser Form prügelte und plagte ich mich durch die Woche. Ich hielt es in meiner eigenen Haut nicht mehr aus.

BLITZ und DONNER – das Gewitter in mir

Ich male ein Bild in mein Bewusstsein.

Wolken ziehen auf, immer mehr, es wird immer dunkler und schwärzer am Himmel und auf der Erde. Ich bin ein zehnjähriger Junge, alleine im Wald, weit und breit nichts anderes als dunkle hohe Tannen- und Fichtenbäume. Ich fürchte mich. Hoffentlich kommt kein Gewitter. Das ist gefährlich im Wald, dort schlägt häufig der Blitz ein. Es ist lebensgefährlich, sich bei Gewittern im Wald aufzuhalten.

Von der Ferne höre ich schon einen leichten DONNER. Er kommt näher. BLITZE erahne ich durch Aufhellungen des Himmels. Das Gewitter bleibt über mir stehen. Es BLITZt, groß, mächtig und hell erscheinen die ZickzackBLITZE am Himmel. Nach jedem BLITZ ein wilder, wütender DONNER. Eiskalte Angstwallungen fließen von meiner Brust durch meinen ganzen Körper. Ich zähle die Sekunden nach den BLITZEN. Nicht mal bei eins angelangt, DONNER es schon. Das Gewitter ist also direkt über mir. Lebensängste kommen auf. Ich beginne zu laufen, immer schneller. Die Leuchtstrahlen der BLITZE und das Gepolter des DONNERS scheinen mir nachzulaufen. Irgendwann muss ich stehenbleiben, da ich es nicht schaffe und total erschöpft bin. Es bleibt aber keine Zeit zum Erholen. Das Gewitter ist wieder direkt über mir. Der Himmel beginnt zu weinen, es schüttet, meine Kleider sind im Nu nass, als wäre ich angekleidet ins Wasser gefallen. Der Regen wird stärker und peitscht rücksichtslos an meine Haut. Die Jacke, die ich um die Hüfte gehängt hatte, ziehe ich an. Die Mütze drücke ich in meinen Kopf hinein. Ich sehe fast nichts mehr, Regen und Gewitterwolken machen den Tag zur Nacht. Mich friert am ganzen Körper. Ich kämpfe und hoffe, dass es besser wird, aber das Gewitter gibt nicht nach, keinen Millimeter. Ich beginne wieder zu laufen. Die Hände sind blaurot vor Kälte, Ohren und Füße spüre ich kaum mehr. Neuerliche Erschöpfung. Ich halte an. Der Regen ist nicht nur kalt, er ist auch stark und wird immer stärker, je länger ich so stehenbleibe. Die Furcht, die Kälte, ich halt es nicht mehr aus. Wenn ich so stehenbleibe, bringen mich BLITZE und Kälte um. Ich kämpfe weiter, ich kämpfe um mein Leben. Ich bekomme Angst, dass ich es nicht schaffe, vor dem Gewitter davonzulaufen. Die Angst wird immer größer. Ich kann kaum mehr atmen, ich bin erschöpft, total erschöpft. Und muss stehenbleiben. Die gleiche Szene geht von vorne wieder los. Laufen, Erschöpfung, anhalten, Angst, der Versuch von vorne. Immer wieder. Ich kann tun was ich will, es gibt keinen Ausweg.

Der DONNER ist die tief in meiner Seele hetzende Seinsangst. Ich male ein anderes Bild. Ich sehe, wie ich mich mit meiner ausgestreckten Hand an einem Vorsprung einer Felswand verzweifelt festhalte. Die Wand ist überhängend, meine Füße baumeln frei in der Luft. Unter mir geht es einige hundert Meter in die Tiefe. Lass ich los, stürze ich in den Tod. Ich bin nicht mal schwindelfrei. Ich habe Angst und benötige unendlich viel Kraft, mich festzuhalten. Immer wieder versuche ich, auch mit meiner anderen Hand einen Halt zu finden, um mich dann hochzuziehen. Jedes Mal aber rutsche ich ab. Mein gesamter Körper ist angespannt. Ich habe keine Wahl, um nicht zu sterben muss ich mich mit aller Kraft festhalten.

Viele Spekulationen stellte ich an, eine halbe Bibliothek an Büchern habe ich gelesen, hunderte von Seiten habe ich in den Computer getippt, über Annahmen, woher diese Seinsangst kommt und was sie beinhaltet. Die wahrscheinlichste Theorie ist die im Folgenden geschilderte.

Ich habe einiges an Erbgut von den früheren Generationen in meine Wiege gelegt bekommen und erblickte somit bereits als sensibles Seelchen das Licht der Welt.

Hans, mein Opa väterlicherseits, war als Kind akademisch-aristokratischer Eltern ein gebildeter Mann. Er wurde Anfang der 1940er Jahre, während der Diktatur des Dritten Reiches, nach Berlin berufen und ließ seine Frau und seine Kinder in der Heimat zurück.

In einer psychotherapeutischen Behandlung hob mein Bewusstsein aus der Seele ein Bild hervor: Opa Hans pflegte in Berlin eine Beziehung mit einer jüdischen Frau, die drei kleine Kinder hatte. Er stand mit ihr und ihren drei Kindern wie angewurzelt vor einem brennenden Stadthaus in Berlin. In meinem Bild sah ich die fünf Personen nur im Rücken. Bewegungslos starrten sie das Haus an und waren völlig verzweifelt. Mein Opa nahm die blonde Frau in den Arm, die drei kleinen Kinder hielten sich an den Händen fest. Mehr konnte ich in dem Bild nicht erkennen.

Jedenfalls floh mein Opa 1943 aus Berlin und wurde gleich darauf gefangen genommen. In der Gefangenschaft erkrankte er an einem Nierenleiden und starb fünf Jahre nach seiner Rückkehr in die Heimat an den Folgen der Krankheit. Mein Opa war von tiefen Schuldgefühlen geplagt, zum einen von der Lüge des Naziregimes, an dem er mitgewirkt hat, und zum anderen von der Beziehung mit der jüdischen Frau und ihren drei Kindern, obwohl er zu Hause Frau und Kinder hatte. Er hatte zuerst seine eigene Familie im Stich gelassen und dann die verzweifelte jüdische Frau mit den drei Kindern. Zugleich lösten Flucht und Gefangenschaft Verfolgungsängste aus. Die Erkenntnis, wie stark mein Opa Hans gelitten hatte, resultierte aus einer Familienaufstellung; dies ist eine Methode der Gruppentherapie, der ich vor einigen Jahren beigewohnt habe.

Schuldgefühle und Verfolgungsängste werden vererbt, aber nicht unbedingt an die eigenen Kinder, sie können auch eine oder sogar mehrere Generationen auslassen. So hatten sie die Generation meines Vaters ausgelassen und wurden in meine Wiege gelegt. Als kleines Baby hatte ich ununterbrochen geheult, so erzählte mir meine Mutter.

Meine Eltern wiederum wurden in ihren Familien im Vergleich zu ihren Geschwistern stiefmütterlich behandelt, litten sehr darunter und bekamen somit früh ihr Paket an Belastungen und Herausforderungen für ihr Leben aufgeladen. Mein Vater entwickelte sich in seinen jungen Jahren zu einem Rebell. Er wollte nichts wissen von einer akademischen Ausbildung, welche über Generationen Tradition und fester Baustein seiner Familie gewesen war. Er wollte zeigen, dass er sein Leben mit Arbeit und Körperkraft bewältigen konnte. Er kleidete sich in Leder, gelte seine Haare blitzblank und fuhr schwere Motorräder, raste mit über hundert Stundenkilometern die Bobbahn von Cortina d'Ampezzo herunter, während sein Opa volkstümliche Lieder komponierte und sein Onkel an einem philosophischen Roman schrieb. Meine Mutter wurde von meiner Oma geschlagen, während ihre Schwester durch den Alltag hofiert wurde. Sie flüchtete aus ihrer Herkunftsfamilie, indem sie bereits im Mädchenalter von achtzehn Jahren meinen Vater heiratete. Sie war so jung, sie war zu jung.

Verborgene seelische Schattengestalten wucherten also bereits im Hintergrund, als sich Vater und Mutter das Ja-Wort vor dem Traualtar gaben. In späteren Jahren kletterten die Schattengestalten an die Oberfläche. Mein Vater neigte zu Gewalt, wenn die Söhne nicht folgsam waren. Und er war fordernd. Wenn wir etwas Gutes machten, hörten wir kein Lob, wenn wir nicht folgsam waren, gab es Strafen, in schlimmeren Fällen Prügel. Ich und meine zwei Brüder hatten das Gefühl, Versager zu sein. Mein Vater war als Vaterfigur, die seinen Kindern Sicherheit, Geborgenheit und Liebe mitgibt, nicht anwesend. In seiner Jugend baute mein Vater gegenüber seiner eigenen Herkunftsfamilie

Aggressionen auf, die er in seiner eigenen Familie auslebte. Hausbau und Schulden forderten ihren Tribut und nötigten ihn, über seine Arbeit hinaus täglich bis spät in die Nachtstunden hinein zu schuften.

Ebenso wie der Vater war meine Mutter mit der Situation überfordert. Sie war jung, sie war alleine. Sie konnte weder von ihrem Mann noch von ihren Eltern Hilfe erwarten. Ängste schlichen sich ein. Irgendwo musste sie einen Halt finden. Sie suchte und fand ihn bei ihren drei Söhnen. Ihre Kinder wurden zu ihrem Lebensinhalt. Sie gab ihnen jegliche Fürsorge der Welt, ihr Unterbewusstsein erwartete von den Kindern zugleich aber Schutz und Sicherheit: „Kinder, liebt mich, schützt mich, seid für mich da und um Gottes willen, lasst mich nicht alleine, sonst schaffe ich das alles nicht.“ Erst in viel viel späteren Jahren wurde ich mir all dieser Zusammenhänge bewusst und erkannte, dass ich nicht nur als Kind, sondern auch als Erwachsener damit völlig überfordert war. Der Keim für ein drückendes Schuldgefühl, das mein Leben begleiten sollte, war gelegt. Der mir erst jetzt bewusste Gedanke lautete wohl: „Wenn die Mutter schon alles für mich getan und sich fast selbst aufgegeben hat, bin ich es ihr schuldig, immer für sie da sein zu müssen.“

Nicht zuletzt bin ich ein Sandwichkind, von drei Buben bin ich der mittlere. Mein ältester Bruder war der Anführer, der jüngste hatte die größte Aufmerksamkeit und der mittlere ist in der Regel in schwierigen Familiensituationen der am meisten in Mitleidenschaft gezogene.

Meine Seele hatte die Eigenschaft eines trockenen Schwammes, der jegliche in seiner Umgebung befindliche Nässe in sich einsaugt. So nahm ich alles fleißig mit: Konflikte zwischen den Eltern und den Eltern und Großeltern, die Missachtung meiner Großeltern mütterlicherseits, Konflikte innerhalb der eigenen Familie, Konflikte mit den Geschwistern, die Ängste der Mutter, die Angst vor dem unberechenbaren Vater, der mir das Gefühl gab, nichts wert zu sein... ich sog alles fleißig und kontinuierlich in mich hinein. Das raue Klima in der Familie und die Lieblosigkeit des Umgangs brachten den Lebensmut eines sensiblen Knaben zum Erlöschen.

Meine lieben Eltern, sie konnten nicht anders und sie wussten es nicht besser. Ihre eigene Seelenlandschaft war von dunklen Wolken überschattet, sie waren mit der familiären Situation komplett überfordert. Sie konnten die Rolle liebender Eltern, die ihre Kinder als selbstbewusste Heranwachsende erziehen, nicht wahrnehmen, da sie es in ihren eigenen Familien selbst nie erfahren hatten. Mein Gefühl meinen Eltern gegenüber war über Jahre hinweg ambivalent: auf der einen Seite hasste ich sie, auf der anderen Seite empfand ich ihnen gegenüber Liebe und Mitgefühl. Ich danke dem lieben Gott dafür, dass er mir die Kraft gegeben hat, meinen Eltern in meinem letzten Jahr in der Toskana aus tiefstem Herzen zu verzeihen, sie nicht mehr zu beschuldigen und sie als ihr Sohn aufrichtig lieben zu dürfen.

In meiner Familie fand ich den Lebensanker nicht. Ich flüchtete zu meinen Großeltern mütterlicherseits und begegnete der nächsten Enttäuschung. Ich war weniger als meine Cousinen, auch Oma und Opa gaben mir das Gefühl, nichts wert zu sein. Wenn es eine Art von Zuneigung gab, dann war diese an eine Leistung geknüpft. Eine gute Schulnote, ein großer Sack voller Pilze, die ich vom Wald nach Hause brachte, eine Hilfe im Garten, was auch immer, etwas musste herhalten. Und der kleine Hans lechzte nach Zuneigung. Er versuchte brav und artig zu sein und irgendetwas zu tun, um manchmal ein kleines Lob einzuheimsen, wie ein Mann in der Wüste, der am Verdursten ist und endlich etwas Wasser findet.

Ich war enttäuscht. In meiner Familie fand ich keine seelische Nahrung, bei meinen Großeltern auch nicht. Ich versuchte es bei meiner Tante, der Mutter meiner Schwester. Bei ihr hatte ich das erste Mal das Gefühl, angenommen zu werden. Bei näherer Betrachtung muss ich heute aber erkennen, dass ich dort bestenfalls ein Mitläufer war und somit auch dort das Gefühl hatte, ein Mensch zweiter Klasse zu sein.

Tief in meiner Seele entstand das Gefühl, mich nirgendwo festhalten zu können. Die Umwelt, die Menschen waren eine Gefahr. Ich als Hans bin nicht gut genug, ich als Mensch reiche nicht aus, dass man mich sein lässt oder dass man mich sogar lieb hat. Ich bin schlecht und nicht richtig. Wenn ich einfach so bin wie ich bin, wird mich die Umwelt nicht annehmen und lieb haben, nein, im Gegenteil, sie wird mich zerstören. In meinem Inneren war nichts, an dem ich mich festhalten konnte und was mir Schutz, Sicherheit und Geborgenheit gab. Als kleiner unschuldiger Knabe stand ich allein in der Welt. Es war nichts mehr da. Meine Seele entwickelte sich wie eine hungrige Kuh in einer Scheune halbvoll mit Heu. Die Kuh frisst das Heu, bis nichts mehr da ist. Anstatt die Scheune stetig mit Heu zu füllen, wurde die Kuh ihrem Schicksal überlassen. Bis die Scheune ganz leer war und die Kuh gar nichts mehr zum Fressen hatte.

All die Erfahrungen mit Eltern, Großeltern und Tante führten dazu, dass ich den Menschen in meiner engsten Umwelt nicht mehr vertraute. Sie würden mich, wenn ich schwach wäre, wenn ich mal böse wäre, wenn ich mal nicht den Erwartungen entspräche, nicht schützen. Sie würden mich alleine, sie würden mich fallen lassen. Und dann würde ich sterben. Psychologen sprechen gerne vom fehlenden Urvertrauen. Es wurde schlichtweg vergessen, es in meine Seele zu verpflanzen. Und wenn ich nicht mal den engsten Menschen in meinem Umfeld vertrauen kann, dann schon gar nicht anderen Menschen. Und somit entstand ein tief sitzendes Misstrauen den Menschen gegenüber. Ich war nicht mehr in der Lage, anderen Menschen vertraut und ungezwungen zu begegnen.

Der kleine Hans fand außen keinen Halt. Um sich seelisch gesund zu entwickeln, müssen kleine Kinder aber außen einen Halt finden, denn aufgrund ihres Alters sind sie noch nicht in der Lage, in ihrer Innenwelt einen Halt zu finden. Da ich also außen keinen Halt fand, fand ich auch innen keinen. In seiner Seele konnte der kleine Hans also keinen Anker bilden, kein Vertrauen zu sich selbst. „Ich bin lieb, ich bin nett, ich kann gut Sandburgen bauen, mein Papi hat mich lieb, meine Mami hat mich lieb, wenn mich mein Papi mal schimpft, sind meine Omi und mein Opi da, ich bin schlau, weil ich gute Noten in der Schule habe, ich bin tapfer, wenn ich mich als Indianer verkleide, dann fürchten sich alle vor mir, ich fahre mit Mami und Papi wieder in den Urlaub, und da wird es toll...“ Das wären Anker gewesen, oh ja! An denen hätte sich der kleine Hans festhalten können. Es gab sie nicht. Ich konnte kein Selbstvertrauen aufbauen.

In der Ruhe liegt die Kraft, so heißt es. Ein Mensch ist in seinem Inneren immer dann ruhig, wenn Anker da sind. Er geht die täglichen Aufgaben des Lebens gelassener an. Er ist nicht darauf angewiesen, die Aufgaben so zu erfüllen, wie es Andere erwarten. Denn seine Seele weiß: wenn das jetzt schiefgeht, dann bin ich trotzdem noch ein liebenswerter Mensch. Seelische Anker sind der Nährboden für Lebenskraft. Je stärkere Anker ein Mensch hat, desto mehr Kraft hat er und desto belastbarer ist er.

In der Unruhe liegt die Kraftlosigkeit. Das wäre der Rückschluss. Der Mensch beißt sich an den Aufgaben, die ihm das Leben stellt, fest. Er will um alles in der Welt die an ihn gestellten Anforderungen erfüllen. Denn wenn er sie nicht erfüllt, ist kein Anker da, der ihn festhält. Er würde also niederfallen, wenn er die Aufgaben nicht erfüllen würde. Er kann deshalb nicht ruhig und

gelassen an die Aufgaben herangehen. Und das kostet den Menschen unendlich viel Kraft. Er fürchtet sich deshalb vor den Aufgaben, und da er kraftlos ist, ist er auch nicht belastbar.

Da in meinem Leben keine Anker da sind, bin ich nicht belastbar. In manchen Momenten bin ich so schwach, dass ich in meiner seelischen Tiefenschau Ohnmachtsgefühle und –bilder sehen kann. Dann habe ich das Gefühl, nicht mal in der Lage zu sein, im Laden ein Kilo Äpfel zu kaufen.

Das Erbgut und die seelische Verkrüppelung in meiner Kindheit ließen in meinem Unterbewusstsein über die Jahre ein Gefühl der völligen Hilflosigkeit und inneren Verzweiflung heranwachsen. Der Keim für die allgemeine Seinsangst war in die Erde gelegt, und sie würde in späteren Jahren in wilder Form wüten und um sich schlagen, vor allem aber auch in mich hineinschlagen.

Was geschah nun mit dem heranwachsenden Hans? Würde er weitersuchen nach Ankern, oder würde er zusammenbrechen? Man möchte meinen, seine Seele würde das nicht packen, er würde einbrechen und von der einen in die andere Psychiatrie geschoben werden, ein Sozialfall oder drogenabhängig werden. Es war dies nicht der Fall. „Mit mir nicht“, sagte sich der Hans im Zöglingsalter!!! Die Schlacht gegen die Welt begann.

Was also machte der kleine Hans? Nun, er hielt die Angst vor dem DONNER nicht mehr aus, er spürte die Seinsängste an sich knabbern. Er fürchtete sich vor dem Einbruch. Er begann zu laufen, schnell zu laufen, immer schneller. Und er sagte sich selber und seinen Ängsten, den Menschen und der Welt den Kampf an. Er wollte sich auf keinen Fall unterkriegen lassen. Und er wollte nicht nur das nicht, er wollte besser sein als der Rest der Welt.

Meine innere Verzweiflung projizierte einen beißenden Narzissmus in mein Ego. Trotz niedrigster Belastbarkeit peilte ich die höchsten Ziele an, nur das Beste war gut genug für mich. Zweiter zu sein war zu wenig. Und zwar in allen Bereichen: im Aussehen, im Sport, später im Universitätsstudium, noch später im Beruf. Man kann sich vorstellen, welche Spannung in Körper, Geist und Seele entsteht, wenn man im Rollstuhl fährt und – koste es was es wolle – auf den Mount Everest steigen will.

Zuerst versuchte ich es mit Sport und zwar in verschiedenen Ballsportarten wie Fußball, Handball oder Tennis. Ich konnte nicht befreit spielen, da ich eine enorme Spannung in mir spürte. Vor den Wettkämpfen vernahm ich ein Zittern, das in den Jahren immer stärker wurde. Mein beißender Narzissmus war aber keinesfalls gewillt, auf meinen zitternden Körper zu hören. „Was soll das? Geh weg! Ich bin doch ein Bursche, und kein Waschweib. Ich will das Gezittere nicht haben!“ Meine Knie und Füße fühlten sich an wie ein Schwamm. Ich ging in den Wettkampf, und brach mir in einigen Jahren mehrmals Füße und Hände. Meine Seele ließ es nicht zu, mich zu belasten und zerstörte so meinen Körper. Ich war gezwungen, den Ballsport an den Nagel zu hängen.

Aus der im Unterbewusstsein wuchernden Seinsangst entstand die furchtbare und im Gegensatz zur Seinsangst bewusst spürbare Versagensangst. Die Versagensangst ist der BLITZ. Der BLITZ ist schnell, untriebig, ich bin erregt, aufgeregt, elektrisiert. Ich renne solange, bis ich erschöpft bin und nicht mehr kann. Dann bleib ich stehen. Sobald ich stehen bleibe, DONNERT es. Entweder es BLITZT oder es DONNERT. Es ist ein teuflisches Spiel.

Leider war mir im Zöglingsalter in keinem Moment bewusst, was in meinem tiefen Inneren wirklich vor sich ging. Ich durchschaute das heimtückische Zusammenspiel von BLITZ und DONNER nicht. Wie ein Radar suchte meine Seele also nun nach neuen Möglichkeiten, der Größte zu sein. In alle Ziele

und Ansprüche, die ich mir setzte, verbiss ich mich zwanghaft. Da ich auch bei den Frauen der Beste sein wollte, ging ich ins Fitnessstudio. Ich nahm Tabletten sowie künstliche Eiweiße und Kohlenhydrate, um meinen Körper aufzublasen. Zur gleichen Zeit warf ich bereits Psychopharmaka ein. Vollgestopft mit Medikamenten stapfte ich ins Kraftstudio, um hundert Kilo von der Bank hoch zu drücken. Pervers. Mein Körper ließ sich diese Vergewaltigung an mir selbst aber wiederum nicht bieten. Bei einem Skitourenaufstieg stürzte ich zweihundert Meter in die Tiefe und brach mir mit einem Mal elf Knochen. Ein einziges Wunder, dass ich dabei überlebte. Auf der Ebene des Körpers konnte ich mich nicht profilieren, das begriff ich nun.

Auf der intellektuellen Ebene hingegen erhielt mein Narzissmus Nahrung. In der Rekordzeit von dreieinhalb Jahren schloss ich mein Betriebswirtschaftsstudium mit Bestnoten ab. Selbstverständlich hatte ich zahlreiche Arbeitsangebote, ich war aber vor lauter Laufen und Laufen und niemals Anhalten total erschöpft, psychisch am Ende und hätte niemals die Kraft gehabt, einen Job in der Wirtschaftswelt anzunehmen. Einen Monat lang zog ich mich in ein finsternes Zimmer zurück. Den DONNER hatte ich im Laufe meines Studiums durch den BLITZ betäubt. Nun musste ich dem DONNER, der Seinsangst, aber wieder direkt ins Gesicht schauen, da ich rein physiologisch nicht mehr konnte, und sie blies mir stärker ins Gesicht denn je.

Der DONNER plagte mich mit schlimmen, zwanghaften Selbstzerstörungsbefehlen und Lebensverboten. Ich ließ es nicht mehr zu, etwas Positives zu denken und zu fühlen, ich verbot mir überhaupt zu denken, mich zu bewegen, ich verbot mir zu leben. Die im Kopf tobenden Lebensverbote suchten sich einen Filter, einen körperlichen Ausdruck und sie fanden ihn an der Kehle. Sie zerrten und würgten an meiner Kehle, sie schnürten sie zu, meine gesamte Wahrnehmung war auf den Schmerz in der Kehle gerichtet. Ich war nicht mehr da, nicht mehr unter den Menschen, ich war apathisch und stand neben mir, täglich, tagtäglich, seit einer halben Ewigkeit.

Ich sagte mir: „Hans, du musst weiter. Sonst wirst du zum Sozialfall. Da kannst du dich dann gleich umbringen!“ Und der Hans rappelte sich wieder auf und kämpfte weiter. Ich drehte mich wieder um und flüchtete vor der mich zerstörenden Seinsangst. Ich kämpfte um einen Job als Universitätsassistent und erhielt ihn. Das erste Mal im Leben sah ich ein, dass ich krank war. Es änderte aber nichts an meinem Leistungsmuster. Nun wollte ich der beste Universitätsassistent sein. Da mich der liebe Gott mit ein wenig Intelligenz und Kreativität ausgestattet hat, konnte ich mich in der Tat profilieren und wurde von den Studenten einige Male als bester Lehrkörper der betriebswirtschaftlichen Fakultät bewertet.

Nun ging es Schlag auf Schlag. Ich schrieb meine Dissertation, promovierte, gründete meine Firma und wurde finanziell erfolgreich. Nach außen hin funktionierte ich einwandfrei. Ich brachte meinen Kunden gute Problemlösungen, war freundlich und nett, stets zuverlässig und kompetent, einfach alles vom Feinsten. Ich war tatsächlich ein Mensch, der stolz auf sich sein konnte. Nach außen hin gab ich das Bild eines Marathonläufers ab, der nie stehenbleibt, sondern immer läuft; wie Tom Hanks in Forrest Gump. Und sie schenken mir Beifall, die Menschen. Einem so tüchtigen Läufer muss man doch Beifall zollen, oder?

Innerlich wurde ich von Jahr zu Jahr kaputter. BLITZ und DONNER drückten schmerzhaft an meiner Kehle. Die Woche über tobte der BLITZ, an den Wochenenden und in den Urlauben trieb der DONNER sein infernalisches Spiel. Besonders die Sonntage waren schlimm. Soziale Kontakte versuchte ich weitestgehend zu vermeiden. Etwas Sport trieb ich, weniger, um einen seelischen

Ausgleich darin zu finden, als vielmehr meinen Anspruch zu erfüllen, einen geformten und durchtrainierten Körper zu haben.

Ja, die Sonntage, die sind ja zum Ausrasten und Entspannen da. Bei mir war das Gegenteil der Fall. Wenn ich um fünf Uhr in der Früh aufwachte, hatte ich stets das Gefühl, zwei drückende Hände erwürgten meine Kehle. Der Sonntag ist der Tag des Stehenbleibens, und das war bei mir ja unmöglich.

In der Tat, die vererbten Schuldgefühle von meinem Opa Hans und die vererbten Minderwertigkeitsgefühle von meinen Eltern sind der Ursprung allen Übels. Sie sind der Nährboden von BLITZ und DONNER.

Die Arglist an Schuldgefühlen ist, dass man sich schlecht und im tiefen Herzen als böse empfindet. Dieses Gefühl erträgt der Mensch nicht, deshalb will er es ändern. Er möchte sich nicht mehr schlecht fühlen, er möchte sich gut fühlen. Aus diesem Grunde beginnt der Mensch zu machen, zu tun. Er will etwas, er will alles wieder gut machen. Er will Sühne. Somit wächst weiteres Unkraut in seiner Seele. Er ist in permanenter Handlungsbereitschaft und Handlungsdisposition. In seinem Kopf läuft es ab wie bei der Feuerwehr, die in Alarmbereitschaft ist und jeden Moment wartet, zum Einsatz zu kommen. Das Schuldgefühl treibt den Menschen an, etwas gut machen zu wollen, jemanden, allen Anderen, etwas recht zu machen, ihnen gegenüber gut und brav zu sein.

Ein großer Unterschied dazu ist es, wenn Menschen bei sich sind, sich selbst spüren und sich selbst vertrauen. Ein solcher Mensch spürt das Gute in sich, er spürt ein natürliches Bedürfnis, auch im Umfeld Gutes zu tun. Das Gute selbst, das ein Mensch tut, hat also noch nichts zu bedeuten. Es geht nämlich um die Frage, tut er es aus einem Schuldgefühl oder aus seinem persönlichen Bedürfnis heraus.

Der von Schuldgefühlen getriebene Mensch hat das Gefühl, sich immer rechtfertigen zu müssen. Man will dem gesamten Umfeld zeigen, dass man ein guter Mensch ist. Und man hat das Gefühl, das jeden Tag zeigen zu müssen. Wenn man es nicht zeigt, fühlt man sich nicht gut, man fühlt sich schlecht. Um es zu vermeiden, sich schlecht zu fühlen, tut man Gutes. Das Tun ist das Morphem, welches das schlechte Gefühl zu betäuben versucht. Der von Schuldgefühlen angetriebene Mensch wird von einer permanenten Unruhe geplagt, die vor allem dann in ihn einhämmert, wenn er stehen bleibt und nichts tut. Wie ich an den Sonntagen.

Wenn man darüber hinaus - wie in meinem Fall - ein grundsätzliches angeborenes Schuldgefühl hat, wirkt jedes neue, vom Umfeld ausgelöste, wie ein Tropfen Benzin ins brennende Feuer. „Hast du schon wieder die dreckigen Schuhe an! Du hast auch nie Zeit für deinen Sohn!“, sagt die Frau zu ihrem Mann. „Diese Rechnung bezahle ich nicht, sie ist viel zu hoch! Mit dem Geld, das ich dir bezahle, kannst du dir eh bald eine Villa kaufen!“, sagt der Kunde dem Unternehmer. Diese Aussagen bohren sich in die Seele hinein und wüten dort. Man fühlt sich schlecht. Man will sich rechtfertigen, dass der Andere mir gegenüber wieder gut gesinnt ist. Das lässt einen im Kopf nicht mehr los. Man kann nicht aussteigen oder abschalten. Das Schuldgefühl löst also unmittelbar ein Zwangsgefühl aus. Dies wiederum verursacht Hass und Aggression gegen den Auslöser des Schuldgefühls, die Frau, den Kunden, dem Kollegen, man verdammt sie und macht sie verantwortlich für den Hass und die Aggressionen, die man gegen sie hegt. Verhängnisvoll ist aber die Tatsache, dass sich die Aggressionen gegen den Anderen in erster Linie gegen sich selbst richten. Ich beschimpfe und verdamme also mich selber.

In dieser Unleidlichkeit zwischen angeborenem Schuldgefühl, neuem Auslöser des Schuldgefühls, Zwanghaftigkeit und Aggression gegen den Anderen und gegen sich selbst kann sich das Erstere nie abbauen, es wird immer wieder, teilweise täglich von neuem losgetriggert. Wenn er diesen Mechanismus nicht durchschaut und neue Verhaltensmuster probiert und übt, bleibt der Mensch Zeit seines Lebens im gleichen Muster stecken.

Ähnlich verhält es sich mit dem Minderwertigkeitsgefühl. Es ist dies nicht wie beim Schuldgefühl das Empfinden, böse und schlecht, sondern zu gering, zu wenig zu sein. Man hat immer das Gefühl, etwas besser machen zu müssen. Was ich tue, ist nie gut genug, alles ist zu wenig. Schaffe ich es, soviel Geld zu verdienen, um eine Wohnung zu kaufen, ist sie schon zu wenig, bevor ich darin einziehe. Ein Haus muss her. Ein persönlicher Erfolg, in welchem Bereich auch immer, wird nicht mehr wahrgenommen. Alles ist zu wenig. So bin ich gleich wie bei den Schuldgefühlen in ständiger Alarmbereitschaft, etwas zu tun. So wie unser Hund Leon. Wenn eine Katze, ein toskanisches Wildschwein oder ein in der Prärie herum rasender Hase seinen Jägerinstinkt kitzelt, ist er nicht mehr zu halten.

Wird die Seele nun von Gefühlen dominiert, schlecht und gering zu sein, löst das ein unbewusstes Gefühl aus, nicht nur nichts oder wenig wert zu sein, und deshalb ständig etwas tun zu müssen, sondern keine Daseinsberechtigung, keine Lebensberechtigung, kein Geburtsrecht zu haben. Das ist die fatale Wechselwirkung von BLITZ und DONNER. Ihre Wucht ist erschreckend. Einmal tobt der eine, einmal randaliert der andere. Sobald ich mich vom Einen abende, beginnt sich der Andere auszutoben.

Nein, ganz so ist es nicht, sondern etwas schlimmer. Das Gewitter in meiner Seele ist so nahe, dass BLITZ und DONNER sich in der Regel sogar gleichzeitig erhitzen. Es ist nur so, dass ständig einer der beiden dominiert. Unter der Woche BLITZT es hauptsächlich, während ein DONNERgrollen ständig bedrohlich dahinter brütet und abwartet, zuzuschlagen. Gedanklich manifestiert sich dies in treibenden Schuld- und Sühne-, Minderwertigkeits-, Zwangs-, Erregungs-, Aggressions- und Angstgedanken einerseits: „Hab ich dem was getan, weil er mich nicht mehr grüßt?“, „So ein Arschloch. Sein Papi hat ihm alles in die Wiege gelegt, er selbst bringt überhaupt nichts weiter, und spielt sich auch noch groß auf. Ein totaler Versager, der mir auch noch zu spüren gibt, er sei was Besseres!“, „Hab ich den Joseph etwa zu schroff angeredet. Das nächste Mal muss ich ihn freundlicher grüßen und mit ihm ein bisschen plaudern, sonst meint er noch, ich hätte was gegen ihn. Oder hab ich was Anderes getan, was ich nicht hätte tun sollen? Womöglich hat auch ein Anderer schlecht über mich geredet und jetzt grüßt er mich nicht mehr? Ich ruf ihn gleich mal an, und red mit ihm, dann ist alles wieder gut.“, „Meine Mutter könnte das falsch aufgefasst haben. Ich melde mich mal lieber sofort bei ihr und spreche mit ihr darüber.“, „Ich muss dem Kunden gleich mal unter die Nase reiben, dass ich schon wissenschaftliche Bücher geschrieben und internationale Konzerne beraten habe, damit er nicht meint, er sei was Besseres als ich.“, „Um Gottes willen, was, wenn die Präsentation bei dem Kunden schiefgeht. Dann wird er mir womöglich die Zusammenarbeit kündigen, und ich verliere eine Menge Umsatz. Hoffentlich geht dann nicht das Gerücht um, dass ich ein grundsätzlich schlechter Berater bin. Oh je, dann würden andere Kunden womöglich auch zu einem Anderen wechseln, ich könnte meine Firma zusperrn und womöglich unter der Brücke landen.“, „Wenn ich diese Immobilie noch kaufe, dann hätte ich es endgültig geschafft. Dann stell ich noch einige Mitarbeiter ein, dann kauf ich mir noch ein Luxusauto, und dann, und dann, und dann...!“

Das sind die BLITZe, der eine nach dem anderen, je nach Situation, den ganzen Tag schlagen sie ein. Es gibt kaum Ruhe in meinem Bewusstsein, die Tretmühle kreisender Gedanken lässt nicht nach. Und gleichzeitig, also nicht vorher oder nachher, lauert und poltert der DONNER leise aber bestimmt und bei näherem Hinhören klar vernehmbar hinter dem BLITZ. Er droht: „Mach nur so weiter, dann ruinierst du dich total. Dann lass ich dich keine Sekunde mehr in Ruhe. Ich lass dich nicht sein. Ich lass dich nicht mehr gehen. Nicht mehr denken, nicht mehr bewegen, ich male alles um dich herum schwarz an, Bürschchen.“

Der BLITZ zieht nach oben, nach vorne, zur Aktivität, zum Tun, zum Alles-richtig-Machen, zur Perfektion in jeglicher Hinsicht, beruflich, sozial, familiär. Zum Kampf, wenn sich etwas oder jemand in den Weg stellt. Gleichzeitig drückt der DONNER nach unten, zum Stillstand, zur Ohnmacht, zum schwarzen Loch. Ist der DONNER dominant, so wie hauptsächlich an den Wochenenden, verhält sich das Gewitter gleich, nur mit umgekehrten Vorzeichen. Der DONNER schimpft und droht lautstark in mich hinein, als ob mir keine Lebensberechtigung zustehen würde. Der BLITZ will mich mit aller Gewalt aus dem Loch rausziehen, den DONNER betäuben. Er bereitet eine mentale Liste vor, was ich noch alles tun könnte. Ich werde ganz erregt. Er führt eine weitere mentale Liste, was ich unbedingt, am besten sofort, erledigen muss, um nicht vor die Hunde zu gehen.

Das gleichzeitige Aufeinanderprallen von BLITZ und DONNER hat Wesen und Form eines siedenden Dampfkessels, bei dem das Ausluft-Ventil geschlossen ist, in dem also dass siedende Wasser nicht raus darf. „Druck“ nennt man den Zustand, ein Druck, der den Dampfkessel jederzeit zum Explodieren bringen kann. Dieser Druck ist in mir. Er kann nicht raus, er will aber raus, er muss raus. Was tut er? Er frisst sich an meiner Kehle fest und drückt und würgt daran, vierundzwanzig Stunden am Tag.

Ich weiß nicht, ob man meinen Zustand als manisch-depressiv bezeichnen kann, oder ob das ganz etwas Anderes und vielleicht noch viel schlimmer ist. Irgendwo bin ich immer noch Herr der Lage. Manchmal aber beneide ich den manisch-depressiven Menschen. Ich denke mir, dass er in seinem manischen Zustand wenigstens ganz manisch ist, außer Sinn, in einer anderen Welt. Da ist er zumindest high, fühlt sich frei und leicht, auch wenn er in diesem Zustand vielleicht viel Mist macht.

Nun, das war mein Leben. Und es ist mir unbegreiflich, wie mein Organismus diesen Zustand so lange Zeit, fünfundzwanzig Jahre, aushalten konnte, ohne zusammenzubrechen, ohne einer schweren körperlichen Krankheit zum Opfer zu fallen, ohne in eine vernichtende Sucht zu schlittern. Aber mein Überlebenstrieb und meine Flucht nach vorne, zur Leistung, zur Perfektion und zum Erfolg waren scheinbar so stark ausgeprägt, dass sie im wahrsten Sinne des Wortes über eine Leiche gingen, und zwar über meine eigene.

Mein Leben – eine Hoffnung

Gibt es auch etwas Positives aus meinem Leben zu berichten? Wahrlich, wenig, sehr wenig. Von einer Zeit des Glücks gar nicht mal zu denken, nicht einmal von einer Stunde des Glücks. Einen Tag in Ruhe kannte ich nicht, mich selbst spürte ich nicht. Ich war stets am Kämpfen, entweder gegen den DONNER oder den BLITZ. Mein Alltag war nichts anderes als ein ständiger Kampf ums Überleben. Ein krankhaftes Festhalten an der Felswand, um nicht in die Tiefe zu stürzen.

Hingegen fand ich in deutschen und russischen Literaturklassikern einen treuen Begleiter, der mir manches Mal die Hand als ruhenden Hafen für mein Schicksal reichte. Besonders in Hermann Hesse sah ich einen Seelenverwandten, und ich las alle seine Erzählungen, Romane und seine Lyrik mehr als zwei Mal. Der Steppenwolf Hesses schien mir wie aus meiner Seele geschrieben.

Ein Zeitvertreib von mir über all die Jahre des nicht enden wollenden Leidens war es, in den tiefen Ozean meiner Ursprünge, meiner Kinder- und Jugendjahre einzutauchen, um all dies erklären und meine brachialen inneren Gewitter besänftigen zu können. Ich dachte, ich schrieb, ich analysierte. Selbstverständlich versuchte ich mich überdies in allen möglichen Angeboten im kunterbunten Psychomarkt. Ausgehend von mehreren Psychotherapien wie Psychoanalyse, Gestalt- und Verhaltenstherapie sowie von der psychiatrischen Begleitung mit medikamentöser Betreuung bediente ich mich im durchwachsenen alternativmedizinischen Feld der Homöopathie, der Wahrsagerei und der energiediagnostischen Lichttherapie. Der Erfolg blieb aus, abgesehen von der Verpackung meines Leidens in nichtssagende Worthülsen wie endogene Depression, generalisierte Angststörung, Seins-Angst, Borderline-Syndrom oder Burn-Out-Syndrom.

Vor zwei Jahren erkannte ich deutlich, dass ich allen möglichen Therapien zum Trotz immer tiefer und tiefer in die Sackgasse abrutschte und das Ende meines Lebens entweder durch Fremdbestimmung oder durch Selbstbestimmung herannahen sah. Der Leidensdruck wurde so hoch, dass ich an ihm zu ersticken schien. Als Erstes suchte ich für meine Agentur einen Geschäftsführer und fand einen jungen, tüchtigen Mann, der seine Chance sah und diese auch nutzte. Ich bildete ihn aus und legte mein Unternehmen in seine Hände.

Ich versuchte, mit Gewalt stehenzubleiben. Nun schaffte ich es zwar, mich vom BLITZ im Geschäft etwas zu distanzieren, stieß aber auf die Wucht des DONNERS. Der DONNER zerbröselte mein Inneres. So verging ein weiteres halbes Jahr und ich unterzog mich als Nächstes einem dreimonatigen Aufenthalt in einer psychosomatischen Klinik. Hier nahm ich einige Kilo ab und kam blasser heraus, als ich hineingegangen war. Dennoch lernte ich in der Klinik eine neue Einstellung und Lebensphilosophie kennen, die mich bis heute begleitet, auch wenn es Tage gibt, an denen ich mich meilenweit von meiner neuen Lebensphilosophie entfernt sehe und zugeschüttet werde von den alten krankmachenden Mustern. Es ist wie ein Schritt zur Seite, mit dem ich von BLITZ und DONNER aussteige. Ein Schritt in ein spirituelles Feld, ein Schritt ins Leben. Oder ein Loslassen meines Festhaltens an der Felswand, ein Fallen in die Tiefe und ein Erkennen, dass ich nicht auf harten Boden lande, der meinen Körper zerschmettert, sondern auf einem weichen, flaumigen Wattedepolster.

Ich erkannte, dass der liebe Gott immer da ist, auch in meinen dunkelsten Stunden. Er ist da, weil ich lebe, atme, mein Herz klopft und mein Puls schlägt, weil die Vögel zwitschern und die Sonne scheint. Der liebe Gott muss mich nicht beschenken mit Glück und Gesundheit, sondern er beschenkt mich mit dem Leben, mit dem Grundwert des Lebens selbst, mit dem Sein. Und das Sein selbst ist seine Liebe, die er mir immer schenkt, bei jedem Atemzug. Deshalb liebt mich Gott, allein deshalb, weil ich

da bin und er wollte, dass ich da bin, da er mir das Leben geschenkt hat. Das ist die Wahrheit, das ist die wirklich einzige grundlegende Wahrheit auf dieser Welt. Alle Bilder, Gedanken, Regungen und Gefühle, die auf meiner Bewusstseinssebene ihr Unwesen treiben, sind subjektive Interpretationen der Wahrheit und haben mit dieser selbst nichts zu tun.

Gott ist die Liebe, die Wahrheit und das Leben. Alle Dinge nun, die in mir sind, die guten und die bösen, Ying und Yang, gehören zu mir, sind Teil von mir. Und alle Dinge, die in mir sind, darf ich annehmen und akzeptieren. Also auch die schlimmsten Ängste, Kampfgedanken, Zwänge, die oft so schlimm sind, dass sie mir kein Leben erlauben. Ich lerne, diese neutral anzuschauen, sie zu beobachten, sie weder brachial noch mit subtiler Raffinesse zu bekämpfen. Ich lerne, sie ganz anzunehmen. Ebenso gehe ich mit dem Kampf gegen die Ängste und der Flucht davor um. Ich versuche, jede auch noch so subtile Flucht aufzuspüren und sie anzuschauen, und nicht mehr von der Angst angetrieben etwas zu tun, zu handeln. Ich spüre die Angst, ein Kunde will nicht zahlen. Nun rufe ich nicht gleich beim Kunden an, und frage ihn nach der Zahlung, sondern ich versuche, mit mir selbst Kontakt aufzunehmen und die Angst zu beobachten.

Die Akzeptanz all meiner Triebe und Regungen ist ein Akt der Selbstachtung und somit der Selbstliebe. Und es gibt keine Kraft, kein Medikament und keine Therapie, die wirklich heilt, außer der Liebe. Die Liebe und der liebe Gott sind da, weil ich da bin. Und Gott ist tausendmal größer als die noch so großen Ungeheuer und Monster in mir. Lerne ich die schlimmsten Ängste in mir zu akzeptieren, weiß ich, dass ich gehalten werde von Gott, da er da ist. Die Ängste können mich also nicht zerstören. Und Gott beschenkt mich mit seiner Gnade in Form von Dankbarkeit, Ergebenheit und Demut. Geschenke, die er behutsam in meine Seele legt.

Dem Leben und der Liebe näher zu kommen, dafür lohnt es sich da zu sein. Diese meine Lebenseinstellung suchte eine Ausdrucksmöglichkeit und fand sie in der indischen Heilslehre des Yoga. Yoga lehrte mich, langsam und mit viel Geduld meinen Körper anzunehmen und ihn als Ausdruck meiner Seele zu begreifen. Mein Körper nämlich hatte in meinem bisherigen Leben die Aufgabe, zu funktionieren und nach außen hin zu gefallen. Er wurde von meinem Ego instrumentalisiert und hatte ihm zu gehorchen. Er war ein Teil vom BLITZ.

Heute übe ich mich beinahe täglich in Atem- und Körperübungen des Yoga und manchmal darf ich bereits meinem Körper und meiner Seele ganz nahe sein und sie in harmonischer Nähe zueinander spüren. Auch wenn mein Alltag immer noch von schlimmen Monstern aufgesucht wird, und es auch heute noch täglich Momente gibt, in denen ich glaube, es gehe nicht mehr weiter, so finde ich dennoch immer wieder die Kraft, mich in der Liebe, der Wahrheit und dem Leben zu zentrieren und ruhiger zu werden.

Und als ein Haus tief an mein Herz rührte, sollte ich auf meinem Weg ein weiteres Treppchen hochsteigen, das mich weiterführte, in die ferne Toskana...

Jetzt, am Anfang dieses Buches, bin ich schon äußerst gespannt, wie es mir am Ende des Buches gehen wird. Und froh bin ich darüber, dass mir BLITZ und DONNER meinen Humor nicht verblasen haben und ich bei der Restaurierung des Landgutes Papaqua viel zu lachen hatte. Und ich spreche von meinem wunderschönen Haus, vielen bunten Geschichten, ich male Bilder von Hoffnung, Traum und Poesie. In gar einige Momente lasse ich mich poetisch hineinfallen, als es mir gelang, von BLITZ und DONNER auszusteigen.

Geschichten um Papaqua

Anfang September besuchten wir zum wiederholten Male in jenem Jahr die Toskana. Dieses Mal buchten wir einige Urlaubstage an einem Campingplatz direkt am Strand, der sich zugleich in nächster Nähe zu unserem Traumhaus befand. Zu ebendieser Zeit nämlich hatte uns der gerissene Makler Andrea den Termin beim Notar organisiert, um den Kaufvertrag zu unterschreiben.

Ich weiß es noch genau. Es war Donnerstag um fünfzehn Uhr, als wir beim Notar einer fünfköpfigen Erbgemeinschaft gegenüber saßen, die uns Papaqua verkaufte. Es waren zwei ältere Damen und drei jüngere um die dreißig Jahre, jeweils Töchter und Enkelinnen einer gewissen alten Dame, die man Rige nannte und die das Haus den Anwesenden vermacht hatte. Andrea war beim notariellen Akt anwesend und lachte sich ins Fäustchen, da er gemessen an seinem Arbeitsaufwand eine große Stange Geld verdiente. Der Notar überflog kurz den Akt, der mit einigen Unterschriften bekritzelt wurde, und schon war es passiert. Papaqua durften wir nun unser Eigentum nennen! Wir konnten es noch kaum fassen, aber es war die Realität! Wir besaßen ein Landgut in der Toskana mit einem wunderbaren alten Haus aus Stein! Und das Haus würde der Herzschlag für unser neues Leben sein!

Um Haus und Leben festlich zu feiern, verweilten wir noch einige schöne Tage am Meer. Täglich zog es uns von unserem angemieteten Bungalow am Campingplatz in morgendlicher Frühe an den Strand. Als Morgenmuffel und Langschläfer überwand ich eines Morgen meinen inneren Schweinehund und schaffte es nach vielen Jahren des Versuches endlich, einem Sonnenaufgang am Meeresstrand beizuwohnen. Und für diesen bin ich heute noch ewig dankbar.

Die ersten Strahlen stahlen sich dünn und vorsichtig in den Himmel und durchbrachen die matten grauen Töne des neuen Tages unseres wunderbaren Planeten, dieses bis ins letzte Detail geplanten Willens der Schöpfung. Außer dem dumpfen, stetig wiederkehrenden, aber schwachen Dösen der Wellen war nichts zu hören. Ich trat aus meiner inneren Stille hervor und tat einen tiefen, auslassenden Atemzug, während sich auf die hügelige Landschaft sanft ein leichtes durchsichtiges mattrotes Licht legte und zugleich das Meer sein Recht einforderte, von den ersten Strahlen erhellt und gewärmt zu werden. Und so öffnete Minute für Minute das durch das Dunkel gefährlich anmutende Meer seine Tore und wandte sein Antlitz freundlicher und freundlicher gegen das meine, als ob sich ein negativer Eindruck eines Menschen verwandelte in einen positiven und er sich mir freundlich zuwandte. Zuerst erschien in weiter Ferne ein heller leuchtender Schein am Horizont, der in verspielten Rot- und Gelbfarben wie eine Ahnung von großer Hoffnung zu mir sprach. Ich hörte einen Herzschlag lang den Bau des Weltalls und die Gesamtheit allen Lebens in ihrer geheimen eingeborenen Harmonie tönen. Dieser Schein rang dem Meer an seiner Oberfläche Meter für Meter ab und ließ in meine Richtung her einen Lichtkanal wachsen, der an seinen Seiten die gesamte, meinen Augen sichtbare Wasseroberfläche mit Licht beschenkte.

Ich setzte mich zu Boden auf den noch kühlen feinen Sand und sank in Meditation. Ein in Gelb-Farben getöntes Bild stellte sich vor meiner Seele auf.

Ich sah mich in einem Boot sitzend, mein Sohn war neben, meine Frau vor mir. Ein in einen weißen Leinenanzug gekleideter Mann ruderte uns dem Sonnenball entgegen. Zugleich hörte ich in seinem gleichmäßigen Ruderschlag ein eintöniges indisches Mantra: aaahhhaaaahhhhaahhhhaaaa ... Die Sonne wurde immer größer und größer, und plötzlich war alles hell, alles Licht. Wir strandeten an einem kleinen Fleckchen Erde, stiegen aus, den Fabian hielt ich in meinen Armen. Ein anderer Mann kam auf uns zu. Er hatte ein abgemagertes Gesicht, die Wangen waren eingefallen und ließen die

Backenknochen umso stärker hervorstehen, große, gute und vielsagende Augen lenkten von den Augenringen und dem müden Gesicht ab. Je näher der Mann kam, desto wärmer wurde es. Als er vor uns stand, sanken wir in die Knie. Er legte seine Hände auf unsere Häupter und sprach: „Steht auf.“ Er nahm einen jeden von uns in die Arme. Ich schaue in das Gesicht meines Sohnes. Er strahlte mich in blitzenden Augen an, lachte und sah mit seinen zwei Zahnlücken lieblicher aus denn je. Ich selbst war tief ergriffen von der Wärme, Liebe und Seligkeit, die von dem Mann auf uns abstrahlte.

Eine Weile noch ließ ich mich von diesem Bild tragen und spürte mich gleichzeitig einige tiefe Atemzüge holen. Ich öffnete die Augen und ließ meine ruhige Seele in einigen Yogaübungen sprechen. Ich fühlte, wie mich dabei eine höhere Macht leitete. Obwohl ich minutenlang in einer spezifischen Körperhaltung bewegungslos ausharrte und alle Muskeln angespannt waren, musste ich mich nicht anstrengen. Ich tat gar nichts dazu, ich führte nur aus, wozu mir eine höhere Macht den Auftrag zu geben schien. Und hörte meinem tiefen und ruhigen Ein- und Ausatmen zu. In diesem Zustand nun setzten sich seelische Kräfte frei, die ihren Ausdruck suchten. Ein Gefühl von Schöpfungskraft und körperlicher Vollendung erhob sich spürbar in meiner Innenwelt. Es stellte seinen Anspruch, und mein Körper dehnte und spannte sich noch mehr, ohne dass ich ihm den Auftrag gegeben hätte. Es geschah. „Das ist die Wahrheit, das ist das echte Yoga, das mich Gott näher bringt“, sprach es in mir. Dankbarkeit und Demut beschenkten meinem Zustand mit letzter Fülle, als ich von der Körperanspannung in die Ruhehaltung übergang. Bis ins Herz war ich bewegt und durchflutet von Ergebenheit, und schon allein das Yoga bedeutet für mich immer einen tiefen Trost und eine Rechtfertigung für das Leben.

„Hallo, Morgen.“ Mit diesem nüchternen Gruß holte mich Christine von meinem göttlichen Altar zurück zur Alltäglichkeit, die eben in der Regel mit einem „Guten Morgen“ beginnt. Ich reagierte nicht gleich. „Bis du wieder in deiner Welt, in der du nicht ansprechbar bist?“ hörte ich mich einem gewohnt wirschen Vorwurf ausgesetzt. „Nun“, dachte ich, „ich bin tatsächlich wieder im Alltag zurück.“ Und Fabian hatte seinen schwarzen ledernen „Wilden Kerle Ball“ in der Hand und ich erahnte meine Pflicht: mit Fabian Fußball spielen, wenn möglich gleich drei Stunden lang. Wir aßen ein Hörnchen, das Christine in der Campingbar erstanden hatte, ich stieß den Ball eine Weile mit meinem Sohn hin und her, und wir verbrachten so in aller Ruhe einige Stunden am Strand.

Nach unserem ausgiebigen Sonnenbad zog es uns wie magnetisiert zu unserem Haus. Obwohl wir täglich zu unserem Gut fahren, ließ die elektrisierende, friedvolle Aura von Papaqua in unserem Empfinden nicht nach. Und jedesmal, wenn wir dort angelangt waren, spannen wir bereits eine Vielzahl an Plänen und Ideen für Räumlichkeiten und überlegten uns, was sich mit fünf Hektar Land wohl alles machen ließe.

Während Christine und ich so beim Diskutieren und Abwägen waren, wo denn die Küche ihren Platz finden sollte, unterbrach uns Fabian und erinnerte uns an eine Abmachung: „Hallo, ihr wisst wohl noch, warum ich in die Toskana mitgegangen bin.“ „Was meinst du, Fabian?“ „Also Papi“, begann er sein Plädoyer, „ihr habt mir versprochen, dass ich vier Sachen bekomme:

Ein Baumhaus. Und das kommt auf diesen Ast hin.“ Er führte uns, mich an der Hand nehmend, unter den Nussbaum und zeigte uns die Stelle, an der sein Baumhaus den Nussbaum schmücken sollte. „Und von hier bauen wir eine Brücke zur Terrasse.“ „Fabian“, versetzte ich, „das mit der Brücke war nicht abgemacht.“ „Ich will aber hier eine Brücke!“ Und er stieß mit einem Fuß an den Boden und stand trotzig fordernd vor uns, als wollte er sagen: „Wenn ihr mir Baumhaus samt Brücke nicht zugesteht, dann pack ich meine Koffer und fahr nach Hause.“ „Gut, Fabian, wir schauen, was wir

machen können“, entgegnete ich und meinte zum Tagesprogramm übergehen und mit Christine weitere Details besprechen zu können. Weit gefehlt.

„Zweitens, Papi, bekomme ich ein Tipi-Zelt, in dem ich mit meinen Freunden Indianer spielen kann. Ich hab das mit dem Opi Luggi und mit der Tante Chrissi bereits im Internet angeschaut. Stell dir vor“, jubilierte Fabian „das hat einen Durchmesser von sechs Metern.“ Ich verlor fast den Boden unter meinen Füßen. „Dem Opi Luggi und der Tante Chrissi“, brodelte es in mir „denen werde ich was erzählen.“ Im Laufe der Monate der Hausrestaurierung sollte sich noch herausstellen, dass Fabians Tipi-Zelt mindestens dieselbe Bedeutung in unserer Familie haben sollte wie der gesamte Umbau des Hauses. Wo sollte das Zelt seinen Platz zugewiesen bekommen, wie viel durfte es kosten, welcher Stoff war der beste, mit welchen Motiven sollte es bemalt werden? All diese Fragen nahmen unser Reden und Denken mindestens gleich in Anspruch wie die Fragen nach der Heizung, nach dem Isoliermaterial für das Dach und die Wände oder die Auswahl der Böden.

„Den Wilde Kerle Fußballplatz, den, hab ich mir gedacht, den bauen wir unter den zwei Feigenbäumen.“ Er führte uns zur Stelle hin, gab mir noch kurz die ungefähren Längen- und Breitenmaße des Fußballplatzes an und erinnerte uns nicht zuletzt an unser viertes Versprechen. „Meine Werkstatt sollte im Keller sein.“ „Aber Fabian“, versuchte ich mich zu wehren, „den Keller brauchen wir doch für die Weinfässer.“ „Na gut“, meinte Fabian „den Platz für die Werkstatt darfst du aussuchen.“ „Danke Fabian.“ „Hast du dir alles gemerkt, Papi?“ „Ich glaub schon, Fabian.“ „Gut, dann kannst du das ja alles dem Geometer sagen, wie ich es dir gesagt habe.“ „Mach ich, Fabian, mach ich.“ Dies zu meinem damals sechsjährigem Sohn Fabian.

Nachdem Fabian seine Wünsche tabellarisch und präzise formuliert zum Ausdruck gebracht hatte, wandte er sich beruhigt unserem Hund Leon zu und spielte mit ihm Fangen. Es war die reinste Gaudi, wie Leon die Wiese auf und abfetzte, sprang, Kurven drehte und den Fabian auszutricksen versuchte. Im Grünen und am Strand, das war ein Paradies für unseren Vierbeiner. Da konnte er seine Lebensenergie und –freude in vollen Zügen ausleben. Leon war glücklich, froh und sprühte vor Lebenskraft. „Und wir sind froh“, dachte ich „ihn aus dem Tierheim geholt zu haben, ihm eine gute Familie zu sein und ihm ein beschütztes Zuhause bieten zu können.“

Fünf Minuten darauf, als wir im Begriff waren, zum Campingplatz zurückzufahren, hätte ich Leon schon wieder an die Wand klatschen können. Er war nämlich immer, wirklich immer, demotiviert, ins Auto einzusteigen. Auto fahren gehört einfach nicht zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Und so schaute er uns aus zehn Metern Entfernung zum Auto ruhig in die Augen. Wir flehten ihn an, wir lockten ihn mit Knochen und anderen Hundeleckereien, alle möglichen Tricks ließen wir uns einfallen, unser lieber Leon machte keinen Anstand und setzte kein Zeichen, mitfahren zu wollen. Wenn wir uns ihm näherten, stellte er den ursprünglichen Abstand wieder her. Am ehesten schaffte es immer wieder Fabian, den Hund am Halsband zu fassen. So waren wir zu dritt stets um die zwanzig Minuten damit beschäftigt, Leon ins Auto zu befördern.

Tags drauf, als unser Rustico uns wieder vom Strand zu sich rief, stand am Nachbarhaus ein Auto geparkt. Und schon eilte eine blonde, gut aussehende Frau um die fünfundfünfzig mit zwei Schäferhunden auf uns zu, die um die Wette bellten. „Was ist denn jetzt passiert“, fragte ich Christine etwas erschrocken. „Ciao, ich bin Anna. Wir sind eure Nachbarn. Der hübsche Mann am Auto ist Michele, mein Gatte. Und das hier sind Anja und Kira.“ Und noch ehe wir einander die Hand geschüttelt hatten, lud uns Anna zum Abendessen ein.

Da wurde richtig üppig aufgetischt. Der Abendschmaus begann mit einer Torta Milanese. So nannte Anna ihr Rezept in Eigenregie, einen köstlich schmeckenden Gemüseauflauf. Darauf folgte ein Filet in Steinpilzesauce mit gerösteter Polenta und einem satten Topf Rucola-Tomaten-Salat. Als unser Bauch schon reichlich gefüllt war, tischte Anna ein frisch gemachtes Tiramisù auf. Dazu gab es Ferrero Rocher, einen Kaffee und einen Limoncello. Das reinste Schlaraffenland.

Anja, die noch junge verspielte Schäferhündin verstand sich als ebenbürtiges Mitglied der Familie und bekam immer wieder mal einen Happen ab. Sie freundete sich sogleich mit Leon an, während Kira, die alte, zickige, transvestitenmäßige Dame ins Schlafzimmer befördert wurde, da sie eifersüchtig auf Leon war.

Anna und Michele stammten ursprünglich aus Florenz und lebten nun schon seit dreißig Jahren in Mailand. Vor drei Jahren hatten sie in der Toskana ihr Ferienhaus erworben und kamen hierher zurück, wann immer es die Zeit erlaubte. Anna hatte trotz ihrer fünfundfünfzig Jahre ein Barbiepuppengesicht. Sie war Psychoanalytikerin und führte in Mailand ein eigenes Studio. „Oh, das passt ja bestens“, dachte ich. Wir lernten sie als selbstbewusste, einfühlsame und integere Frau von Welt kennen, die im Leben angekommen zu sein schien. Sie hatte in vielen Dingen die kindliche Art eines erwachsenen Mädchens, war aber durchaus sympathisch. Sie liebte das Meer, den Strand und das Shoppen und Bummeln. Und sie liebte es, Leute zum Essen einzuladen. Der sechzigjährige, grauhaarige und herrschaftlich aussehende Michele war ein Abteilungsdirektor in einem großen international tätigen Konzern mit Sitz in Amerika. Seine dunkle Stimme und seine etwas längeren grauen Haare erweckten den Eindruck eines mächtigen sizilianischen Großgrundbesitzers mit adligem Blut, so wie ihn Burt Lancaster im Film „Der Leopard“ verkörperte. In der Tat stammte Michele aus einer sehr reichen Florentiner Familie. Er war verwöhnt, ließ sich von seiner Frau bedienen und hatte beim Essen stante pede etwas auszusetzen, wenn die „Bistecca Fiorentina“ mit einem Salzkorn zu viel oder zu wenig gewürzt war.

Ein chauvinistischer, aber amüsanter Wesenszug ließ sich bei Michele nicht verkennen, weniger aufgrund seiner italienischen Staatsbürgerschaft als vielmehr aufgrund seiner Florentiner Herkunft. „Also bist du ein großer Fan von Italien bei der Fußball-Europameisterschaft in Österreich und der Schweiz?“, fragte ich Michele. „Nein, warum?“ „Ein Italiener, der nicht fußballinteressiert ist und nicht seinem Land die Daumen hält, das ist wohl eine Rarität“, dachte ich. Und er fügte hinzu: „Der Trainer von Italien setzt keinen Spieler der Fiorentina, dem Fußballtraditionsclub aus Florenz, ein. Der tickt ja nicht mehr richtig. So gibt es für mich keinen Grund, für Italien zu halten. Ich schau mir die Spiele auch gar nicht mal an.“

Wir kamen ins Plaudern. „Habt ihr eigentlich die Vorbesitzer von Papaqua gekannt?“, fragte Christine Anna. „Oh ja“ meinte diese, „auch zur Genüge.“ Und sie begann zu erzählen.

Viele Legenden wurden im Ort von der Rige erzählt; von der Frau nämlich, der unser Rustico ehemals gehört hatte und die es der Erbgemeinschaft hinterlassen hatte, nachdem sie das Zeitliche gesegnet hatte. Das gesamte Dorf sprach sehr andächtig und ehrfurchtsvoll von der mit vielen Legenden umwobenen Rige. Es schien sich dabei um eine Frau mit verschiedensten, teilweise widersprüchlichsten Wesenszügen zu handeln. Zum einen war die wie ein klapperndes Skelett aussehende, hagere, aber äußerst zähe Rige sehr dominant. Nicht nur den Familienangehörigen, sondern allen mit ihr in Kontakt tretenden Personen trat sie als matriarchalische Instanz entgegen, ob es sich dabei um den italienischen Finanzminister, einem benachbarten Bauer oder dem örtlichen

Bürgermeister handelte, hatte für sie keine Bedeutung. Ihr 70jähriger Schwiegersohn Rolando gehorchte ihr wie ein kleiner braver Junge seiner Mami.

„Ezio, unser Baumeister, wollte das Nachbarhaus der Rige kaufen. Da lernte er sie persönlich kennen. Sie schimpfte ihn wie einen kleinen Jungen, ohne jemals zuvor irgendwann mal ein Wort mit ihm gewechselt zu haben. Das war der entscheidende Grund, warum er den Kauf seines Traumhauses nicht in die Tat umgesetzt hatte. „Ich wollte doch nicht täglich in einer Donquichotterie gegen eine wie ein klapperndes Gespenst aussehende Furie kämpfen“, war sein Kommentar, als ich mich bei ihm neugierig erkundigte, aus welchen Gründen er Papaqua damals nicht gekauft hatte.“

„Wir sind ja nur einige Wochen im Jahr hier im Haus, um von unserem Arbeitsstress in Mailand etwas Ruhe zu finden, wir wurden aber täglich um sieben Uhr morgens mit einem Geschrei geweckt. Sie konnte nämlich nicht verstehen, wie man nach fünf Uhr dreißig noch im Bett liegen konnte.“ Genau zu dieser Tages-, oder besser gesagt Nachtzeit, ging die Siebenundachtzigjährige allein zum Pilze suchen in den Wald. Sie galt trotz ihres Alters als die Pilze-Expertin des Ortes schlechthin, da sie der besten Geheimplätze in den Wäldern kundig war und täglich mit einem vollen Sack Pilze nach Hause zurückkehrte, während bei den Dorfbewohnern gerade der Morgenwecker klingelte.

Wie zehnjährige Jungs beim Bauern Kirschen stehlen, streckte sie ihre Hand manchmal weit über ihren Gartenzaun hinüber in den Gemüsegarten des Nachbarn aus Latium und entwendete ein halbes Kilo Tomaten, einen Kopfsalat, etwas Basilikum und Schnittlauch, um sich einen guten gemischten Salat zuzubereiten. Einmal wurde sie von ebendieser Nachbarin gesichtet, aber nicht wirklich erkannt. Da verfolgte sie die Nachbarin, die Rige flüchtete in ihrem siebenundachtzigsten Lebensjahr wie ein Ferrari davon - die Nachbarin hinterher -, machte einen Salto über ihren Gartenzaun, und tat so, als wäre sie schon seit Stunden mit der Gartenarbeit beschäftigt. „Rige“, meinte die Nachbarin skeptisch und forschend, „warst du in unserem Garten?“ „Ich, was soll ich in deinem Garten. Ich hab, wie du siehst, in meinem genug zu tun“, antwortete sie ganz außer Atem.

Die Rige hatte aber auch andere Eigenschaften. Sie war gut zu den Menschen. Voraussetzung war, sie gehorchten. Uns beschenkte sie laufend mit Nüssen, Feigen, Kirschen, Oliven und weiterem Obst und Gemüse aus ihrem Landgut. Ihren Enkeln, vor allem Ketti, war sie wie eine Mutter. Ketti hatte nämlich eine sehr schwere Kindheit hinter sich, da die Mutter die Familie verließ, als sie gerade mal elf Jahre alt war. So suchte und fand sie bei ihrer Oma eine Ersatzmutter. Ihre Freundinnen brachte sie mit ins Haus. Hier wurde gespielt, getobt und den Schlangen nachgespät. Den Eidechsen schnitt man den Schwanz ab, Schnecken wurden gesammelt, bei der Wein- und Olivenernte halfen alle lustig und eifrig mit. So rettete sich das von ihrer Mutter verlassene kleine Mädchen über die schwierigen Jahre der Pubertät und durfte bei der Rige in ein warmes behütetes Nest fallen. So war Ketti bei ihrer Großmutter wie zu Hause. Vor allem, als es dem Ende zuging und die bettlägerige Oma das Haus nicht mehr verlassen konnte, sorgte sie sich rührend um sie. Denn im Krankenhaus oder im Altersheim das Zeitliche zu segnen, kam für die Rige nicht in Frage. So brachte ihr Ketti in aller Frühe die täglichen Lebensmittel wie Brot und Milch, besorgte in der Apotheke die Medikamente, blieb an ihrem Bett und war an ihrer Seite, bis sie die Welt ins Reich der Ewigkeit verließ.

„Ihren Schwiegersohn Rolando, der zur Erbegemeinschaft von Papaqua zählte, behandelte sie wie ihren eigenen Sohn. Rolando war ein netter siebzehnjähriger original toskanischer Opa. Wenn er sprach, hatte man so seine Schwierigkeiten, ihn zu verstehen, um nicht zu sagen, ihm ansatzweise folgen zu können. Nur bei genauem Hinhören und gleichzeitiger höchster Konzentration konnte man den einen oder anderen Wortfetzen mitnehmen, und daraus versuchen, sich einen Kontext seiner stets begeisternden Mitteilungen zusammen zu reimen. Hilfreich waren dabei seine Mimik und

Gestik, vor allem seine Handspiele. So zeigte er, wenn er mal wieder ankam, mit seinen zwei Händen in die Luft, und sprudelte in höchster Geschwindigkeit seine Mischung aus regionalem Dialekt und etwas Italienisch heraus und meinte damit, ob er wohl auf mein Land kommen dürfe, um mit seinem Gewehr nach Vögeln zu schießen.“

So beendete Anna ihre ausführliche, gleichzeitig lustige und traurige Erzählung der Menschen, die unseren Rustico ehemals bewohnt hatten.

Als wir zu Ende gespeist hatten, zeigten uns Anna und Michele ihr altes, zum Teil restauriertes Haus. Da sie es nur in Ferienzeiten und an einigen Wochenenden nutzten, wollten sie noch nicht Unsummen für eine Generalsanierung ausgeben. „Schaut mal das Bad im Dachgeschoss an, das ist schön geworden“, zeigte sich Anna voller Stolz. Tatsächlich, unsere Augen tauchten in ein niedliches kleines Bad mit einer Wanne unter mächtigen Holzbalken und Terrakottaziegeln, in dem eine Wand im ursprünglichen Stein belassen, also nicht verputzt worden war. „Sehr schön, wer hat euch das denn gemacht?“ „Ezio. Er wohnt gleich da oben. Auch wenn er sehr langsam ist, macht er die Arbeit sehr sauber und gewissenhaft, bringt gute Ideen mit ein und ist preislich in Ordnung.“

Und so war unser weiterer Weg gezeichnet.

Ezio, der Baumeister

Tags drauf saßen wir unter unserem Nussbaum am Haus und erwarteten Ezio. „Da kommt ein Auto“, stupste mich Christine an der Schulter. Wir sprangen auf und sahen von weitem ein weißes Handwerkerauto heranfahren. Aus dem Auto stiegen zwei Männer aus und ein kleiner, schwarzer, etwas dicklicher Hund. „Ciao, sono Ezio“, schüttelte uns ein ziemlich beleibter, etwa fünfzigjähriger Locken-Wuschelkopf mit Brillen die Hand. „Und das ist Trudi, mein Hund“, fügte er voller Stolz hinzu. „E io sono Damiano.“ Es trat uns ein schwarzköpfiger, einen Meter neunzig hoher Hüne mit Gesichtszügen der Marke Frankenstein entgegen. Es legte sich ein breites Grinsen in mein Gesicht. Die drei waren uns sofort sympathisch.

Trudi, ein Weibchen im gesetzten Alter, schnupperte sofort an Leon, unserem noch blutjungem Männchen rum. Vorsichtig tasteten sie einander ab und schlossen schon nach kurzer Zeit Freundschaft. Bevor wir Papaqua in die fachmännischen Hände von Ezio und Damiano legten, quasselten wir noch in italienischer Ausgiebigkeit über dieses und jenes. Beide waren neapolitanischer Herkunft und waren vor über dreißig Jahren schon in die Toskana gekommen, in der sie ihre neue Heimat gefunden hatten. Es entstand sehr schnell ein ungezwungener Dialog und wir scherzten miteinander herum. Weniger die Pointen an sich als vielmehr die Art des Lachens der beiden fanden wir lustig. Ezio lachte wie ein brummiger Bär, laut, polternd und jovial; Damiano hingegen verzog kaum den Mund, ließ das rechte Augenlid über das Auge fallen, bückte sich und drückte das Lachen in sich hinein.

Mit der Maurerkelle in der Hand führte Ezio unseren Trupp über die Stiegen des Hauses an und inspizierte unser Juwel. Und nach einer halben Stunde Inspektion saßen wir wieder im Garten, ziemlich geknickt, denn an unserem Juwel musste viel mehr rumgeschliffen werden als wir ursprünglich angenommen hatten. Der Großteil der Böden musste mit Eisen und Zement neu gegossen werden, da auf bestehenden Böden lediglich Terrakotta auf den Holzbalken verlegt war. Überdies musste eine gesamte Außenmauer über sechs Meter Breite und neun Meter Höhe an der Nordostseite komplett neu hochgezogen werden, da die bestehende Mauer statischen Erfordernissen nicht entsprach. Nicht zuletzt, und das war die schlimmste Schreckensmeldung, waren die kleinen Holzbalken des Daches zum Großteil morsch. Es genügte also nicht mehr, lediglich das Dach abzudecken, neu zu isolieren und wieder zu decken; nein, das gesamte Dach musste abgetragen, die Oberfläche der Mauern zementiert und das Dach neu verlegt werden. Der Vorteil war, dass wir das Dach erhöhen und somit den niederen Räumen der Mansarde Luft verschaffen konnten.

Tags drauf kehrte Ezio mit dem Geometer Vittorio zum Haus zurück, der die erkannten Mängel bestätigte. Da mir Ezio sympathisch war und er mir Vittorio empfahl, beschloss ich, die Restaurierung mit ihnen beiden durchzuführen.

So tüftelten wir bereits einen Bauplan aus. Und der sah nach meiner Managerphilosophie wie folgt aus: Beginn der Arbeit sollte Anfang Dezember sein, die Fertigstellung im April. Ich würde einen Bauleiter einstellen, und der würde mir täglich Rechenschaft über den Baufortschritt ablegen. In der Zwischenzeit hätten wir, also Christine und ich, die Möglichkeit, zu Hause in unserer ehemaligen Heimat alles in Ordnung zu bringen. Nach dem Schulende von Fabian wollten wir umziehen und ins neue Haus einziehen und unser Sohn ginge dann im September im Dorf in die Schule. Ezio und Vittorio, die meinem beeindruckenden Vortrag beiwohnten, schüttelten immer nur bejahend den Kopf und ich glaubte wie so oft, was ich denn für ein Hecht sei, der alles im Griff hatte und überhaupt.

So dachte ich, so stellte ich mir das vor. Heute kann ich nur noch darüber lachen, über meine All“mach“tsgefühle, was ich alles „mach“en könnte. Denn die Wirklichkeit belehrte mich eines Besseren und am Ende schaute es also so aus: der Baubeginn wurde immer wieder um einen Monat verschoben, bis wir endlich Mitte April starten konnten. Ich mietete eine Wohnung beim Dorfschmied Paolo, in der wir fast ein Jahr ausharren mussten, denn die Fertigstellung des Hauses und der Umzug vollzogen sich im März des folgenden Jahres. Mir wurde nämlich erst im Laufe der Monate bewusst, dass wir wirklich im tiefen Italien gelandet waren.

Schon vor dem Baubeginn wehten mir die Rhythmen mediterraner Arbeitsweise und die mit ihr zusammenhängende dumpfe Langsamkeit entgegen. Ezio war ein Meister darin, ich würde fast sagen, er war der Erfinder der Langsamkeit. Bis er endlich ein Angebot auf die Beine stellte, vergingen Monate. Er verwies immer auf Vittorio, den Geometer, der die Detailbeschreibung der Arbeiten aufzulisten hatte. Und Vittorio war entweder faul oder aufgrund seiner erst achtundzwanzig Jahre zu jung, einige vernünftige Sätze in den Computer reinzuklopfen. So erhielt Ezio nach Monaten eine schwammige Baubeschreibung, die ich selbst auch hätte machen können. Dementsprechend schwammig war das Angebot Ezios, der sich überdies sehr schwer tat, eins und eins zusammenzuzählen. Als Vittorio dann endlich nach ungefähr fünfzig Telefonaten die Dokumente bei der Gemeinde einreichte, konnte die Arbeit an unserem Haus beginnen.

Ich wollte nicht nur mit Geist, sondern auch mit Körperkraft mitwirken, besorgte mir einen Maurerhammer und begann, den alten Verputz des Hauses abzuschlagen. Ezio hatte so seine Startschwierigkeiten. Immer wieder mal bemerkte ich ein Werkzeug mehr an der Baustelle. In einer Woche wurde mal ein Schubkarren an das Haus heran geschoben, in der nächsten Woche eine Schaufel, in der dritten Woche ein paar Kübel. In der vierten Woche trudelten dann bedächtigen Schrittes die Arbeiter ein, die drei an der Zahl waren: Ezio selbst, Damiano und Hilfsarbeiter Teddi. Und sie hatten sogar einen Zementmischer dabei. Das gab mir Hoffnung.

Zunächst musste das Baugerüst aufgestellt werden. Dazu wurde Pino, ein Freund Ezios, beauftragt. Der sechzigjährige, einen Meter fünfundsechzig kleine Pino hatte ein braungebranntes Gesicht mit Glatze, war von kräftiger Statur und kannte nur ein Thema: Frauen. Und die Art, über Frauen zu sprechen, glich der eines Seemanns. Am liebsten, so schien es mir, besprach er das für ihn so allmächtige Thema mit mir. Als er aber sah, dass ich nicht unbedingt gewillt war, auf seiner Ebene über das weibliche Geschlecht Dialog zu führen, wechselte er das Thema in Richtung Politik. Und da schimpfte er dann über die linksgerichteten Parteien, die in der Toskana weit verbreitet sind. „Das sag ich dir, die sind auszurotten“, polterte er, „sprechen über Sozialismus und wissen gar nicht, was das ist!“ „Pino, bist du verärgert, wie immer?“, rief Ezio vom oberen Stock herab. „Ja, wie immer, brüllte er hinauf zu Ezio, und sei du bloß ruhig, du, du Buddhist du!“ Hahaha. „Wir sind hier wie eine Familie“, sprach Pino, „der Bengel - er meinte den bereits fünfzigjährigen Ezio - hat bei mir viele Jahre gearbeitet und gelernt.“ Als er erfuhr, woher ich kam, stieg mein Ansehen bei ihm um einige Stufen. Er war ganz verliebt in meine Heimat. Da wurde er plötzlich ganz weich, als wir über die Dolomiten sprachen, über Gebirgsseen, Almen und Bergweiden. „Wie kannst du von dieser Gegend nur hierher in die Toskana kommen?“, fragte er verwundert. „Ich liebe das Meer, die Hügel, das Licht und die Wärme, und natürlich dich, mein lieber Pino!“ Wir lachten.

Pino also stellte uns das Gerüst auf. Hier hatte dieses von Pino erstellte Fabrikat tatsächlich die Bezeichnung „Baugerüst“, in meiner Heimat hätte man dieses Metallgestänge wohl „Klapperskelett“ genannt. Wie dem auch sei, auf diesem wackligen Ungetüm mussten wir nun ein halbes Jahr auf und nieder und hin und her rennen.

In dieser Anfangszeit bereits lernte ich Ezio gut kennen. Wir lachten viel und erkannten gar einige Gemeinsamkeiten. Sein Wesen ist ebenso turbulent wie sein grauhaariger Wuschelkopf, facettenreich und widersprüchlich. Er ist praktizierender Buddhist und meditiert täglich. Er gibt einem das Gefühl, alle Menschen wären Freunde, die Menschheit wäre eine große Familie. In seiner Freizeit malt er, wann es geht, an seinen Bildern. Er ist Künstler, und gar kein schlechter. Als er mich einmal zu ihm nach Hause zum Essen einlud, zeigte er mir seine Bilder. Seine Frau Nanda, eine kleine rassige und hübsche Neapolitanerin mit kohlschwarzen Haaren, ist eine ausgezeichnete Köchin. Mit drei Kindern hatte sie in jungen Jahren ihren ersten Mann bei einem Autounfall verloren. Es war der Bruder Ezios gewesen. Die Tragödie veranlasste Ezio, sich ihrer und der Kinder anzunehmen. Vor dieser Geste empfand ich großen Respekt.

„Nanda, du darfst deinem Mann nicht so gut kochen, sonst könnte seine wohlgeformte männliche Taille einen leichten Schaden davon tragen.“ Und Ezio lachte in seiner lauten bärenhaften, jovialen Art. „Ich weiß schon“, sagte er, „die Spaghetti und die Pizza von Nanda siedeln sich um meinen Bauchnabel herum an, aber was soll ich machen, ich esse halt so gerne.“ Es war aber nicht nur das Essen, das die reizvollen Rundungen von Ezio verursachte, sondern auch der erlesene toskanische Rotwein, der tiefgekühlte Limoncello und das erfrischende Bier. Von diesen Frucht- und Getreidesäften trank er gar manchmal einen über den Durst.

Fluchen ist im Allgemeinen italienisches Kulturgut, speziell das von Ezio. Wenn am Bau mal was nicht passte, und das war nicht selten, hörte man aus allen möglichen Richtungen eine Litanei mit mehrmaligen Wiederholungen derselben wunderschönen Ausdrücke. „Porca vacca“ war sein Lieblingsschimpfwort, das zu seinem täglichen Jargon gehörte wie „Buon giorno“ und „Ciao.“

Am Haus sah man sofort seine filigrane, gekonnte Maurerhand, was die Organisation seiner Arbeit hingegen betraf, hätten ihm einige Fortbildungskurse keinesfalls geschadet. Aber die hätten wohl auch nichts genutzt, er war eben Künstler: er konnte keine Termine einhalten und ließ sich nicht unter Druck setzen. Und so war er manchmal auch schlechter Laune, legte dann aber einen fidelen Spruch mit einem tiefen Lachen darüber und meinte: „Wir lachen, um nicht zu weinen.“ Und so durfte ich in eine tiefe menschliche Seele hinabblicken, widersprüchlich in ihrem Wesen, suchend nach dem Heil in dieser Welt. Deshalb mochte ich diesen neapolitanischen Maurer so gerne, auch wenn sich viele Konflikte zwischen uns nicht vermeiden ließen.

Nach einigen Wochen, als die erste „Malta“, der erste Mörtel, gemischt wurde und ich im Begriffe war, in meine ehemalige Heimat zurückzufahren, um nach dem Rechten zu sehen, tauchte er in erquickender morgendlicher Frische auf und verkündete: „Leute, morgen flieg ich für zehn Tage nach Nepal!“ Mich traf es wie ein Schlag eines Blitzes am Himmel. Jetzt hatten wir grad erst mal richtig angefangen, und der Bengel wollte schon die Fliege machen. Nun, den Flug hatte er bereits gebucht. „Damiano und Teddi sind über alles bestens informiert“, beruhigte er mich, „und werden fleißig am Haus weiterarbeiten.“

Nach zehn Tagen war kein Ezio am Haus zu sehen, auch nicht nach vierzehn Tagen. Kein Mensch, nicht mal seine Frau, wusste, wo er denn umging. Nun, es stellte sich heraus, dass Damiano und Teddi gar nicht wussten, was sie während Ezios Abwesenheit zu tun hatten. So kam alles zum Stillstand und ich musste wohl oder übel in die Rolle ihres Chefs schlüpfen. Denn Damiano und Teddi waren wie Kinder, sie brauchten jemanden, der ihnen sagte, wo es lang ging. Nach zweieinhalb Wochen ließ Ezio uns über SMS wissen, dass er nach drei Wochen zurückkehren würde. Schließlich war er nach knapp einem Monat wieder am Haus. Spätestens zu diesem Zeitpunkt erkannte ich, dass

jede Bauplanung fehlschlagen würde und unser Einzug in Papaqua wohl nur von einer Astrologin vorausgesagt werden konnte.

Oh, dieser Paolo!

Schon im März mietete ich beim Dorfschmied Paolo eine Wohnung, die mir Vittorio besorgt hatte. Bereits ab diesem Zeitpunkt brach ich als erster meiner Familie meine Zelte in meiner ehemaligen Heimat ab, zog in die Toskana und war nur mehr abschnittsweise zu Hause.

Unsere angemietete Wohnung lag im Dorfzentrum, einhundert Meter von der Piazza und keine fünf Autominuten von unserem Landhaus entfernt. Gegenüber unserer Wohnung befand sich die Schule, unser Fabian hatte also nur die Straße zu überqueren und schon saß er in seiner Schulbank. Dies war ein wichtiges Auswahlkriterium für die Wahl unserer Wohnung, da wir damals schon ahnten, dass sich der Einzug in unser Traumhaus um viele Monate verschieben würde.

Es war eine typisch eingerichtete italienische Wohnung, die Zeuge stand für die italienische Unfähigkeit, ein behagliches Wohnambiente zu schaffen. Auf kaltem, dunklem Fliesenboden standen geschmacklose Möbel aus den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts orientierungslos nebeneinander. Eine fragwürdige, recht kitschige Bemalung grüner und gelber Blüten an den Wänden hatte wohl die Aufgabe, das kühle Ambiente der Wohnung mit einigen Pinselstrichen in eine angenehme Wohnatmosphäre zu verwandeln. Das unglücklich eingerichtete Bad schließlich passte in seiner spartanischen Ausstattung und der grünlich-kitschigen, mindestens fünfzig Jahre alten Verfliesung perfekt zum Stil der Wohnung. Nicht selten erinnerten wir uns an unsere wunderschöne Wohnung mit Garten und Kaminfeuer in unserer ehemaligen Heimat zurück. Aber das tägliche, wenn auch langsame Fortschreiten am Bau ließ uns auf ein Wiederkehren besserer Zeiten hoffen.

Um Vieles sympathischer als unsere Wohnung waren unsere Vermieter, Maria und Paolo, ein älteres Ehepaar, welches ihre bereits sechsundvierzigjährige Tochter Nina zu Hause umsorgte. An erster Stelle ist mal von Paolo zu sprechen, dem einundsiebzigjährigen alten Dorfschmied. Er war ein hoch gewachsener, hagerer Erdenbürger mit weißgrauen Haaren und schlaksigem Gang. Die linke Hand bewegte er dabei schlenkernd hin und her, so als ob er in einem Kanu paddelte und mit der Hand kräftig nach hinten ruderte. Das Auffälligste an Paolo waren seine Augen. Wenn er mit jemanden sprach, hob er die Augenlider unendlich weit nach oben und stellte die Augen eierförmig nach außen. Die Augen von Kermit, dem Frosch der Muppets Show, würden einem neben Paolos gar nicht mal auffallen.

Paolo war schlichtweg eine Dorfpersönlichkeit. Wenn uns jemand fragte, wo wir wohnen, mussten wir weder einen Ort noch eine Straße benennen oder uns an einer Hausbeschreibung abmühen, sondern nur sagen: „Wir wohnen bei Paolo.“ Und die Antwort war stets: „Ah, beim Schmied.“

Die Lieblingsbeschäftigung von Maria und Paolo war das Reden. „Wir reden viel, einfach weil uns das Reden des Redens willen gefällt. Beim täglichen Gang ins Geschäft (es ist nur etwa hundert Meter von Paolos Haus entfernt) zum Kauf von Brot und Milch bin ich in der Regel zwei Stunden unterwegs. Da treffe ich Paola und Marina oder Rosanna, und es gibt immer wieder so viel zu erzählen, dass ich es oft gar nicht schaffe, in zwei Stunden wieder zu Hause zu sein. Es ist kaum zu glauben“, meinte Maria. Und es gab immer was zu reden, auch wenn es nichts gab.

Die über einhundert Jahre alte, museumsreife Werkstatt Paolos befand sich unter unserer Wohnung und bildete mit dieser ein Gebäude, während Paolo, Giorgio und Nina im fünf Meter weiter weg gebauten Wohnhaus logierten. Die Werkstatt war Gegenstand vieler Erzählungen. „Hier drin habe ich mein ganzes Leben verbracht. Schon als kleiner Bub mit zehn Jahren arbeitete ich hier mit meinem

Babbo und half ihm. Mein Vater pfiﬀ mich immer herbei, und da musste ich schnell laufen. Und wehe, wenn etwas nicht geklappt hat. Dann gab's sofort eine Ohrfeige.“

Die zwei Gebäude waren auf steil abfallendem Fels gebaut: einen Meter hinter dem Haus stieg der Fels rasant nach oben, an dessen Spitze reihten sich die Häuser des Dorfkerns. Vor dem Parkplatz von Paolos Haus fiel der Fels ebenso steil ab und fand seinen Boden an einem wild dahinplätschernden kleinen Bach. Die Geschichte, wie er den Fels in vielen Jahren weggesprengt hatte, um das Haus darauf zu bauen, erzählte er mir mindestens zehn Mal, stets mit derselben Begeisterung, stets mit denselben weit nach oben aufgerissenen Augen. „Oben, in der Wohnung, wo du jetzt gerade bist, da wo du jetzt stehst, dort, wo du dein Auto geparkt hast, alles war wie dort oben“, erzählte er stets äußerst erregt und zeigte mit dem Finger über das Haus auf die Felsen. „Das hab ich alles selber weggesprengt, und dann“ –stolz hob er den Zeigefinger und wurde tiefernt „händisch mit dem elektrischen Hammer abgemeißelt.“ Tatsächlich, auf die abenteuerliche Geschichte seines Hausbaus war Paolo äußerst stolz.

Als ich Ezio erzählte, dass ich bei Paolo wohnte, war seine erste Frage: „Sicher hatte er dir von der Sprengung erzählt!“ „Und ob, schon mindestens zehn Mal.“ „Er redet gerne, sehr gerne, auch wenn er dir dasselbe zwanzig Mal erzählt“, fügte Ezio hinzu. Tatsächlich, Paolo war eine große Plaudertasche und nicht selten in der Lage, unseren gesamten Tagesplan durcheinander zu bringen. Wie oft packten wir unsere sieben Sachen zum Schwimmen zusammen, und kamen nicht mal dazu, ins Auto einzusteigen. Paolo sah uns, winkte uns mit seiner legendären Handbewegung heran und begann irgendein Gespräch, was ihm eben gerade auf der Zunge lag. Und so vertratschten wir zwei Stunden, und ehe wir es uns versahen, war es schon zu spät, ans Meer zu fahren. Ich wurde dabei stets leicht nervös und Fabian wurde quengelig, während Christine endlich Gesprächspartner gefunden hatte, die es als selbstverständlich ansahen, dass ein und dieselbe Sache fünf Mal wiederholt wurde. „Wir sind in Italien, und da spricht man eben ausführlich und detailliert über jedes Thema“, ließ sie mich etwas ironisch wissen. Und als Paolo spürte, dass ich weiterwollte, meinte er gelassen: „Warte, reden wir noch eine Stunde, vielleicht kommt dann das Meer herauf zu uns!“

Ortskumpanen derselben Altersgruppe waren tägliche Gäste von Paolo, und man tauschte die Neuigkeiten des Dorfgeschehens aus oder frischte alte Begebenheiten auf. Unter ihnen befand sich Fabrizio, der stets mit seiner museumsreifen „Ape“ herangefahren kam. Die „Ape“ ist ein italienischer, vespaähnlicher Dreiradler mit einem winzig kleinen Fahrraum und einer beachtlichen Ladefläche. Zusammen mit dem Fiat Cinquecento und der Vespa zählt die legendäre Ape zu den Pionieren italienischer Motorisierungsindustrie. Die einfache Bauart dieses Vehikels, die Geschwindigkeit bis maximal vierzig Stundenkilometern und der laute Motor sowie die Tatsache, dass ständig etwas klappert, sind Ausdruck italienischer Kultur. Fabrizio setzte sich stets zu uns, sagte nicht viel und zog immerzu an seiner langen, dünnen, selbst gedrehten Zigarette. Trotz seiner achtzig Jahre hatte Fabrizio ein wunderschönes Gesicht mit Falten um die Augen, so dass man diese kaum mehr sehen konnte. Aber sie waren zufrieden, ruhig, belustigt vom Leben, diese Augen von Fabrizio. Seine Gesichtszüge sprachen Bände. Er hatte mit Sicherheit mindestens den Zweiten Weltkrieg erlebt, das ein oder andere Leiden tragen müssen, aber er hatte das Leben angenommen, akzeptiert und in dieser Akzeptanz die innere Ruhe gefunden. Sein Antlitz allein erzählte täglich viele Lebensweisheiten. Paolo neckte ihn und nannte ihn den „Rimbambito“, ein Kosewort für „guter Trottel.“

„Wir montieren auf dem Dach deines Auto einen Kasten, lassen Fabrizio mit seiner Ape hinterherfahren, und dann lässt du ihn runterfallen“, wandte er sich mir ernst zu.

„Ja, aber da passiert ihm ja was.“ „Ja, natürlich passiert ihm da was, das ist doch gut, der nützt ja eh niemanden mehr etwas.“ Ich verstand zunächst nicht, bis die ein diebisches Lachen ansetzten. Dann verstand ich. Und ich lachte mit, mit diesen Menschen, die eine solche Ruhe und Gelassenheit ausstrahlen, dass ich einfach nur gerne neben ihnen stand und mich von ihrer Energie anstecken ließ.

Witze machen, andere necken, über sich selbst lachen, das war Paolo, und das Jammern, das gehörte ebenfalls zu ihm. Einmal plagte ihn der Fuß, ein anderes Mal die rechte Zehe, fast täglich aber führte er sorgfältig seine Hände hin zum Rücken und berichtete mir immer wieder mit schmerzverzerrten und tiefleidenden Gesichtszügen von seinem Rückenleiden. Schon zwei Operationen hatte er durchstehen müssen, und immer noch quälten ihn diese Bandscheiben, gegen die er zwischendurch – wenn er einen schlechten Tag hatte – ganz schlimm wetterte.

Dann richtete er seinen Zeigefinger an seine Schläfe und sagte ernst: „Hai una pistola?“ „Wieso brauchst du eine Pistole?“ fragte ich ganz entsetzt. „Ja, was glaubst du, macht man denn mit einer Pistole?“ „Weiß nicht!“ „Man bringt sich damit um.“ Hahaha. „Ganz ernst nehmen darfst du mich nicht.“ Ein andermal zeigte er in eine Richtung und sagte: „Schau mal, da geh ich jetzt bald hin, um da zu wohnen!“ „Willst du denn wegziehen?“ Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ein Kaliber wie Paolo, der in seinem Haus geboren wurde, bei jedem kurzen Trip hinaus vom Haus gleich wieder froh war, dorthin zurück zu kommen, in seinem einundsiebzigsten Lebensjahr plötzlich umziehen wollte. Aber er hatte die Gabe, in tieferster Gelassenheit mir, der einen ähnlichen Humor hatte, die komischsten Sachen glaubhaft darzustellen. Das ließ ihn in meinem Ansehen noch steigen. „Ja“ sagte er, „schau mal da hin.“ „Welches, dieses Haus da vorne rechts, das dunkelgelbe oder das dahinter, das hellgelbe.“ „Nein keines von beiden. Das da in der Mitte.“

„Ja, aber da sehe ich nur den Friedhof.“ „Genau, da gehe ich jetzt hin wohnen!“ Hahaha.

Nina war die hochgewachsene, schlanke sechsvierzigjährige Tochter von Maria und Paolo, ein Einzelkind wie im Bilderbuch beschrieben. Ihre blondgefärbten Haare, ihre modernen großen Sonnenbrillen von Gucci, ihre teuren Klamotten auf braungebrannter Haut und ihr BMW X3 waren Ausdruck der erfolgreichen emanzipierten italienischen Fraulichkeit. Die Außenscheinung war dabei der Sinn des Lebens, alles Andere hatte dafür zu sorgen, dass sich das nach außen Sichtbare möglichst makellos seinem Umfeld präsentiert. Wesentliche Bedeutung in der Außendarstellung hatte der Job, im Falle Ninas der Vertreterberuf für gastgewerbliche Produkte, dem sie zwölf Stunden täglich, die meisten Samstage des Jahres (bis auf zwei Wochen Urlaub) und sechzigtausend gefahrene Kilometer im Jahr widmete.

Nina war dennoch eine liebe, herzliche Frau, oder besser gesagt, ein liebes großes Mädchen geblieben; denn das Originellste an ihr war, dass sie mit sechsvierzig Jahren täglich im Hotel Mamma ein- und ausging. Maria wusch die schmucken Kleider ihrer Tochter, machte ihr Bettchen und ihr Zimmerchen zurecht, strich ihr täglich das Frühstücksbrötchen und tischte ihr ein warmes Süppchen und ein Tellerchen mit feinen Würstchen- und Käsesorten auf, nachdem „Principessa“ Nina am späten Abend ihren X3 vor dem Haus abgestellt hatte. Als Einzelkind war sie natürlich überhaupt nicht verwöhnt, außer dass sie von Papi zum Geburtstag mal eine wunderschöne Wohnung direkt am Meer geschenkt bekommen hatte. Dort fuhr sie dann auch jedes Wochenende im Sommer hin und präsentierte sich am Montag darauf stets braungebrannt unserer dagegen farblos erscheinenden Familie. Und dann legte sie los. Sie erzählte und erzählte und war die Wortführerin, Paolo und Maria saßen nur mehr daneben, schauten zu ihrer erfolgreiche Tochter auf und bewunderten sie.

Still und leise wurde sie von ihren Eltern auch als „der General“ bezeichnet, da sie etwas der Tendenz zugeneigt war, ihr soziales Umfeld zu dominieren. Sie litt eben etwas an der Einzelkind-Krankheit, wonach diese ständig nach Aufmerksamkeit haschen und das Bestreben haben, immer im Mittelpunkt zu stehen. „È così“, erklären dann Paolo und Maria und meinen damit: „Sie ist halt so!“ Das war das Schöne an unseren Vermietern: sie ließen die anderen gelten, so wie sie waren, ganz nach dem Motto „Leben und leben lassen.“ Alle drei, nicht nur Paolo, redeten wie gesagt viel, sehr viel und sehr gerne über andere Menschen im Ort. Ich war geradezu erstaunt, was sie von anderen Menschen alles wussten. Selten aber hörte man ein böses Wort über jemanden. Das empfand ich als äußerst angenehm, denn wer hat das nicht des Öfteren schon erfahren, dass in Orten, wo jeder jeden kennt, der Eine dem Anderen die frische Semmel am Frühstückstisch nicht vergönnt und kein gutes Haar an ihm lässt. Anders eben bei unseren drei lieben Vermietern. Sie redeten und erzählten Geschichten und Ereignisse anderer Menschen einfach um des Erzählens willen, einfach weil Reden Spaß macht. Und inmitten eines jedes Gespräches wütete in erhöhter Lautstärke der Fernsehapparat.

In Italien ist Fernsehen Ritual, Kult, fester Baustein des Alltages, ohne den das Wesentliche fehlen würde. Davon konnten wir uns bei unserer lieben Vermieterfamilie handfest überzeugen. In ihrer neunzig Quadratmeter großen Wohnung standen vier Fernseher, die täglich die gesamte Wohnung mit Informationen, Romanzen, Fußballspielen und Formel-1-Rennen, italienischen Shows und Telenovelas berieselten: in der Küche, im Wohnraum, im Schlafzimmer von Maria und Paolo und im Schlafzimmer von Töchterchen Nina hatte das rechteckige Ungetüm seinen festen Platz. Wenn Maria am Morgen erwachte und sich aus dem warmen Bettchen mühte, schaltete sie im Schlafzimmer und in der Küche den Fernseher ein, bevor sie überhaupt ganz zu sich gekommen war und merkte, dass ein neuer Tag begonnen hatte. Beim Mittag- und Abendmahl wurden die ohnehin schon intensiven und lauten Unterhaltungen zwischen ihnen dreien durch den lautstarken Fernseher in der Küche noch übertroffen, sodass es nicht selten geschah, dass ich dreimal an der Glocke klingeln musste, ehe mich jemand hören konnte.

Und über welche Kleinigkeiten sie sich inmitten lautstarken Fernsehgequassels unterhielten, und wie wichtig diese Kleinigkeiten gemacht wurden, ist in der Tat atemberaubend. Höchstens meine liebe Frau Christine übertrifft unsere Vermieter darin, Unwichtiges derart aufzublasen, dass es einem plötzlich doch als wichtig erscheint. Selbstverständlich war es für Christine die reine Wonne, sich mit Nina, Paolo und Maria zu unterhalten und sie beäugte mich dabei mit vorwurfsvollem Blick, mit dem sie wohl sagen wollte: „Siehst du, wie wichtig die Kleinigkeiten im Leben sind.“ Ich nämlich werde immer recht zügig nervös, wenn Christine mir eine aus meiner Sicht äußerst unwichtige Begebenheit erzählt und diese überdies ausschmückt und in allen Facetten verblümt und nicht in der Lage ist, auf den Punkt zu kommen und ich – nachdem ich ihr einige Minuten Aufmerksamkeit schenkte – immer frage: „Was willst du mir nun sagen. Bitte sag mir, um was es geht und komm auf den Punkt, denn ich habe Anderes zu tun!“

Einmal wurde zwischen Nina und Paolo äußerst intensiv darüber debattiert, ob nun ein Bekannter namens Edoardo letztes Jahr oder vorletztes Jahr geheiratet hatte. Von beiden wurden die verschiedensten Theorien in den Raum geworfen, um recht zu behalten. Maria wollte auch ihren kommunikativen Beitrag leisten, kam aber gar nicht zu Wort, da das Gespräch nur so sprühte und funkte und beinahe zum Streit kippte. Am Ende behielt selbstverständlich der General recht und das Volk hatte ihm zuzustimmen.

Es war auch nicht Maria oder Paolo, sondern Nina diejenige, die uns immer wieder zum Essen einlud. Sie sah es als selbstverständlich an, dass Mami kochen musste. Als wir wieder mal von ihr zum Abendessen eingeladen wurden, gab es viele wunderbare toskanische Köstlichkeiten: als Vorspeise Spaghetti mit einer Soße aus Zucchini Blüten. Im Anschluss daran dünn aufgeschnittene, hartknackige sardische Tomaten in Olivenöl vom benachbarten Bauern, die garniert waren mit Kapern und Mayonnaise, ein einfaches Gericht, in zwei Minuten zubereitet, aber fantastisch schmeckend, dazu Reissalat mit Meeresfrüchten in Balsamicodressing.

Als ich mir den Reissalat aus der Schüssel in meinen Teller schöpfte und ihn Paolo weiterreichte, lehnte dieser entschieden ab. „Schmeckt dir das nicht?“ „Oh doch, das würde mir schon schmecken, aber ich darf keinen Reis essen.“ „Bekommst du gesundheitliche Beschwerden, wenn du Reis isst?“ „Wie man es nimmt. Ich erklär es dir kurz.“ Christine hatte die Unterredung zwischen mir und Paolo in ihrer weiblichen Neugierde mitgehört und wir waren nun schon ganz gespannt, warum nun Paolo keinen Reis essen durfte, insbesondere auch deshalb, weil Maria und Nina die Augen ganz weit nach oben Richtung Himmel drehten und Nina meinte: „Mein lieber Vater hat Angst zu sterben, wenn er Reis isst!“ Kam jetzt etwas Ernstes, etwas Lustiges oder etwas Läppisches?

Paolo wurde ganz ernst und schaute uns mit seinen hervorstehenden Froschaugen ganz tief ins Gesicht. „Vor ungefähr fünfzehn Jahren waren wir bei einer Hochzeitsfeier eines Freundes eingeladen. An unserem Tisch saß ein netter lieber Verwandter der Braut, Giorgio hieß er, ich erinnere mich noch genau daran. Als Vorspeise gab es einen lecker schmeckenden Spargelreis. Plötzlich wurde Giorgio ganz weiß im Gesicht, stöhnte, drückte sich am Hals und lief wie ein wildgewordener Stier bei der Tür hinaus. Wir sprangen ebenso wildgeworden auf, weil wir besorgt waren und rannten ihm nach, direkt in die Toiletten. Dort steckte er sich die Finger in den Hals, wir klopfen ihn zu dritt auf den Rücken und er musste sich übergeben. Seine Gesichtsfarbe nahm wieder die Farbe eines Lebenden an. „Ich wäre an dem Reis grad erstickt!“, stotterte er noch hastig atmend aus sich heraus.

Seit damals leide ich an einem Reis-Trauma, die Folge ist die, dass ich keinen Reis mehr esse und bis zu dem Moment, wo ihr mich im Friedhof besuchen kommt, werde ich auch keinen Reis mehr essen.“ Ganz ernst wie er die Geschichte begonnen, hatte sie Paolo auch beendet und gleich ernst schaute er uns ins Gesicht. Die Geschichte war schon gut, die Ernsthaftigkeit und die Art des Erzählens waren aber noch besser. Christine und ich konnten nicht anders, aber uns tränkten beim Lachen die Augen. Ich fiel sage und schreibe vom Stuhl. Maria, Nina und Fabian konnten sich auch nicht mehr halten, besonders dann nicht mehr, als ich vom Stuhl fiel. Einzig Paolo blieb ernst, konnte überhaupt nicht verstehen, was es da zu lachen gab und machte nur eine abwertende Handbewegung.

„So, dann erzähl ich euch mal was von meiner lieben Frau, die mich da so auslacht“, polterte er ganz empört, besonders in die Richtung von Maria. „Ihr kennt ja die Geschichten von Asterix und Obelix. Die haben Angst, dass ihnen der Himmel auf den Kopf fällt. Und meine Frau hat Angst, verrückt zu werden, einfach so. Und jeden Tag nervt sie mich damit.“ „Dafür gibt es einen guten Grund“, schimpfte Maria zurück zu ihrem Mann. „Alle meine Verwandten haben sie nicht mehr alle, bald wird es mich auch erwischen. Dann ist es wichtig, dass wir unser Grundstück einzäunen, sonst laufe ich fort und wer weiß dann, wo ich ende.“ In der Tat, ins Theater gehen mussten wir nicht.

Eines Abends kam ich spät und müde und auch etwas niedergeschlagen von der Arbeit am Rustico nach Hause. Eine wichtige Verabredung mit dem Geometer und eine mit dem Elektriker waren nicht

zustande gekommen. Leon, der mein täglicher treuer Partner bei meinen Baumeistertätigkeiten war und sich immer neben mir brav sitzend um mein Wohlergehen sorgte, hatte vom Staub und wahrscheinlich von der Hitze die Augen rötlich entzündet. Überhaupt, es war ein Tag, an dem der liebe Gott wohl gerade anderswo zu tun hatte.

Von weitem beobachtete mich Paolo, wie ich mein Auto parkte und mich in meiner etwas betrübten Stimmung seinem selbst vor dreißig Jahren gefertigten kunstvollen Gittertor aus Eisen näherte. Als ich unter der Terrasse vorbeikam und gerade die Kurve zur Stiege kratzen wollte, flog vom Himmel ein Seil vor meine Füße. Erschrocken wie eine Maus vor der Katze sprang ich zwei Meter zurück. Da hörte ich Paolo ober mir von der Terrasse runter lachen. „Erhäng dich“, rief er mir mit einem breiten Grinsen entgegen. „Duuuu“, schimpfte ich mit der geballten Faust nach oben und er hatte noch mehr Spaß daran.

Ich gesellte mich an den Terrassentisch, um den herum Nina, Maria, Christine, Fabian und Paolo rumsaßen wie ein Managergremium in einer äußerst brisanten Diskussion und ließ mich von den so unwichtigen Wichtigkeiten als Zuhörer berieseln; Nina erzählte uns, ganz von Fernweh gepackt, von ihrem nächsten Winterurlaub in den Dolomiten. Sie freute sich schon, mit ihren Brettl die Buckelpisten runterzukurven, an den Hütten einen Vov Caldo zu schlürfen und am Abend im Hallenbad und der Sauna des Hotels zu dösen und zu schwitzen, um sich dann unter dem Himmelszelt im Freien von kalten Schneeflocken die Nasenspitze kühlen zu lassen.

Maria hingegen buhlte um Aufmerksamkeit, indem sie uns elegant ihre neuen Badehandtücher vorführte, die sie am Wochenende am Strand von einem „Vu cumpra“, einem schwarzafrikanischen Strandverkäufer, zum Billigpreis durch besondere Verhandlungstechniken erworben hatte. Paolo saß ganz gelassen und friedlich lächelnd daneben, Fabian spielte mit dem Fußball, Leon tanzte auf dem Schoß von Christine rum, und ich war einfach nur glücklich und zufrieden, hier sitzen und dabei sein zu dürfen. Paolo ging entspannt einer seiner Lieblingsbeschäftigungen nach und neckte Fabian, dann Leon, dann beide. Fabian schimpfte und heulte, Leon bellte wie wild und Paolo lachte, bis General Nina ihm Einhalt gebahr und Paolo brav folgte. „Komm, alter Mann“, sagte ich, „gehen wir in die Dorfbar und trinken einen Caffè“. „Bist du verrückt“, war die prompte Antwort, „ich gehe doch nicht mitten am Nachmittag einen Caffè trinken.“ „Ja, wann denn dann, willst du ihn am Abend vor dem Schlafengehen trinken“, meinte ich scherzhaft. „Natürlich, ich trinke täglich um neun Uhr abends meinen Caffè, und das seit fast sechzig Jahren, mein guter Junge, und immer in derselben Bar.“ „Oh, Entschuldigung, mein Häuptling, natürlich, nur Menschen, die nichts verstehen, wie ich, trinken den Caffè nachmittags. Leute hingegen, die gut schlafen wollen, trinken den Caffè selbstverständlich am Abend.“ „Und genau so ist es.“

Eines schönen Frühsommertages entschieden wir uns, ein Wochenende auf der sich in Sichtweite befindlichen Insel Elba zu verbringen, und um den Abschied gebühlich zu feiern, lud uns Maria spontan zum Essen ein. Dabei wurde eifrig darüber diskutiert, ob sie lieber Pizza oder eine toskanische Bistecca auftischen sollte. Pizza setzte sich schließlich eindeutig durch, da laut Nina Marias Zubereitungskünste des königlich-italienischen Leibgerichtes die besten im gesamten Stiefelstaat wären. Als Vorspeise wurden am gemeinsamen abendlichen Miteinander dann Bruschette Toscare aufgetischt; das sind geröstete Brötchen, belegt mit kleingeschnittenen Tomatenstücken, garniert mit Olivenöl und Knoblauch. Die anschließende, sehr einfach zubereitete Pizza mit in Öl eingelegten Artischocken vom örtlichen Tante-Emma-Laden sowie Bufala-Mozzarella war in der Tat ein Beweis höchster italienischer Kochkunst. Der fruchtig schmeckende Rosso di Montalcino unterstrich die mediterranen Geschmackssymphonien auf seine Weise. Als Nachspeise wurde Honigmelone mit Rohschinken und einer Auswahl an Pecorino-Käsesorten serviert.

Und neben all diesen feinen Süßigkeiten kamen die Gespräche selbstverständlich nicht zu kurz, im Gegenteil, je länger sich der Abend hinzog und je mehr leere Flaschen des genüsslichen Rotweins sich auf dem Tisch herumlümmelten, desto amüsanter wurden die Dialoge. So unterhielten wir uns lange Zeit über einen Krankenhausaufenthalt von Paolo vor zehn Jahren, als seine Bandscheiben in die Hände ärztlicher Kunst gelegt wurden. Maria und Nina mussten dabei von sieben Uhr morgens bis acht Uhr abends abwechselnd bei Paolo am Krankenbett sitzen. In der Frühe schon trudelten die zwei Damen mit Frühstück, Mittag- und Abendessen von Zuhause im Krankenhaus ein. Christine, meine moderne Ehefrau, fragte ganz entsetzt, wofür dieser Aufwand betrieben wurde, es würde ja das drei-Gänge-Menü im Krankenhaus serviert und außerdem wäre doch ein Besuch von höchstens einer Stunde bei weitem ausreichend. „Bist du verrückt“, schoss es aus Paolo heraus, „wenn ich krank bin, ist es wohl klar, dass man sich um mich kümmert!“ Es war für Paolo selbstverständlich, dass Ehefrau und Tochter den gesamten Tag das Händchen halten müssten und nicht bloß eine Stunde, wo kämen wir da denn hin. „Und eins sag ich dir noch“ fuhr er in seinem rasenden Tempo fort „ich hab keinerlei Interesse, am Krankenhausfraß draufzugehen!“ Der Häuptling hatte gesprochen, und der ganze Tisch samt Leon und Kätzchen Camilla lachten. Nur Paolo nicht. Er konnte das Lachen wieder einmal nicht verstehen.

„Lasst mich mal weitererzählen“, intervenierte Nina. „Ich kann meinen Vater gut verstehen. Als ich nämlich vor vier Jahren im Krankenhaus lag, lief das folgendermaßen ab: als mein lieber Babbo mit meiner Mutter mal ausnahmsweise zu Besuch kam, hatte er kaum meine Zimmertür geöffnet, als er sich schon wieder verabschiedete, mit der Begründung, er müsse unbedingt ins Fußballstadion. Und als er dann nach drei Stunden zurückkehrte, war seine erste Frage, wann seine Ehefrau nun gedenke, endlich nach Hause zu fahren.“

Paolo saß nur da, als hätte er nicht zugehört. Im Gegenteil, er stellte mir die Frage, die er mir jeden Tag stellte. Er wusste, dass die Baufortschritte am Anwesen beunruhigend langsam vorangingen. Jedesmal aber hob er die linke Hand hoch, bewegte sie nach links und rechts, schaute mich spitzbübisch an und meinte: „Na, mein Freund, bist du schon beim Weißeln der Wände?“

Im Laufe des Abends, an dem sich die eine komische Erzählung an die andere reihte, durchblickten wir überdies nach und nach die eigentliche Hierarchieordnung unserer so liebevollen Vermieterfamilie. Immer wenn Nina ansetzte, ihre Reden zu schwingen, saßen Maria und Paolo ganz demütig an ihrer Seite und horchten ihr aufmerksam zu. Christine und ich dachten deshalb immer, Nina wäre das Oberhaupt der Familie, aber weit gefehlt. Im Mittelpunkt stand das vierzehn Jahre alte Kätzchen Camilla. Jedes Miauen und Knurren von Camilla wurde interpretiert, ihre Beziehung zu unserem Leon genauestens analysiert. Hatte Camilla leichtes Husten oder knurrte sie irgendwie leiser als am Tag zuvor, war die ganze Familie in Aufruhr und Anspannung, und Paolo persönlich setzte zum Telefongespräch an, um sich vom Tierarzt beruhigen zu lassen, dass es nämlich auch einem Kätzchen gleich wie einem Menschen an einem Tag mal schlechter gehen kann. Camilla, so erfuhren wir, hatte einmal einen schweren Unfall gehabt, nachdem sie beinahe das Zeitliche gesegnet hätte. Gottes Hand hatte sie aber am Leben gehalten und sie wurde drei Mal in fünfzehn Tagen operiert. Die Schmerzen, so erzählte Paolo, die das Kätzchen nach der Operation hatte aushalten müssen, waren unfassbar. Von da an durfte Camilla jede Nacht inmitten von Paolo und Maria in sanften Träumen zubringen, wobei Paolo der kleinen Katzendame seit zehn Jahren zwei Mal nachts ein Schokoladeplätzchen zusteckt, als nächtliche Belohnung dafür, dass sie damals nach der Operation so tapfer gewesen war. Nach jeder nächtlichen Zeremonie setzt sich Camilla auf die Schulter von Paolo und tätigt mit ihm den frühmorgendlichen Gang in das Bad. Dort wird das Kätzchen gereinigt und gestreichelt und darf sich auf den neuen Tag freuen wie ein vierjähriges Kind.

Das ganze Aufsehen um Camilla war einfach nur köstlich anzusehen. Wir gewannen Paolo, Maria und Nina umso lieber, eine solche wahrhafte Gutmütigkeit ging mir richtig zu Herzen. Einem so kleinen, sich dem Tode sehr nahe befindlichen Tierchen so viel Liebe, Geborgenheit und Fürsorge zu geben, hat mich äußerst berührt. „Wenn ich mal so reifen darf in meinem Leben und in solcher Fürsorglichkeit für Leon Sorge, dann habe ich es geschafft, dann bin ich in meiner kurzen Anwesenheit auf unserem wunderschönen blauen Planeten angekommen“, dachte ich mir.

Um den Tisch täglich reichlich zu bestücken, tätigt Maria zwischendurch einen Großeinkauf im kleinen Lebensmittelgeschäft im Dorf. Sie bleibt nämlich ihren Prinzipien treu und läuft nicht wie die ganze Welt in die großen Geschäfte und Handelsketten zum Einkaufen, wo es viel billiger ist, sondern tritt in ihrer gemütlichen Art zum monatlichen Großeinkauf ins Tante-Emma-Geschäft von Felice und Laurenzia am Dorfplatz. „Wenn, dann müsste mich Paolo in die Stadt fahren, und mit Paolo einkaufen gehen, um Gottes willen, das habe ich einige Male versucht, bis ich es schließlich ganz aufgegeben habe. Nein danke, dieses Abenteuer mache ich nicht mehr mit. Nach zwei Minuten ist der alte Knabe genervt und zieht an meinem Zipfelrock wie ein kleiner Junge. Er wolle jetzt nicht mehr, er sei müde, er wolle wieder nach Hause fahren. So bohrt er andauernd in mich hinein. Keine Geduld, keine Geduld hat er, dieser alte Mann.“

Beim Großeinkauf werden dann Kisten voller Rotwein und Weißwein, Mineralwasser, Cola, 10 Sorten Würste, 3 Sorten Prosciutto Cotto, Gorgonzola, Parmesan & Co, teure Feinschmeckereien in Öl und Allerlei vom Feinsten eingekauft und von Felice mit seiner beschaulichen kleinen Ape herantransportiert. Diesem Transport durften wir beiwohnen, wenn Felice auf dem Vorplatz des Hauses heranfuhr. Paolo schaute – wie wahrscheinlich immer bei solchen Großtransporten – entgeistert auf die Ware.

„Sie hat wieder mal all das Geld, das ich täglich mit schwerer Arbeit verdienen muss, beim Fenster hinausgeworfen. Und das ist bei Weitem nicht das einzige Delikt dieser Frau. Nein, Madame genehmigt sich überdies jeden Samstag den Friseur, denn das steht ihr zu, meint zumindest sie“, wandte er sich Christine und mir zu, zeigte mit dem Finger auf seine Frau und würdigte ihre hausfraulichen Pflichten mit einem Beklopptzeichen, das Maria jedoch zum Glück nicht mitbekam. Maria, seine Frau, einundsiebzig Jahre alt, geht jeden Samstag zum Friseur. Oh, was schimpft er immer, dieser Paolo, wenn seine Frau das Geld beim Fenster hinaus wirft!

„Das muss nun für den ganzen Monat reichen“, meinte Maria entschieden, „nun brauche ich nur noch täglich frisches Brot, Milch, Obst und Gemüse kaufen.“

Auf das nötige Kleingeld wird beim Kauf von Lebensmitteln überhaupt nicht achtgegeben. Es wird das Beste vom Besten gekauft. „Wisst ihr“, flüsterte uns Maria zu, „wir sind Feinschmecker, beim Essen sparen wir nicht. Mir dreht es zwar jedes Mal den Magen um, wenn ich sehe, wie viel ich bezahlen muss, aber ich habe ja einen tüchtigen Mann, der dafür aufkommen darf.“ Und wir konnten ein filigranes Schmunzeln in ihrem Gesicht erkennen, mit einem lausbübischen Blick zu ihrem lieben Ehegatten, wahrscheinlich als Antwort für das Beklopptzeichen, das sie also über die Schultern hinweg durchaus bemerkt zu haben schien.

So durchlebten wir fast ein ganzes Jahr bei Paolo, Maria und Nina in angenehmer, lustiger Geselligkeit und durften uns bei dieser verrückten Familie wie zu Hause fühlen.

Die Leiden um Papaqua

Ezio teilte die gesamte Renovierung in drei Bauphasen ein: Innenbereich des Hauses, Dach und Außenfassade. Er startete mit dem Innenbereich. Sinnvoll war das keineswegs, wie ich in einer viel späteren Bauphase erfuhr. Logisch wäre die Arbeit von oben nach unten gewesen: Beginn mit dem Dach, zweiter Stock, Außenfassade und erster Stock.

Dennoch, ich arbeitete tatkräftig mit, klopfte den alten Putz von den Wänden, schleppte Steine aus neu entstandenen Fenster- und Türöffnungen und schlug mit Hammer und Meißel die Spuren für hydraulische und elektrische Leitungen aus den Wänden heraus. Leon war mein ständiger Begleiter. Ob ich dies oder jenes tat, Leon saß bei mir, höchstens zwei Meter entfernt, und beobachtete mit seinen treuen Augen jede Hand- und Fußbewegung meiner tapferen Arbeit; und immer dann, wenn ich glaubte, ich würde die Arbeit nun überhaupt nicht mehr schaffen, gähnte er mir genüsslich entgegen.

Die Arbeit war anstrengend, sehr anstrengend, vor allem für einen Bürohocker meines Formats. Und wie oft verfluchte ich die Arbeit, und fragte mich, warum ich mir das bloß antat. Oh, mein Gott, wenn ich fünfzig Kilo schwere Steine schleppte, stolperte, mit meinem Schädel an die Wand oder ein Eisengestell rammte und gleichzeitig den Stein fallen ließ und akrobatisch mit dem linken oder rechten Fuß beiseite springen musste, damit mein kleiner Zeh nicht zu Marmelade gequetscht wurde. Und das passierte nicht bloß einmal. Die Beulen am Kopf konnte ich mit der Zeit gar nicht mehr zählen. Christine strich dann allabendlich über mein zerbeultes Köpfchen und meinte: „Das arme kleine Köpfchen. Bist du aber ein tapferer Mann!“ Danke für die Wertschätzung. Ich durfte mich also wieder als Indianer fühlen und tapfer am folgenden Tag weiterarbeiten.

Einmal versuchte ich, mit einem Pickel einen Stein aus dem Boden zu heben und zerrte daran mit meiner ganzen Schöpferkraft, genau wie beim Seilziehen. Der präpotente Stein gewährte dem Pickel plötzlich keinen Halt mehr und ich rammte in voller Wucht mit meinem Hinterkopf an eine Eisenstange des Baugerüsts. Da sah ich die Sterne und Pluto, Mars und Jupiter gleichzeitig vor mir aufleuchten, während Ezio, der alles beobachtet hatte, mit einem Schmunzeln an mir vorbei schlenderte und salopp bemerkte: „Junge, bist heute tapfer unterwegs. Aber lass bitte das Baugerüst stehen, es tut ja keinem was zuleide.“ Ich hätte schreien können vor Wut und antwortete in rasendem Zorn: „Ach, leck mich doch an meinem kurfürstlich-tirolerischem A ...!“ Leon schaute mich verwundert an, als wollte er sagen: „Reg dich doch nicht so auf, Kumpel, es wird schon schiefgehen.“ Was ihm aber wirklich in dem Moment durch den Kopf gegangen ist, das weiß nur er selber. Er könnte sich nämlich auch gedacht haben: „So ein Idiot. Schafft es nicht mal, ein Steinchen aus der Erde zu heben.“

Santa Maria, wie bin ich im Staub versunken, als ich in der heißesten toskanischen Sommerglut bei über vierzig Grad im Schatten mit dem elektrischen Hammer Fenster- und Türöffnungen abtrug oder mit Hammer und Meißel den alten Verputz an den Wänden entfernte. Ich schwitzte, als ob ich gerade aus der Dusche käme, meine Kraft war so am Ende, dass ich oft gar nicht mehr in der Lage war, meinen Arm zu heben. Und nach einigem Klopfen ertrank ich jedesmal in den Staubwolken des armseligen sandigen Baumaterials, mit dem man vor zweihundert Jahren die Häuser erbaut hatte. Und so stürmte ich mit meiner letzten Kraft vom Haus hinaus, um Luft zu schnappen, während mir in diesen lebensrettenden Aktionen von Ezio, Damiano und Teddi stets ein subtiles, gerade nicht auffallendes leichtes Lächeln entgegenwehte.

Aber ich gab nicht auf, und ich wollte ihnen zeigen, dass ich nicht nur ein tüchtiger Geschäftsmann war, sondern durchaus auch mit einem toskanischen Maurer mithalten konnte, auch wenn ich manchmal vor Erschöpfung nach jedem zweiten Schritt über meine eigenen Füße stolperte. Dabei kam ich mir vor wie damals, als ich als siebzehnjähriger langhaariger Jüngling mit schönen großen Ohrringen an beiden Ohren einen Sommer lang als Hilfskraft an einem Bau arbeiten und für jede Sklavenarbeit bei Fuß stehen musste. Ich hatte alles auszuführen, was man mir auftrug, auch wenn es noch so sinnlos war. So schrie etwa ein Arbeiter vom dritten Stock des Hauskomplexes, ich solle ihm die Gewichte des Schlauchs nach oben tragen. Ich achtete nicht auf den Inhalt des Auftrages, was sollte denn nämlich bloß bitte das Gewicht eines Schlauches sein, nein, ich war darauf erpicht, den Auftrag so schnell und so gut wie möglich auszuführen. Und so hatte ich einige Säcke voll schwerer Steine in den dritten Stock hoch zu befördern. Ich war zwei Stunden bei der Arbeit und als ich die letzten Steine am beauftragtem Ort abgestellt hatte, schaute ich dem Maurermeister im Schweißmeines Angesichts in die Augen und verkündete voller Stolz: „Siegfried, das sind die letzten.“ Siegfried lächelte mir ins Gesicht. Sein einziger Zahn, der sich in seinem Mund noch aufhielt und wohl überlastet war, die Kauarbeit von dreißig Zähnen zu übernehmen, glänzte mir in seiner gelbbräunlichen Farbe entgegen. Und Siegfried meinte: „Kumpel, du warst zu langsam. Die Gewichte für den Schlauch brauchen wir jetzt nicht mehr. Schaff sie wieder runter!“

Einige Male schickte mich Ezio zum Bier holen. „Bring uns das Bier Moretti; das gibt es nur in der Bar „Il Circolo.“ Das ist schön frisch und schmeckt ausgezeichnet.“ Und ich startete drauf los, so wie ich damals, vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren die Gewichte des Schlauchs in Windeseile drei Stockwerke hochgeschleppt hatte. Ich war ganz versessen darauf, es den drei Burschen recht zu machen. „Hab ich denn überhaupt nichts gelernt, hat sich meine Persönlichkeit die letzten fünfundzwanzig Jahre überhaupt nicht entwickelt?“, dachte ich im Auto, als ich zur Bar fuhr und mir die Gewichte für den Schlauch wieder einfielen. Ich spürte den BLITZ am Himmel leuchten.

„Jetzt mal langsam“, regte es sich in mir. Und ich bestellte zunächst mal einen Caffè. Und unterbrach damit das allerheiligste Verhaltensmuster vom Hans, nämlich Ezio so schnell wie möglich ein Bier zu bringen, damit er mich mochte, damit er mich respektierte, damit er mich akzeptierte. Als ich mich hinsetzte, liefen wie in einem Film, der in meine eigene Seele hineingedreht wurde, Bilder und Szenen am laufenden Band ab; ich hechelte unterwürfig, wie unser Hund Leon, um es dem Herrchen recht zu machen: ob es auf der Universität war, an der ich als Forschungsassistent arbeitete, um mich bei meinem Professor lieb Kind zu machen oder bei meiner Arbeit, wo ich sofort lossprang, wenn ein Kunde mit der Wimper zuckte. „Und im Grunde“, so fuhr ich in meinem Gedankengang fort, „hat sich nichts Wesentliches geändert. Eigentlich ist mein ganzes Leben darauf aufgebaut, angenommen, akzeptiert und geliebt zu werden, da ich mich vor Ablehnung so sehr fürchte.“

Meine sensible Kinderseele hatte nämlich zu viel Ablehnung von zu vielen Seiten erfahren, und es war Furcht in mir entstanden. Und in meine Seele prägte sich die tiefe Überzeugung ein, zu wenig zu sein, nicht richtig zu sein, nicht okay zu sein, ja sogar noch mehr, nämlich gar keine Seinsberechtigung zu haben. Ein Zustand, den der gute alte Sigmund Freud mit Ödipuskomplex benannte und die heutigen Psychologen als Minderwertigkeitskomplex, mangelnde Selbstachtung, Schuldgefühl, oder wie auch immer bezeichnen.

Der eine Mensch zerbricht daran, meine Seele hat sich für Angriff entschieden, sie hat sich entschieden, besser zu sein, immer besser zu werden und mit nichts zufrieden zu sein. Sie stellte sich an die Front und kannte bloß noch eine Wahrheit: „Ich muss leisten, ich muss funktionieren, dann müssen mich die Menschen lieb haben.“ Meine Seele verwandelte sich im Laufe meines Lebens in

eine funktionierende Hochleistungsmaschine: Studium in dreieinhalb Jahren mit einem Notendurchschnitt von eins komma zwei, hochgelobter Universitätsdozent mit hervorragenden Studentenbewertungen, Promotion mit Auszeichnung. Es genügte mir nicht, dem Beispiel anderer Universitätsassistenten zu folgen und mich entweder in Forschung, Lehre oder Beratung zu profilieren. Nein, überall wollte ich eine Nasenspitze voraus sein. So beriet ich als junger Assistent bereits große Firmen in den Bereichen Marketing und Management, veröffentlichte ein wissenschaftliches Buch und unternahm alles, um von den Studenten hochgejubelt zu werden. Ohne mal in die Welt hinaus zu fahren und Erfahrungen zu sammeln oder mich zu entspannen zu versuchen, erfolgten nun die nächsten Schritte: Aufbau der Firma, Geld verdienen, viel Geld verdienen, noch mehr Geld verdienen, keine Pause, kein Durchatmen, immer dran bleiben. Ein Innehalten konnte ich mir nicht gestatten, in diesem Falle wären die Furcht und der Mangelzustand des kleinen Hans hochgestiegen, der um Liebe buhlte und sich nicht wehren konnte, wenn ihm bloß Ablehnung und Strafe widerfuhr. Da hätte ich DONNER gespürt. Die letzten fünfzehn Jahre hatte ich einzig das Ziel vor Augen, finanziell erfolgreich und sozial angesehen, der Prototyp eines jungen Wilden zu sein, Immobilien zu kaufen, ja gar Immobilien zu sammeln, Kunden zu befriedigen, einen schönen Körper zu haben, um den Frauen zu gefallen, oder Wissen aufzubauen, um über die anderen Menschen zu stehen. Ich hätte ja Gefahr laufen können, von einem Mitbewerber in den Schatten gestellt zu werden, und so würde meiner tiefen seelischen Prägung folgend der Andere mehr geliebt als ich. Und das hätte zur Folge gehabt, dass ich im Unbewussten neuerdings die kindliche Furcht der Ablehnung hätte erfahren müssen, und das wollte meine Seele mit all ihrer Kraft vermeiden. Mitbewerber neben mir duldeten meine Seele nicht. Sie war programmiert zu leisten, sie ist seit dreißig Jahren ein Hochleistungsapparat.

Alles was ich heute tue, zielt darauf ab, erfolgreich und nett und brav zu sein, um geliebt zu werden. Die Liebe konnte ich aber nie spüren, da alles zu wenig war, was ich tat oder schaffte. Ich betäubte meine tiefen Sehnsüchte mit Leistung. Mit dem BLITZ wollte ich den DONNER betäuben. Es war und ist nichts genug, und zwar aus dem einfachen Grunde: ich war und bin mir selbst nicht genug. Und wenn ich mir selbst nicht genug bin, kann mich kein äußeres Gut, kein materieller Wert so weit zufriedenstellen, dass ich mir selbst genug werde. Das, was sich meine Seele am meisten wünscht, nämlich Liebe, konnte ich gefühlsmäßig immer weniger häufig erleben, je mehr ich mit materiellen Werten danach strebte.

Das alles ist aber nur eine Seite der Medaille. Die andere ist nämlich nicht weniger tiefgreifend. Die Angst, nicht geliebt zu werden, war so groß, dass ich mich an den jeweiligen Zielen festbiss wie ein Hund an seinem Knochen, den er um keinen Preis in der Welt hergeben will. Es entstand die Überzeugung: „Wenn ich das Ziel nicht erreiche, habe ich versagt, jegliche Art von Zuneigung und Anerkennung wird mir abgesprochen und ich darf gar nicht mehr sein. Wenn ich das nicht erreiche, hab ich keine Berechtigung mehr da zu sein. Wenn ich es zum Beispiel nicht schaffe, meine Firma aufzubauen, ist alles futsch. Wenn ich nicht größer werde mit meiner Firma, bin ich immer nur ein kleiner Wurm...“ die Spirale drehte sich endlos weiter.

In meiner Seele gibt es kein sowohl – als auch, sondern nur ein entweder – oder. Sowohl – als auch heißt: nun, ich kann meine Firma sehr wohl aufbauen, das ist mir auch sehr wichtig, aber wenn das nicht klappt, gehe ich auf die Malediven und besorge mir dort einen Job. Während entweder – oder bedeutet: entweder ich schaffe es, die Firma aufzubauen, oder ich gehe vor die Hunde.

Dieser Zustand führte zu zwei sehr sehr schmerzhaften Verhaltenskomplexen, die ein würdevolles Leben nicht zuließen. Zum einen entstand eine fürchterliche Versagensangst, die angestrebten Ziele

nicht zu erreichen. Sie wucherte in den Alltag hinein wie Dornengestrüpp im Garten oder eine Mäuseplage im Ferienhaus. So etwa die Angst, einen Kunden nicht zufriedenzustellen. Wenn der nicht zufrieden ist, werden es andere Kunden und andere mögliche Kunden erfahren, und sie werden die Zusammenarbeit mit mir aufgeben und ich gehe bankrott. Die Angst, einen Werbebrief nicht so gut zu schreiben, dass der Kunde damit zufrieden ist, da er von mir ja nur beste Qualität gewohnt ist. Die Angst, bei einem Workshop mit einem Kunden plötzlich nicht mehr sprechen zu können. Plötzlich hatte ich auch Ängste, normale Sachen des Alltages nicht mehr erledigen zu können.

Nicht zuletzt reihte sich an die Angst der Zwang. „Ich muss, ich muss, ich muss!“ „Ich kann“ gab es nicht mehr. Mein Gedankenhaushalt und mein Verhaltensrepertoire kreisten nur mehr um die Ziele und die damit verbundenen Versagensängste. Und in meinem bewussten Ich entstand ein Gedanken-Ping-Pong zwischen meinen Zwängen und meinen eigentlichen tief liegenden Sehnsüchten.

Das Erreichen-müssen um jeden Preis und die Angst, es nicht zu schaffen erzeugten einen Druck in mir, der sich an meiner Kehle festbiss und der nicht mehr auszuhalten war.

Ich sah, während ich den Caffè schlürfte, alles so deutlich vor Augen wie noch nie in meinem Leben. Und so hatte ich vor Augen, was jetzt in dieser Situation eigentlich geschah. Immer wieder ertappte ich mich bei der Arbeit am Haus dabei, wie ich ganz nervös und hektisch war und verbissen an bestimmten Dingen arbeitete. Es ist dies das alte bekannte Verhaltensmuster des BLITZES. Konnte ich nicht ans Haus gehen und ruhig und gelassen einer Arbeit nachgehen, in der Geschwindigkeit, in der ich will, mit der Qualität, zu der ich in der Lage bin, und alles zusammen so lange ich will, unabhängig davon, ob ich eine halbe Stunde oder fünf Stunden arbeite?

Real bestand doch kein Anlass zur Furcht. Ich war erwachsen. Keiner konnte mir Anerkennung entsagen, außer ich ließ es zu. Es konnte mir was von einem Fiedlerfurz egal sein, wenn mich die Arbeiter am Haus aufgrund meiner Arbeit nicht akzeptierten. Real war ja im Grunde in diesem Falle genau das Gegenteil: ich war derjenige, der mit der Arbeit von Ezio und Co. nicht zufrieden sein konnte, ich selbst war ja der Annahme oder Ablehnung mächtig, da ich ja bezahlte. Ich spürte im Ansatz einige Anker.

Eine Seele aber, die Ängsten und Zwängen angehaftet ist, sieht die Realität nicht. Es ist so, als ob es zwei Wochen hintereinander regnete und man sich gar nicht mehr vorstellen kann, wie es ist, wenn die Sonne scheint.

In diesem Moment wurde ich zugleich hellseherisch im Hinblick auf den Kauf von Papaqua hier in der Toskana überhaupt. Vordergründig entschloss ich mich, mein Leben und das Leben meiner Familie ändern zu wollen, und das Haus in der Toskana war eine Insel, die das ermöglichen konnte. Aber steckte im Hauskauf nicht auch wieder der Hintergedanke, gefallen zu wollen, meinen Eltern, meinen Brüdern, meinen Verwandten, Freunden und Bekannten? Eindruck schinden, was der große Hans alles kann. War der Hauskauf nicht wieder ein Mosaikstein, der sich nahtlos an die vorhergehenden Immobilienkäufe reihte? War es nicht wieder ein BLITZ, der drohte? Mir wurde ganz mulmig. Leben ändern heißt sicher nicht: Wohnsitz ändern. Letzteres kann allerhöchstens ein vorteilhaftes Umfeld sein. War ich aber nicht auf der Hut, so würden mich die alten Muster heimsuchen und noch ehe ich mich's versah, steckte ich wieder im alten Brei drin. Ich merkte hier ja bereits, dass die alten Muster Besitz von mir ergriffen, wenn ich etwa die Preisverhandlungen mit dem Maurer oder dem Elektriker führte, wenn ich mich bei meiner angstbesetzten Arbeitsweise ertappte.

Wenn ich oder ein Anderer eine gute Idee für Papaqua haben, erkenne ich auch die verborgenen, ganz versteckten und doch vorhandenen und äußerst wirksamen Bilder in mir, wie mein Vater oder

mein Schwiegervater oder Freunde mich anerkennend loben. Überhaupt, so glaube ich, ist mein gesamtes Leben danach ausgerichtet, von meinen Eltern endlich geliebt zu werden. Meine Eltern lieben mich, aber ich kann diese Liebe nicht annehmen, da ich mich selbst nicht annehmen kann.

„Lieber Hans“, sagte ich mir also, „sei auf der Hut, sei sehr vorsichtig, sonst bringt dich der Umzug in die Toskana keinen Millimeter weiter.“

„Damit“, dachte ich mir, als ich den Caffè ausgetrunken hatte, „kaufe ich jetzt kein Bier, und fahr gar nicht mehr ans Haus runter, um es Ezio zu bringen.“ So bezahlte ich, stieg ins Auto, fuhr heim und quatschte mit Paolo. Innehalten und eine tiefe seelische Innenschau ermöglichten es mir, aus BLITZ und DONNER auszusteigen.

Am Abend bedankte ich mich beim lieben Gott dafür, dass er mir so klare Bilder vor Augen führte, von denen ich immer wusste, die ich aber gefühlsmäßig nie in dieser Klarheit empfinden durfte. Verstand und Gefühl sind zwei ganz unterschiedliche Dinge. Der Verstand ist niemals in der Lage, mich so weit zu führen, dass ich die Dinge anders angehe. Ich konnte mir zwanzig Mal am Tag vorsagen, ich will keine Anerkennung von Ezio, weil es meine Seele nicht braucht. Das nützte nichts. Erst wenn meine Seele es fühlen durfte, frei zu sein vom Urteil und der Anerkennung Anderer, weil sie sich selbst genug war, würde ich ruhiger am Haus arbeiten können, so eben, wie es meiner Kraft und meinen Möglichkeiten entsprach. So wie meine Seele es eben mit mir vorhatte. Sie ist der Wegbereiter des Lebens, nicht mein kümmerlicher Verstand. Und es war mir klar, dass ich in der heutigen Gesellschaft mein Herz dem weltlich-materiellen Leben nicht entziehen kann, aber ich kann es so bilden und lehren, dass es dem Urteil anderer überlegen ist und auch der schmerzlichen Ablehnung ungebrochen zuschauen kann.

Die Freuden um Papaqua

Die Klarheit der Bilder, die in meinem Kopf während meines Caffès abliefen, wehten nicht davon, sondern hinterließen eine Prägung in meiner Seele, wenn auch nur eine ganz winzige.

Sie nahm die Form eines kleinen schönen Pflänzchens inmitten von Unkraut an, das aber durchaus wachsen und sich entfalten konnte, wenn es nur vorsichtig genug und seiner Entwicklung und Robustheit gemäß gehegt, gepflegt und eingewässert wurde. Ich sah, wie das Pflänzchen Wurzeln schlug, die in alle Richtungen des Bodens hinein drangen. Zuerst waren sie zart und dünn, dann verästelten sie sich und drangen unaufhaltsam tiefer und tiefer in den Boden hinein und hielten sich dort mit Krallen fest. Im Gleichschritt mit dem Wachstum in die Mutter Erde erfolgte die äußere Entwicklung. Irgendwann würde das Pflänzchen eine Größe erreicht haben, bei der erste, zu Beginn wahrscheinlich etwas zaghafte Sonnenstrahlen sich durch das Unkraut hindurch schummeln durften und ihm Licht spenden und sich das Pflänzchen in diesem Licht wärmen und in seinem dunklen schattigen Dasein erweichen durfte. Vorsichtig würde das Pflänzchen sein Haupt der Sonne zuwenden, vielleicht würde es erst mal sehr skeptisch sein. Immer wieder würde die Sonne dem Pflänzchen aber einen Strahl der Wärme zufließen lassen und es würde leise und unmerklich Vertrauen gewinnen und sich dem Licht und der Wärme hingeben wie das Baby der Brust seiner Mutter. Hoffnung würde keimen. Und so würde es langsam Vertrauen sich selbst gegenüber gewinnen, sich seiner eigenen schöpferischen Kräfte bewusst werden und sich selbst und sein Umfeld und die ganze Welt mit bunten violetten oder gelben oder blauen Blüten beschenken. Und aus dem Pflänzchen würde eine duftende Blume gedeihen, die sich vielleicht einmal in ihrer Größe über das sie umgebende Unkraut hinwegsetzen würde. Nun wird die Blume um das so kostbare Sonnenlicht nicht mehr buhlen müssen, sie wird selbst strahlen und duften. Die ersten Strahlen der Sonne im Morgentau werden auf sie fallen, sie wird sich aalen und suhlen darin wie ein Kind im Schlaraffenland, Menschen werden sie bewundern und ihren Duft trinken wie ein edles Glas Rotwein. Und Bienen werden an ihr nippen und den Nektar in edlen Honig verwandeln und der Samen wird in die Erde fallen und neue Pflänzchen werden entstehen, aus denen neue Blumen heranwachsen und das Unkraut wird an Größe und Wirksamkeit immer weniger Bedeutung haben.

War ein Pflänzchen in mir geboren? Hoffnung war da. Langsam und unmerklich durfte ich in ein neues, leichteres und ungezwungeneres Alltagsleben hineinwachsen. Es wurde zwar täglich von Ängsten und der Vergangenheit eingeholt, BLITZ und DONNER wüteten ständig, und dennoch rang sich aus der Dunkelheit immer wieder ein schwacher Lichtstrahl hindurch, der sich in Gefühle von italienischem Dolce Vita erhob. So verbrachte ich jeden Tag einige Stunden am Landgut Papaqua und genoss es erst mal nur, mir meine Zeit frei nach meinem Befinden einteilen zu dürfen. Und öfter und öfter zeigte sich die Arbeit von einer anderen, spannenden, lehrreichen, sonntäglichen Seite.

Geradezu aufregend war etwa das Entfernen des alten Verputzes an den Wänden. Dahinter nämlich verbargen sich die Spuren der Geschichte des Hauses, und man konnte mitverfolgen, welche Umbauten im Haus gemacht worden waren und wie die ersten Bewohner vor zweihundert Jahren wohl im Haus gelebt hatten. Gar nicht selten durfte ich mich freuen wie ein kleines Kind auf Schatzsuche, wenn ich beim Abschlagen des Putzes an den Türen und Fenstern wunderschöne alte Holzbalken ausgraben durfte. Sanft strich ich mit der Hand über die Balken, die manchmal gebogen oder gedreht, manchmal etwas morsch waren, stets aber als Zeuge der Ursprünge des Hauses eintraten. Ezio erklärte mir, dass er die Balken restaurieren, mit eigens dafür vorgesehenen Lacken behandeln und sie sichtbar lassen würde.

Die Wand in einem zukünftigen Schlafzimmer hörte sich beim Abklopfen des Verputzes hohl an und ich traf nicht auf Steine, sondern auf Ziegel, die bei etwas stärkerem Klopfen einbrachen. Plötzlich stand ich vor einem schwarzen, nach uralter Kohle muffelnden Hohlraumes eines alten Kamins, der irgendwann in der Zeit einmal zugemauert worden war. „Ach du liebe Schei...“, erschrak ich ängstlich, „jetzt hab ich wohl einen Schaden fabriziert.“ Ich lief in heller Aufregung zu Meister Ezio. Er beruhigte mich aber nach einer ersten lehrermäßigen Begutachtung und meinte darüber hinaus, man könnte an die Stelle des alten Kamines doch eine rustikale Nische mauern. „Das ist eine hervorragende Idee“, freute ich mich und schlug nun befreit alle Ziegel des alten Kamins ab. Das muffige Schwarz der Kohle wurde neu verputzt, am Boden wurde ein alter Holzbalken mit einer glatten Oberfläche eingemauert, während an der Decke ein Bogen aus Terrakottafliesen gefertigt wurde. Die Seiten der Nische wurden den natürlichen Formen des Hohlraumes folgend unregelmäßig belassen. Die Nische wurde nun dem Tischler gezeigt, der im Hohlraum zwischen dem Holzbalken am Boden und dem Bogen an der Decke dreißig Zentimeter tiefe, dunkel lackierte Holzplatten aus Buche maßgeschneidert einbaute. Und so entstand aus einem alten muffigen Kamin ein offener Mauerschrank für ein Gästezimmer.

Im zukünftigen Speisezimmer fand ein alter Durchgang, der zu späterer Zeit zugemauert worden war, eine ähnliche Verwendung. Vierzig Zentimeter der sechzig Zentimeter breiten Wand wurden abgetragen, schön vermauert und mit Terrakottafliesen verkleidet. In den Hohlraum wurden maßgeschneiderte Bretterregale gefertigt, eine Glastür wurde montiert, und aus dem ehemaligen Durchgang entstand ein Regal für das hochwertige Küchengeschirr, das Christine von ihrer Oma geerbt hatte.

Und die Steinmauern und alten Bögen, die „ausgegraben“ wurden, waren der reinste Traum für einen Restaurator. So wurde mir die Entscheidung, welche Steinmauern auf Sicht gelassen und welche verputzt werden sollten, nicht einfach gemacht. Am liebsten wollte ich alle auf Sicht lassen, das war aber nicht möglich, da ja die Leitungen für Elektrik und Hydraulik gelegt werden mussten. Auf jeden Fall wollte ich eine gesamte Mauerbreite im Kaminzimmer auf Sicht lassen, denn dies sollte der Raum der Gemütlichkeit und des Rustikalen werden; der Raum, wo im Winter das Kaminfeuer brennt und knistert, und wo wir nach dem Essen Kaffee, Tee, Kekse und einen guten Magenbitter zu uns nehmen konnten.

Bei Ezio verspürte ich eine liebevolle Achtsamkeit und ein feines Gefühl für Papaqua. Wenn ich mit dem elektrischen Hammer einen Teil einer Steinwand abtrug, erklärte er mir, sehr vorsichtig sein zu müssen und das Mauerwerk nicht mit brachialer Gewalt zu bearbeiten. „Mit dem elektrischen Hammer darfst du nicht zu forschen an der Wand bohren. Du sollst den Stein nur etwas lockern, um ihn dann mit Hammer und Meißel langsam aus der Wand zu heben. Das Haus darf durch den elektrischen Hammer nicht zu starke Vibrationen erfahren, da ihm das nicht guttut. Am Boden legst du Holzbretter. Steine dürfen nämlich keinesfalls auf die nackten Böden fallen, die sind ja zweihundert Jahre alt. Den Schutt trägst du mit Kübeln runter und entleerst ihn an einem Ort, wo er uns beim Arbeiten nicht stört, während die Steine zusammengetragen und beiseite gelegt werden, da sie für den Aufbau des neuen Kamins und des geplanten Zubaus wiederverwendet werden.“

Tragende Wände mussten besonders akribisch behandelt werden, sollten sie in Abschnitten abgetragen werden. Nicht nur der Vibrationen, sondern des gesamten Statik wegen. „Es ist nicht das erste Mal, dass ein altes Steinhaus einbricht und einige Männer darunter begraben werden.“ Zuerst entfernten wir einige Steine, dann wurde eine bis zu achtzig Kilogramm schwere Stahlschiene eingezogen, ehe wir die Mauer in Sicherheit brachten und der Rest abgetragen werden konnte.

Manchmal ging das Abtragen einer Mauer leicht vor sich, manchmal sehr schwierig und sehr langsam. So sah ich mich nicht selten mit einem Stein konfrontiert, den ich über eine Stunde bearbeitete und der sich nicht lockern wollte. Und immer dann, wenn ich körperlich erschöpft war und glaubte, das sechzig Kilogramm schwere Steinchen wäre einfach zu bockig, um sich zu lockern und ich würde es nie im Leben schaffen, es zu Fall zu bringen, machte ich eine Pause, trank Mineralwasser, liebte Leon und setzte mich einige Minuten zu Boden, bis ich mich in aller Ruhe dem Steinchen wieder näherte, ansetzte und nochmal ansetzte und hops, es bewegte sich. Und Schritt für Schritt bearbeitete ich es an verschiedenen Stellen, bis ich es schließlich in Freiheit setzte. In der Tat, es ist wie im Leben, wenn man glaubt, es ginge überhaupt nicht mehr weiter, begegnet man dem lieben Gott, der sich kurz Zeit für einen nimmt und man merkt, dass es trotzdem wieder weiter geht.

Besonders die Wiederverwendung der alten Baumaterialien hatte es mir angetan. So überlegte ich lange, ob ich eine Stiege vom Erdgeschoss in den ersten Stock abtragen sollte. Von ihrer Funktion her war sie überflüssig, da zwei Stiegen in den ersten Stock führten. Die Stufen der Stiege waren aber mit wunderschönen uralten, fünf Zentimeter starken, überdurchschnittlich großen Terrakottafliesen belegt. Deshalb wollte ich die Stiege auf jeden Fall erhalten. „Das macht keinen Sinn, den Raum, den die Stiege einnimmt, kannst du für andere Räumlichkeiten bestens verwerten.“ „Aber die Fliesen sind so wunderschön, ich möchte die auf keinen Fall berühren.“ „Ah ich versteh“, versetzte Ezio. Er bückte sich, und schlug vorsichtig mit Hammer und Meißel in die Zwischenräume zweier Fliesen. „Nicht kaputtmachen“, mahnte ich ihn mit ganz entsetztem Gesichtsausdruck. „Wart mal.“ Er wackelte am Boden kniend und mich anschauend vorsichtig an der Fliese hin und her, bis sie sich lockerte und er sie langsam aus der Treppenstufe herauszog. „Siehst du“, erklärte er mir, „wenn es nur wegen der Fliesen ist, können wir die Treppe abtragen. Und die alten Fliesen selbst lassen sich wunderbar für Gestaltung der Fensterbretter verwenden.“ „Ezio, du bist ein Genie. Fabelhaft.“ Und ich begann, dem Beispiel Ezio folgend, vorsichtig wie ein Uhrmacher Fliese für Fliese jeder Stufe zuerst zu lockern und dann herauszunehmen. „Einige werden dir kaputtgehen“, meinte Ezio, „wirf sie nicht weg, wir können sie für die Ecken der Fensterbretter verwenden.“ Und so stapelte ich die großen schweren Fliesen auf, Treppenstufe für Treppenstufe, trennte dabei die ganzgebliebenen von den zerbrochenen und lagerte sie im Keller. Zu meiner großen Freude reichten die alten Fliesen für die gesamten Fensterbretter des Hauses. Unter den Fliesen der Treppenstufen kamen zu meiner Überraschung die kleineren Terrakottafliesen zum Vorschein, die für die Gestaltung der neuen Treppen, des Küchenbodens und des Kamins ihre Verwendung fanden.

Die Renovierung des Hauses fühlte sich für mich an wie die Entwicklung meiner Seele. Ich stand in der Mitte meines Lebens und war in meiner ehemaligen Heimat an einen Punkt angelangt, an dem es nicht mehr weiter ging. Man nennt ihn den Nullpunkt. Klar war mir zunächst nur, dass eine grundlegende Veränderung eintreten musste, um mein Leben zu retten und meiner Seele etwas an Leben einzuhauchen. So konnte man beim Haus nicht einfach über den alten Verputz den neuen auftragen. Er würde nämlich bald abbröckeln. Beim Dach konnte nicht lediglich ein Teil der Fliesen ersetzt werden, es musste ein Gerüst aufgestellt werden, das gesamte Dach abgetragen, neu isoliert und dann Fliese für Fliese daraufgelegt werden. Die Arbeit war schwer, sie kostete viel Geld, man benötigte viel Geduld. Viel musste zerstört werden, oft kam man an einen Punkt, an dem man glaubte, es ginge nicht mehr. Oft wollte ich fliehen, nie durfte man Veränderungen mit brachialer Gewalt erzwingen wollen, sonst konnte ein gesamtes Gebäude, ob aus Stein oder aus menschlicher Seele, zusammenbrechen. Viele Täler musste ich durchlaufen, oft war ich am Verdursten. Und wenn es gar nicht mehr ging, dann reichte mir der liebe Gott seine rettende Hand. Und langsam entstand

Neues, ein neues Fensterbrett aus altem Material oder wiederentdeckte Werte und Freuden, die aus der goldenen Kinderzeit herüberwinkten, alte Holzbalken, versteckte Bögen aus Terrakottaziegeln oder Steinmauern, die vorsichtig berührt werden mussten und nach einigen Behandlungen in neuem Licht erstrahlten. Schief, ja, manchmal schief und verbogen, nicht geradlinig, aber genau aufgrund ihrer Eigenart wunderschön. Und je weiter man im Wiederaufbau eines Mauerwerkes und wahrscheinlich auch einer menschlichen Seele voranschreitet, desto geringer werden die Widerstände und desto leichter und auch schneller wird Neues wachsen können. An diesem Punkt ist meine Seele noch nicht angelangt, wahrscheinlich auch noch lange nicht, doch ist dies ein großer und tragender Trost.

Papaqua, mein Landhaus, meine Seele. Und mein ganzes Herz.

Viel Spaß und Kopfzerbrechen gleichzeitig bereitete mir die neue Einteilung des Hauses, in erster Linie die Zuweisung der beiden Bäder. Ich plante nämlich, aus unmöglichen Ecken und Winkeln vollwertige Bäder hervor zu zaubern. Ich bildete mir ein, in einem eineinhalb Meter großen Abstellbereich unterhalb der in den zweiten Stock führende Stiege ein kleines Bad unterzubringen. Und ich machte alle verrückt mit meiner Vorstellung, aber ich wollte meinen Kopf durchsetzen. „Die Stiege vom Erdgeschoss wird abgetragen, da wird ein Unterboden gemacht und wir gewinnen Raum. Die Wände des einen Meter zwanzig breiten Raums werden links und rechts bis zu Hälfte abgetragen, mit Eisen verstärkt, und vor uns steht ein niedliches Bad.“ Ezio, Damiano und Teddi schüttelten den Kopf. „Der ist verrückt“, hörte ich Damiano seinen beiden Mitstreitern zuflüstern. Und sie verweigerten den Auftrag. Nun zog ich mit weiteren Argumenten ins Feld, die Jungens aber gaben sich nicht die Blöße. Im Gegenteil, sie erklärten mir durch die Blume, ich wäre ein unwissendes Bürobürschchen und hätte vom Maurerhandwerk und überhaupt vom praktischen Leben keinen Plan. Die Drohung mit dem Abbruch der Zusammenarbeit und meine Absicht, ausstehende Zahlungen zu verweigern, wurden schließlich als Argumente für die Machbarkeit des Bades angenommen.

Und ich täuschte mich nicht, es entstand ein nettes, vier Quadratmeter großes Bad, in dem eine Dusche, ein Waschbecken, WC und Bidet und nicht zuletzt sogar die Waschmaschine Platz fanden.

Letzteres war ein ausgiebig und häufig diskutiertes Familienthema. Ich wollte Meister Proper in die Küche stellen, zusammen eben mit Spülmaschine und anderen technischen Geräten, um die Anschlüsse einfacher zu gestalten und damit auch etwas Geld für die Installationen zu sparen. „Wenn die Waschmaschine in die Küche kommt, dann zieh ich in dieses Haus nicht ein“, war die lapidare Reaktion von Christine. Da ich auf meine liebe Frau in meinem neuen Leben in der Toskana nicht verzichten wollte, machte ich mich in aller Eile daran, einen anderen Platz für die Waschmaschine zu suchen. Es bot sich zunächst mal der Abstellraum an. Der war aber, also wirklich, nicht nur klein, sondern winzig, aber es wäre irgendwie möglich gewesen, die Waschmaschine neben dem großen Kühlschrank, der auch da rein musste, hineinzudrücken. Der Reaktion meiner Frau konnte ich entnehmen, dass sie sich bei dieser Lösung zunächst schon mal überlegen würde, mit in das Haus einzuziehen. Die Überlegung allein war mir aber zu wenig, ich wollte mir nämlich sicher sein, in diesem Haus den Rest meines Lebens zusammen mit meiner Frau zu verbringen. Und so musste ich meine Suche nach dem Platz für die Waschmaschine fortsetzen. Am Ende erledigte sich diese von alleine. An einem schönen, feucht-heißen Samstag beschlossen wir nach unserem nachmittäglichen Nickerchen alle vier, ein Picknick am Haus zu machen, unter dem Nussbaum, wo es schön schattig war. Ich berichtete meiner Frau voller Stolz von meiner Intention, aus dem ursprünglich geplanten mickrigen Abstellzimmerchen ein schönes, niedliches Bad zu zaubern. Ich erwartete ein dickes Lob

mit einem Kuss und einem Streicheln auf meinen Hinterkopf, denn meine seelische Landschaft war wie gesagt mit meinen fast vierzig Jahren immer noch so strukturiert, dass ich dem Lob hinterher rannte wie ein kleiner Junge mit sieben Jahren, der am Strand eine Sandburg baut und sie seinem Daddy zeigt, um ein dickes Lob und einen fetten Kuss einzuheimsen. Christine antwortete mit einem saloppen „Das war für mich von vornherein klar, dass wir hier ein Bad machen!“ „So hätte mein Vater auch reagiert“, dachte ich und war mir gleichzeitig bewusst, dass mich mein Ödipuskomplex in meinem Leben wohl noch länger begleiten würde. Und an die saloppe Bemerkung hing Christine noch eine weitere an, die für mich einer tiefen Erlösung gleichkam: „Stellen wir die Waschmaschine doch einfach hier hin!“, und sie zeigte auf einen Platz an der Ecke im geplanten Bad. „Können wir gerne machen“, war meine ebenso saloppe Reaktion, ich dachte mir aber gleichzeitig, dass dies wirklich eine ausgezeichnete Idee war.

Mit der Bestimmung der Örtlichkeit der Waschmaschine war also klar, dass Christine mit ins Haus einziehen würde. Und so breiteten wir unsere Decke unter dem Nussbaum aus, kuschelten uns gemütlich hinein, machten uns daran, Gurken, Tomaten, toskanische Salami, Mortadella und Parmesan aufzuschneiden, bereicherten den Aufschnitt mit in Öl eingelegten Artischocken und gerösteten Zwiebelchen und staunten in die wunderschöne, leicht gerötete Abendstimmung im fahlen gelblich-orangen Lichtermeer Richtung Pisa hinaus, während ich einen fruchtig duftenden Rosso di Montalcino öffnete. Das friedliche Knurren von Leon spiegelte unsere aller Stimmung bestens wider.

Eine ähnliche Herausforderung stellte die Ortung des Bades im zweiten Stock dar. „Das Bad muss hier hin, sonst gibt es keinen Platz und damit basta“, meinte Ezio entschlossen und wies auf einen Durchgangsraum im Dachgeschoss hin. Ich spürte es genau, er hatte keine Lust, den Kampf zur Positionierung des Bades im ersten Stock zu wiederholen und so versuchte er, da er mich ja kannte, jegliche Alternative im Keime zu ersticken. Ich grübelte und grübelte, und ich fühlte mich mit seinem Vorschlag gar nicht wohl. Ich vertraute meinem Gefühl, ging ihm nach und begab mich auf die Suche. Mehr als ein Dutzend Mal täglich stieg ich die Treppen ins Dachgeschoss auf und ab, schaute, überlegte, zeichnete, nichts. „Er wird wohl Recht haben.“ Ich resignierte. Das ungute Gefühl ließ mich aber nicht los. „Wenn ich das Bad da mache, wo Ezio es will und wo der einzige Platz zu sein scheint, entsteht ein Gang von fast drei Metern Länge, im Dunkeln, und unser Schlafzimmer wird sehr klein, nur zwölf Quadratmeter. Das kann einfach nicht die Lösung sein. Man mag es nicht glauben, aber ein Bad konnte all meine Gedanken für Tage, ja fast für Wochen auf sich ziehen.“

Und an einem sommerlich heißen Sonntagmorgen im Juli überkam Wickie, dem von den starken Männern, die Erleuchtung. Tausend Sterne sah ich am hellen, dunstigen blauen Himmel. Die zweite Stiege vom ersten Stock ins Dachgeschoss würde abgetragen und an ihrer Stelle ein Boden eingezogen werden. Darunter sollte die Küche hinkommen, dann wäre ich dieses Themas auch ledig. Eine Mauer würde eliminiert und es entstünde ein fünfundzwanzig Quadratmeter großes Schlafzimmer für mich und meine Frau statt eben nur ein halb so großes. Und nun zum Bad. Da das Dach eh erhöht wurde, stellte ich es in eine Ecke, die ursprünglich einen Meter dreißig hoch war, nach der Erhöhung aber einen Meter achtzig erreichen würde. Einen Teil einer fünfzig Zentimeter starken Mauer eliminierte ich gänzlich und zog dreißig Zentimeter von dieser ursprünglich zu eliminierenden Mauer entfernt eine neue, normale, zehn Zentimeter dünne Mauer. Und sofort zog ich Meterstab und Taschenrechner hervor, und zittrig und nervös vor Aufregung nahm ich die Maße, multiplizierte Länge mal Breite und jubelte: sechs Quadratmeter und null Komma acht Zentimeter würde das Bad groß. Na siehste. Super Typ, toller Kerl, wenn ich zwanzig Hände gehabt hätte, ich hätte mir mit jeder einzelnen fünfzig Mal an die Schulter geklopft. Ich glühte vor Stolz. „Bin ich doch

gescheiter als ein toskanischer Maurer!“ Wenn mich jemand beobachtet hätte, der hätte mir wohl flink rüber gepfiffen: „Dir hat’s wohl ins Hirn geschneit!“

Breitbrüstig und stolz wie Julius Cäsar bei der Eroberung Germaniens trat ich am Montag vor Ezio hin. „Ich erklär dir was!“ Ich wollte ganz cool klingen, ja nicht aufgeregt, und erklärte ihm in abgeklärtem, selbstverständlichem Tonfall meinen Plan.

„Ich packe mein Werkzeug zusammen und gehe nach Hause. Du mit deinen Ideen stresst mich einfach zu viel.“ Der Maurermeister schien in der Tat gestresst. Er wollte doch nur in aller Ruhe und Gemächlichkeit einen einfachen Job machen. Und nun stand ich vor ihm: ein zwanghafter Neurotiker, der nicht nachgab und ihm zeigen wollte, dass er gescheiter war als er selber. Ich musste ihn beruhigen, ihm nachlaufen wie ein kleines Kind, ihn bitten und betteln, dass er doch nachsichtig sein sollte und dass das doch eine gute Idee wäre und dass er das doch für mich machen sollte. Nun war der zweite Neurotiker, der gleich wie ich sich vom Leben nichts mehr erwartete als tägliches Lob, von dem er nicht genug bekommen konnte, etwas besänftigt. Durch mein Bitten und Betteln war er wieder der Bessere, er war zurück auf seinem Thron. Die Niederlage im Hinblick auf die Ortung des Bades war weggesteckt. Der König zeigte sich gnädig. Und Ezio packte seine Siebensachen nicht, sondern klopfte mit Kelle und Hammer weiter an Papaqua herum. Der ganz normale Wahnsinn bei der Restaurierung eines alten toskanischen Bauernhauses.

Und ich war vollauf glücklich. Das voll ausgestattete Bad mit WC und Bidet wurde nicht mit Duschtasse und –kabine sowie einer Riesen-Eck-Wanne und zwei Waschbecken aus Keramik bestückt, nein, die sanitäre Einrichtung wurde gemauert und mit Fliesen belegt. Ein Dachfenster spendete Licht, und wenn unsere kleine Familie am Abend in der Wanne planschte, würden tausend Sterne und der wohlwollend herabblickende Vollmond dabei zusehen.

Unser fünfundzwanzig Quadratmeter großes Schlafzimmer sollte ein mediterraner Traum werden. Eines der Fenster würde vergrößert und unser Bett neben dieses Fenster gestellt werden, und das Ligurische Meer würde in seinen goldroten abendlichen Märchenfarben täglich willkommener Gast in unserem Zimmer sein und uns gute Nacht wünschen.

Die buntesten Bilder malte der liebe Gott in mein Bewusstsein, und die Hoffnung, dass die zweite Hälfte meines Lebens der Liebe und der Wahrheit näher stehen würde als die erste.

Yoga

Fleißig und ohne Druck übte ich mich fast täglich in Yogahaltungen, meist am Morgen vor dem Frühstück, aber je nach Lust auch an verschiedensten Tageszeiten. Yoga war für mich wie ein Geschenk Gottes, mit dem ich aus BLITZ und DONNER aussteigen konnte und dem die Kraft innewohnte, meiner Lebenshaltung eine neue Richtung zu geben.

Das Yoga durchdrang meine seelische Landschaft in ihren tiefsten Fundamenten und kleidete sie – wenn auch manchmal nur sekundenweise – in neue, bunte Farbtöne. Goldbraune Herbstfarben erfüllte ich abwechselnd mit frühlingshaftem Morgentau. Feste, mich seit Jahrzehnten peinigende Strukturen weichten auf und zeigten sich gnädig, aus Granit wurde manchmal Sandstein.

Es kostete mich immer weniger Anstrengung, meine Glieder in den jeweiligen Haltepositionen zu dehnen. Anstrengung bedeutet ja, mehr sein zu wollen als man ist, bedeutet, über die eigene Belastbarkeit hinauszugehen und Grenzen auszuloten. Die Anstrengung ist der Knecht des diktatorischen Ichs, des narzisstischen Anspruches, besser zu sein, nicht zufrieden zu sein, immer weiter zu gehen, ohne Rücksicht, welche Einwände Körper und Seele dagegen haben. Die Zeichen von Körper und Seele hört das Ich nicht mehr, es hört nur mehr auf den narzisstischen Anspruch, der mit allen Mitteln zu erreichen ist, denn ansonsten droht der DONNER zu poltern. Anstrengung bedeutet überspitzt gesagt, sich selber nicht anzunehmen. Da ich mich selbst nie angenommen hatte, habe ich mich in allen Bereichen meines Lebens anstrengen müssen.

Beim Yoga hingegen trat die Anstrengung einen Schritt zurück und ließ der Akzeptanz den Vortritt. Die Anstrengung legte ich ab, sie wich dem bloßen Dasein und dem Fühlen des Körpers: was sagt der Körper zu mir, wo ist er mehr und wo weniger angespannt, was lässt er zu, wo ist der Punkt, an dem der Körper sagt: bis hierhin und nicht weiter. Ich lernte, mehr und mehr auf den Körper zu hören und weniger auf mein diktatorisches Ich, das immer wieder seinen Anspruch anmeldete und danach trachtete, mir Höchstleistungen bei den Dehnungsübungen abzuverlangen. Ich lernte den Punkt an der Grenze zu akzeptieren, der Körper allein sagte mir, wie lange ich eine Übung machen konnte. Die Akzeptanz des Körpers ließ ein Gefühl der Selbstachtung aufkeimen: ich bin so wie ich bin, und so wie ich bin, bin ich o.k. Selbstachtung und Selbstfühlung heißt, bei mir sein zu dürfen, zu Hause an meiner seelischen Lebensquelle.

Gleich wie den Körper beobachtete ich die Atmung und machte zum ersten Mal im Leben die Erfahrung, wie es ist, bei der Ausführung einer an und für sich anstrengenden Übung gelassen und ruhig zu atmen. Tief atmete ich durch die Nase ein, wobei ich den Bauch weit nach außen wölbte und das Zwerchfell anhob, ehe ich ebenso tief und lange durch den Mund ausatmete. Und immer wieder, gleichmäßig und selbstverständlich, ein und aus, ein und aus. Ich spürte mich selbst gar nicht mehr Atem holen, ich selbst tat gar nichts mehr dazu. Ich dachte nicht daran, einzuatmen und auszuatmen, ich dachte nicht mehr an die Übung. Befehlende, druckausübende, selbstentwertende und kontrollierende Gedanken wie "Oh, jetzt muss ich aufpassen, dass ich das Gleichgewicht nicht verliere!", „Das Bein muss ich gerader durchstrecken“, „Gestern hab ich die Übung aber besser gemacht, also stärker in die Knie!“, „Normal halte ich die Übung doch sieben Atemzüge lang durch“ oder „Bin ich in richtiger Position, passt alles!?“ traten in den Hintergrund. Ich schien von einer höheren Macht getragen, der ich vertrauen durfte. Die Ausführung der Übung würde so geschehen, wie es für meinen Organismus richtig wäre. Ich atmete durch die Nase ein, tief und gleichmäßig, ließ den Atem in die Gehirnzonen fließen und atmete wieder. Einmal ließ ich den Atem durch den ganzen

Körper wandern, von oben nach unten, in die Arme, die Brust, den Bauch, die Hände, den Unterleib, die Beine und die Füße. Ein andermal atmete ich an eine bestimmte Stelle hin, an meine Problemzonen wie meinen Nacken oder meinen unteren Rücken. Und gleichzeitig fühlte ich auf meine Körpersignale hin, wo es mehr oder weniger angespannt war, an welcher Stelle vielleicht leichte Schmerzen spürbar waren.

Die höhere Macht, heißen wir sie den lieben Gott, vollzog die Übung. Die Übung geschah, sie passierte, gelenkt von der höheren Macht, ich führte sie nur noch aus. Wie das ganze Leben durch den lieben Gott gelenkt wird, wenn ich ihm nur erst mein ganzes Vertrauen gebe. Vater, ich lege mein Leben in deine Hände. Manche Menschen sprechen von Seele, andere von Intuition, wieder andere von Gott, die Worthülse ist nicht das Entscheidende. Entscheidend ist der Mut, die Mechanismen der Kontrolle, Planung, Zielsetzung, der Selbstbewertungen und Ansprüche über Bord zu werfen und der inneren, allwissenden Weisheit zu vertrauen. Darauf zu vertrauen, dass das Richtige passiert, dass mich die Seele zum Richtigen hinlenkt. Und wenn nun etwas Schlechtes, Negatives oder Schlimmes passiert, ist es trotzdem das Richtige, da die Seele daraus lernen kann und lernen wird und mich das nächste Mal anders lenken wird.

Somit ist das Yoga mein Garten, in dem eine hell leuchtende Lebensphilosophie wachsen und gedeihen kann. Je mehr ich meinem Atem und meinem Körper vertraute und jegliche Kontrolle abgab, desto leichter und freier wurde ich. Und es geschah ein Wunder. Blockaden und steife Glieder lösten sich, der Körper wurde elastischer, dehnbarer, weicher. Das Vertrauen in meinen Körper wurde vom lieben Gott reich belohnt. Das, was das egomanische Ich durch Kontrolle und Leistung, durch Wettbewerb, Vergleich und Neid, mit Kraft, Verkrampfung und Anstrengung sowie Angst und Zwang erreichen wollte, geschah nun von ganz von alleine, je mehr das egomanische Ich in den Hintergrund trat. Ich fiel in mich selbst hinein. Ich wurde gelenkig, spürte Kraft in mir, schaffte es ohne Anstrengung, in bestimmten an und für sich anstrengenden Haltepositionen minutenlang zu verweilen. Ich spürte erstmals meinen Körper als wirklichen Teil von mir. Ich war emotional nicht mehr getrennt von ihm, sondern wurde eins mit ihm.

Und ich wurde eines weiteren inneren Wunders gewahr.

In den Seelen von uns Menschen lebt eine innewohnende schöpferische Kraft, die sich ausdrücken will, ohne dass es dazu des bewussten Willens, gestützt von Mühe und Anstrengung, bedarf. Es ist dies wie eine leichte, weiche Feder eines Vogels, die sich vom Wind treiben lässt, wie es eben sein muss und in diesem Treiben die verschiedensten authentischen Formen, Kapriolen und Ausdrucksweisen annimmt. Je mehr ich mich selber überwand, je weniger ich also Ansprüchen und Zielsetzungen und Kontrollen und Anstrengungen verhaftet war, desto ungezwungener und freier und schöner und authentischer wurden meine Ausdrucksweisen, egal, ob in Beruf, Beziehung, Sport, Freizeit oder was auch immer. Und die Seele strebte von alleine, ohne mein Zutun, nach Vollendung, nach der Schönheit, nach der Perfektion.

Und ich wurde eines weiteren Wunders gewahr.

Einmal durfte ich mir bei meinen Yogaübungen näher stehen und einmal weniger. Jedesmal aber, wenn ich mir nahe stehen durfte und in Harmonie mit mir selber versank, wenn meine Seele ganz in meinem Körper, meinem Atem und meiner Lebendigkeit in ihrer eigenen authentischen Eigenart nach Vollendung strebte, verrann die Zeit wie der Abdruck eines Vogelfluges im Himmel. Sie war nicht mehr da. Die Zeit war weg. Die Zeit löste sich in Ewigkeit auf. Zukunft und Vergangenheit flossen in einem ewigen Gegenwartsgefühl ineinander. Ein Bild meiner Kindheit, wie ich mich im Garten meiner Großmutter im Wipfel einer hohen Birke vom Wind hin- und hertreiben ließ, klang wie

ein herrliches Lied zu mir herüber und fühlte sich in der Yogaübung reiner und lauterer gestimmt an, als es in Wirklichkeit wohl gewesen war. Eine Ahnung, wie ich an einem Sonntag eines lauen matten Frühlingstages in meinen Olivenhainen tagträumend dahin trottete und ein Nickerchen in meinem paradiesischen Schlafzimmer herbeisehnte, winkte mir fröhlich entgegen. Alles jedoch war jetzt, war Gegenwart, alle Dehnungen, Bilder und Ahnungen spielten auf den Saiten meiner Seele eine wohltonende Melodie des wahren Lebens.

Das Yoga und die aus ihm entwachsende Sichtweise des Lebens würde es mir vielleicht nicht nur ermöglichen, aus BLITZ und DONNER auszusteigen, sondern in das tiefe, wahre Leben einzusteigen. Ein Leben, in dem ich mich annehmen und akzeptieren und lieben darf. Das ist ein langer Weg, ein Weg bis an mein Lebensende, aber er lohnt sich, ihn zu gehen. Der feste Glaube an den Weg, der feste Glaube daran, dass mir das Yoga helfen kann, aus BLITZ und DONNER ein Stück weit auszusteigen, um mich dann zu beschenken mit den wahren Werten des Lebens: mit Demut, Nächstenliebe, mit Toleranz und Dankbarkeit. Diese Werte würden das vom BLITZ getriebene Ego erweichen, Egoismus und Materialismus würden einen Schritt zurücktreten, um der Liebe Platz zu machen.

Ich weiß: BLITZ und DONNER werden mich jeden Tag prüfen, sie werden penetrant und unnachgiebig um ihre Vormachtstellung in meiner seelischen Landschaft kämpfen. Aber ebenso unnachgiebig werde ich dem Yoga und seinen Werten nachgehen. Wie weit ich dabei komme, wird der liebe Gott allein bestimmen.

Italienischer Alltag

Die Gewitter wüteten oft tagelang in mir. Manchmal war ich dem Verzweifeln nahe, ähnlich wie in meiner ehemaligen Heimat. Sie versuchten, die warme toskanische Sonne nicht zuzulassen. Fast künstlich und gezwungen erschienen sie am blauen Himmel. Dennoch, mit Papaqua, Yoga und dem südländischen Lebensrhythmus wuchs ich unmerklich in den italienischen Alltag hinein.

Zu den unterschiedlichsten Zeiten arbeitete ich je nach Laune in unserem Haus. Ich genehmigte mir nachmittags ein Nickerchen, auch wenn es mir nicht möglich war einzuschlafen; dennoch durfte ich manchmal recht ruhig im Bett liegen und wurde nicht wie seit jeher in meinem Leben von schlimmen Schuldgefühlen geplagt, die kein halbstündiges Liegen und Ausrasten, geschweige denn einen Schlaf ermöglicht hatten.

Des Öfteren machte ich einen Satz im Bett, wenn Paolo in der darunterliegenden Werkstatt mal wieder allzu heftig ein Eisengestell bearbeitete. „He, hier möchte einer ein Nickerchen machen. Leg dich doch auch ins Bett, das tut deinem Rücken gut“, polterte ich vom Fenster des Schlafzimmers hinunter. „Komm lieber runter und pack mit an, anstatt da oben wie ein alter Mann zu pennen und zu schimpfen“, bellte er zurück.

In dem Moment ratterte die alte knarrende Ape von Felice heran, dem Besitzer des Tante-Emma-Ladens im Dorfzentrum. In der klitzekleinen Fahrerkabine der Ape, in das sich schon eine einzige Person hineinzwängen musste, saßen Felice und Christine engstens aneinandergedrückt beisammen. „Tuut tut, tut tuuuut!!“ Christine drückte wie wild auf die quietschende Hupe. „Here we are“, präsentierte sie sich und quetschte sich aus der Ape heraus. „Da, nimm dir mal ein Beispiel, das ist ein Gentleman!“, versetzte sie in provozierender Art, sich mir zuwendend, und deutete auf Felice. „Das ist doch selbstverständlich, ich kann nicht zulassen, dass die Signora die schweren Sachen die weite Strecke tragen muss.“ Bei den schweren Sachen handelte es sich um eine Tüte mit Eiern, Milch und Brot für das heutige Frühstück, die weite Strecke betrug um die hundert Meter, es könnten auch hundertzwanzig sein. Christine umarmte den fünfundfünfzigjährigen Felice, der seine Glatze am Hinterkopf mit einigen längeren Haaren an der Seite präzise zu verdecken versuchte. „Das sind noch Männer, da kannst du dir was anschauen.“ Der zweite Kinnhaken. Zum Nachteil Felices wehte in dem Moment eine leichte Windbrise und er hatte alle Hände voll zu tun, die vereinzelt Haare sauber verteilt und bestmöglich verdeckend auf seine Glatze zu falten. Aber er schaffte es schließlich trotzdem. Und hopps, die nächste Windbrise war da. Nun ließ er es bleiben, lehnte sich an die Mauer und überlies die Haarpracht dem lieben Gott, so wie er sie eben geschaffen hatte.

„Vorgestern waren wir im Flugzeug“, prahlte Felice, um Eindruck zu schinden. „Warum vorgestern, da war ja Mittwoch. Was machst du denn da im Flugzeug, wohin bist du überhaupt geflogen? Ja, und überhaupt, warum bist du dann wieder hier?“ „He, Leute, mal langsam. Es ist ja ganz einfach und unspektakulär. Laurenzia und ich sagten uns irgendwann einmal, wir dürften es in unserem Leben nicht verabsäumen, einmal zu fliegen. Deshalb haben wir mit der Billigfluglinie von Ryanair einen Flug von Pisa nach Frankfurt gebucht. Dort haben wir in einer Bar in nächster Nähe vom Flughafen einen Kaffee getrunken, der übrigens nicht außergewöhnlich gut geschmeckt hat, und sind dann gleich wieder zurück nach Pisa geflogen. Ja, da haben wir die Erfahrung gemacht, dass Fliegen ganz schön ist, aber nicht unbedingt sein muss. Nun, das war das erste und letzte Mal, dass wir geflogen sind.“ Merkwürdige Fluggewohnheiten. Na denn.

Meine liebe Christine schien dem netten Felice zu gefallen, denn jedesmal, wenn die Menge des Einkaufs eine einzige Semmel übertraf, fuhr Felice meine Frau nach Hause. Wenn seine Gattin

Laurenzia nicht im Laden war, schloss er ihn hinter sich einfach ab und chauffierte meine Gattin mit seinem edlen Fahrgestell nach Hause. Ob in der Zwischenzeit Kunden anmarschierten oder nicht, war ihm egal, denn er nahm sich auch jedesmal die Zeit, einige Minuten mit Paolo und mir ein genüssliches und ausgedehntes Pläuschchen zu halten, stets durchdrungen von gegenseitiger zynischer Neckerei, ehe er wieder in sein Vehikel einstieg und uns einen guten Tag wünschte.

Der Platz vor Paolos Werkstatt war Treffpunkt, Unterhaltungsbühne und Informationszentrale des Dorfes zugleich. Der Eine ging, der Andere kam, Paolo war immer da. Auch wir waren oft da.

Eines Nachmittages lag ich im Bett und war nicht allein. Mein Computer lag auf meinen Oberschenkeln und ich war gerade beschäftigt, die sich täglich nach oben verändernden Baukosten unseres Hauses korrigierend in eine Excel-Tabelle einzutippen. Gerade als ich ängstlich die Maus der „Summe-Formel“ näherte, stürzte Christine bei der Tür herein.

„Du ich sag’s dir, hab ich jetzt gelacht. Beim Paolo unten vor seiner Werkstatt hielt sich gerade Ringo auf. Also der ist ein Original vom anderen Ufer: eine Eidechse hat er ins linke Ohrläppchen tätowiert, eine riesengroße Frauen-Sonnenbrille von Armani hat er auf, obwohl keine Sonne scheint, links und rechts ein Ohrring, schwarze enge Lederjacke und schwarze Stiefel trägt er. Und wie er sich benahm, und wie er sprach und lachte, einfach zum In-die-Hose-pieseln.“ „Schön, dass du dich gut unterhalten hast, aber ich muss da Einiges in meinen Computer eintippen“, unterbrach ich meine Frau recht trocken, da ich wusste, dass sie noch ewig weitererzählen würde und ich endlich mit der Maus beim „Summe-Zeichen“ angelangt war.

Nun, ich hätte es lieber bleiben lassen sollen und die Geschichte meiner Frau um den netten Ringo anhören sollen, denn die Zahl, die da erschien, hatte an der ersten und zweiten Stelle Nummern, die sich wie eine Ohrfeige auf die linke und die rechte Backe anfühlten. „Der Tag hat heute gar nicht mal so schlecht angefangen“, dachte ich bedrückt. Nun gut, es war ja unser Traumhaus. Wie wir es bezahlen, weiß wohl nur der liebe Gott. „Aber der wird das schon richten“, beruhigte ich mich wieder. Tags drauf lernte ich Ringo persönlich kennen, er quatschte wieder mit Paolo. „Ciao, Leon, ciao, ciao, ciao, amore, come stai, tutto bene!“ Ich glaube, das „ciao“ ist hundert Mal aus ihm herausgesprudelt. Und Leon sprang ihn an und bellte vor Freude, Ringo wieder zu sehen, obwohl auch er ihn erst seit gestern kannte. Und Ringo umarmte den erregten Leon wie einen Kumpel. Ringo hatte schwarzes, kurzes Haar, war um die fünfundvierzig Jahre alt und von Beruf Müllmann. Mich grüßte er mit einem Grinsen, bei dem sich die Mundwinkel bis fast an die Ohrläppchen vorarbeiteten. Seine schneeweißen Zähne strahlten gleich wie sein Grinsen. Und er grüßte mich in einer Art, als ob wir zusammen die Grundschule besucht hätten und seitdem die dicksten Freunde wären. Er erzählte mir sogleich persönliche Dinge und verwickelte mich in ein heiteres ungezwungenes Gespräch. Gleich spektakulär wie sein ganzes Wesen, zog Ringo nach seinem furiosen Zwischenstopp bei Paolo wieder von dannen: er rannte mit seinen X-Beinen entenmäßig und sein Hinterteil weit hinausstreckend über die Straße und grüßte uns nochmals aus seinem Müllauto aufgeregt flatternd, mit beiden Händen winkend aus dem Fenster.

Die eben dazu gestoßene Christine erkundigte sich nun mit ihrer weiblichen Neugierde bei Paolo, ob Ringo denn homosexuell wäre. „Nein, niemals“, meinte Paolo ganz entsetzt, wie ihr das nur einfallen hätte können. „Ringo wurde gerade von seiner Frau auf die Straße gesetzt“, meinte Paolo ganz ernst, während ich auf mein Köpfchen ein fast ebenso breites Grinsen wie Ringo kurz davor aufsetzte.

Wir trafen Ringo in der nächsten Zeit häufig im Dorf an. Er hatte nämlich gleich neben uns eine Wohnung angemietet. Und jedesmal war er gleich freundlich, und immer war er gut drauf. „Ciao, wie geht es euch. Und der Hund, wo ist der Hund?“ „Der ist hinten im Auto.“ „Und Fabian?“ „Auch der sitzt hinten im Auto.“ „Hallo Fabian, hallo Leon!“ „Ciao Ringo“, schrie mir Fabian von hinten ins Ohr, während sich Leon eines fröhlichen Bellens und erregten Knurrens nicht entziehen konnte. Und Ringo grinste wieder, wünschte uns einen schönen Tag und rannte vergnügt dem Müllauto hinterher, um die nächsten Müllsäcke einzusammeln und ins Auto zu werfen. „Christine“, meinte ich „ich hab noch nie in meinem Leben einen glücklicheren Müllmann gesehen als Ringo.“ Christine schmunzelte und entgegnete: „Von Ringo-Star können wir Einiges lernen.“ Seit wir Ringo kennengelernt hatten, war meine ganze Familie, Leon inbegriffen, auf jeden Fall ein begeisterter Fan vom glücklichsten Müllmann der Welt.

So vergingen die Tage in unserer neuen Heimat, der eine reihte sich an den anderen, ich war mal um neun, mal um elf, mal um fünf Uhr nachmittags am Haus, wir lernten neue Menschen kennen wie Ringo, wir ließen uns treiben von dem was gerade geschah und versuchten, so gut wir es vermochten, spontane Entscheidungen zu treffen.

Einmal saßen wir recht zeitig am Frühstück auf der Gemeinschaftsterrasse zwischen unserer Wohnung und der von Paolo und Maria und hatten die Absicht, sofort nach Marmeladebrot und Kaffee in aller Frühe ans Meer zu fahren. Da setzten sich Paolo und Maria neben uns auf die Treppe und wir wurden in Gespräche über die allerwichtigsten Unwichtigkeiten des Dorfes, der Toskana, ja ganz Italiens verwickelt, ein Fest für meine liebe Frau Christine. Als wir das erste Mal auf die Uhr schauten, war es ein Uhr mittags, das Blau war vom Himmel verschwunden, und einige Regentropfen trieben uns auseinander.

Wir entschieden uns, in einem zehn Kilometer entfernten Modehaus Sommerklamotten für mich zu kaufen. Meine liebe Frau Christine musste mich nämlich immer an den Ohren in ein Geschäft rein ziehen, um eine Körperbedeckung für mich selbst zu kaufen. So hatte ich das erste Mal das Vergnügen, in eine Leinenhose zu schlüpfen, in eine grüne und eine braun gestreifte. Der weiche leichte Sommerstoff fühlte sich tatsächlich gut an. Die Hosen wurden gekauft. In der Folge schmückten sie fast täglich meine Beine.

Hernach bewunderten wir in einem Geschäft für Gartenmöbel und –zubehör eine Sitzgarnitur und einen Brunnen aus Marmor, den wir in unserem Garten aufzustellen gedachten, ehe wir in unser Dorf zurückkehrten. „Lass uns doch noch einen Aperitif an der Bar am Dorfplatz nehmen.“ „Du, wir müssen heim, Leon ist schon seit zwei Stunden allein zu Hause. Du weißt, Monsieur ist nicht gewohnt, auf Herrchen und Frauchen zu warten.“ „Ach, Mami, lass uns noch was trinken!“, schrie's und es geschah.

Vor der Bar war die uns vom Sehen bekannte junge Frau, die nicht nur den Außenbereich der Bar, sondern anscheinend den ganzen Dorfplatz kehren wollte. Dies lag wohl daran, dass sie den Dorfplatz mit einem Laufparkett einer Modeschau verwechselte und sich mit dem Besen in der Hand den Augen des Dorfgeschehens präsentierte. Da waren der Metzger, der in ein Geschäft eilte, einige achtzigjährige Dorfveteranen, die auf Stühlen sitzend an ihrem Caffè schlürften, die Postfrau, die gerade ihr Auto mit der täglichen Post belud und nicht zuletzt wir selbst und durften bewundern, wie die junge Dame in einem Jeans-Mini-Rock, höheren Schuhen und einem hautengen Top, die Haare schön frisiert, Schmuck tragend und etwas aufdringlich geschminkt, motiviert, sauber und kokett den Boden fegte.

„Können wir bei Ihnen einen Kaffee oder ein Glas Wein trinken?“ „Nein, mein Herr“, antwortete sie in hüpfenden Worten, die wie aus einem Springbrunnen hervorsprudelten, „wir öffnen erst um siebzehn Uhr“, sprach's und schaute mich provozierend-dümmlich an.

Also schlenzten wir zwei Schritte weiter in die Arci-Bar, in die Bar der Kommunisten, wie sie in der Toskana weitverbreitet sind. „Hier dürftest du gar nicht rein, wenn du kein Kommunist bist“ hat Ezio einmal gesagt. Ich besuchte das Lokal aber trotzdem, zusammen mit Christine und Fabian. Fabian bekam sein Eis, und wir bestellten uns einen guten Chardonnay. An der Bartheke standen vorzügliche kleine Tapas zum Verzehr bereit: ein Peperoncino-Aufstrich, zwei weitere leckere, typisch toskanische Crostini-Aufstriche, kleine Brötchen, scharfe Peperoni, Nüsse, scharfe mexikanische Chips. So schlürften wir ein Glas Weißwein, schlemmten Chips, tunkten Brötchen in den Peperoncino- Aufstrich und bestellten ein zweites Glas Chardonnay. Da stürmte Bettina bei der Tür herein. Wohl bemerkt, sie betrat die Bar nicht, sie bestürmte sie. Das war eben Bettina, eine Anwältin aus Deutschland, die mit ihrem Mann Nikos vor acht Jahren hier im Dorf ein Landhaus erstanden hatte. Bettina hielt sich sieben Monate im Jahr in der Toskana auf, Nikos lebte in Deutschland und war in der Forschung tätig. Alle zwei Wochen kam er in die Toskana eingeflogen, um mit seiner Frau ein Wochenende zu verbringen. Bettina selbst kehrte wiederum im Winter zurück nach Deutschland, um ihrem erlernten Beruf als Anwältin nachzugehen. Die hervorstechendsten Wesensmerkmale von Bettina waren Stress und Eile. Jedesmal, wenn wir sie trafen, war sie vielfach bestückt mit äußerst wichtigen Terminen und Erledigungen und auch dieses Mal war es ihr unmöglich, an unserer geselligen Runde, in dessen Mittelpunkt ein Chardonnay zum Kosten stand, teilzunehmen. Im Gegenteil, sie ließ mal richtig Dampf ab, ehe sie sich wieder verabschiedete von uns. „Verdammt noch mal, der Klempner sollte heute Morgen um neun bei mir sein. Und jetzt ist er immer noch nicht gekommen. Und der Wasserhahn tropft immer noch. Ich werde noch verrückt in diesem Italien, wo nichts funktioniert.“ „Ach Bettina, lass den Wasserhahn tropfen, es wird nicht gleich das ganze Haus unter Wasser stehen. Komm, trink ein Gläschen mit uns mit.“ „Bist du verrückt, das muss ich sofort in Ordnung bringen.“ Nun, jedem das Seine. Jeder kann sich frei entscheiden; der eine taucht in die Bilder von Gletschereis und frischer duftender Brise eines Chardonnay ein, der andere ärgert sich über den Klempner und über das ganze Land. Christine und ich entschieden uns für den Chardonnay.

Da sich Alkohol bei uns gleich wie bei den Indianern auswirkt, spürten wir beide, wie die kleine Menge Weißwein die Blutbahnen rauf und runter sauste, als wir die Bar verließen und uns Richtung Auto bewegten. Meine liebe Frau Christine hielt mich an und nahm mich bei der Hand. Sie stellte sich vor mich hin, durchbohrte mit ihrem Hollywood-mäßigen, Chardonnay-durchtränkten Blick meine Augen und meinte wie von einem pathetischen Nirwana ergriffen: „Schatzl, ich möchte hier alt werden und nie mehr zurück. Ich möchte hier wie die Alten dort drüben in vierzig Jahren auf einem Stuhl sitzen und dem Treiben am Dorfplatz zusehen.“ Oh, Christine sah die Welt nach einem Schluck Alkohol immer in goldgerändertem Blütenzauber. Ich hörte die Himmelschöre spielen und die Engelchen durch ihre Flöten blasen und antwortete: „Schatzl, machen wir.“

Bis wir zu Hause ankamen. Da waren die Himmelschöre nicht mehr zu sehen, und auch die Flöten der Engel hatten aufgehört zu tönen. Unseren sechs Monate alten Leon hatten wir nämlich im Esszimmer der Wohnung zurück gelassen. Beim Öffnen der Haustüre ahnten wir Schlimmes, wir behielten recht und waren gleich wieder nüchterner denn je: unsere Mietwohnung hatte sich in ein Schlachtfeld verwandelt. Leon hatte alles in Reichweite Rumliegende zerbissen, die Papierfetzen von Büchern und Zeitungen lagen querfeldein in der Wohnung verteilt, die Vorhänge des Esszimmers hatte er herunter gerissen, den Sack mit seinem Fressen hatte er aufgebissen und das Trockenfutter mit den

Papierfetzen am Boden vermischt, zwei Paar neue Schuhe, die ich kurz davor gekauft hatte, lagen zerfetzt in einer Ecke, an der aus Holz gefertigten Schlafzimmertür hatte er wie ein Marder an den Autokabeln genagt. Die nächsten zwei Stunden hatten wir zu dritt damit zu tun, die Wohnung einigermaßen wieder in ihren Normalzustand zurückzuführen. Es war uns eine Lehre. Erschöpft und grantig auf Leon lümmelten wir uns in die Terrassenstühle hinein. Zum Glück befanden sich Maria und Paolo genau in dieser Woche am Meer, in ihrer Eigentumswohnung, auf die sie so stolz waren.

Der Himmel glänzte wieder in hellem Blau, die Sonne strahlte stark und heiß, wir benötigten dringend ein Ventil, um uns vom Leon-Trauma abreagieren zu können. Meer! Das war das Stichwort. Und es war die beste Zeit. Ab fünf Uhr nachmittags an einem Wochentag waren die Strände nicht mehr so dicht belagert wie etwa um elf Uhr vormittags an einem Samstag. Das hatten wir uns genau ein einziges Mal angeschaut, da hatte der Strand den Anschein, als ob sich die gesamte Toskana auf ein paar Quadratmetern sonnen würde, überdies hatten wir auf der Rückfahrt für einen Abschnitt von drei Kilometern mehr als zwei Stunden benötigt, da sich die gesamte Toskana wieder rückwärts ins Innenland bewegte. Einmal und nie mehr wieder.

Am dem von uns bevorzugten Strand hatten wir unseren Stammplatz. Zwischen Sandstrand und Pinienwald befand sich auf einer leichten Erhöhung eine Grasebene, auf der wir unsere Handtücher ausbreiteten. Hier konnten wir Leon an einem alten, schweren, zurückgebliebenen Sonnenschirmhalter anleinen. „Hans, das Meer tut dir so gut“, meinte meine Frau ganz liebevoll. „Hier kannst du deinen Sympathikus anstupsen.“ Der Sympathikus war der Gegenpol des Parasympathikus, der bei mir zu stark ausgeprägt wäre und Mit-Ursache für meine inneren Gewitter wäre, so wurde es mir von meiner Frau täglich zwei Mal eingetrichtert.

Oh, war das jetzt ein Genuss, bei blendendem Wasserspiegel Schritt für Schritt verträumt und träge in der Abendsonne ins badewannenwarme Wasser des flach abfallenden Meeres hineinzusteigen, bis zum Ansatz der Schwimmhose. Es kitzelte mich, das Wasser zog mich zu sich, ich tauchte im halbrunden Schwung eines Delphins ins Salzwasser ein, mit dem Kopf voraus zog ich den Körper wellenförmig nach. Unter Wasser berührte ich den Sandboden mit den Händen, suchte, schaute, tauchte wieder auf und noch einmal unter. Herrlich. Der Wasserspiegel war ruhig, ideal zum Schwimmen. „Ich dreh mal eine Runde“, schrie ich zu Christine hinaus. „Oh, nein“, war ihre Antwort, „und ich?“ „Du später.“ Manchmal darf man auch egoistisch sein. Gut, ich verstand sie ja, eine Runde bedeutete bei mir nämlich, dass ich mindestens eine Stunde ins große weite Meer hinausschwamm, der Abendsonne entgegen. Nach einigen hundert Metern Kraulen war ich allein auf hoher See. Ruhe umgab mich, tiefe Ruhe. Ich hörte nur mehr das leichte Plätschern meiner dahin paddelnden Glieder. Ich drehte mich auf den Rücken und blickte mit dem Kopf gerade in den blauen unendlichen Himmel. Ich verweilte in der Ruheposition, lauschte, hörte nichts, gar nichts, hörte alles, die Mystik des Meeres, die Sprache der Schöpfung. Ich paddelte auf dem Rücken dahin, drehte mich wieder um, schwamm langsam weiter, die Sonne blendete mich. Ich spürte meinen Körper und sah ihm zu, wie er seine Schwimmbewegungen ausführte. Schwimmen war für mich stets Körpertraining. Eine Stunde zügig schwimmen, das war effizient, da trainierte ich jeden Muskel meines Körpers. Heute nicht, heute nahm ich das Yoga mit hinaus ins große weite Meer, beobachtete meinen Körper, meine Atmung. Ich schwamm, und schwamm und wurde nicht müde. Ich war hellwach, meine Sinne lauschten, staunten und rochen das Meer. „Plopp“, machte es einige Meter vor mir. Ein Fisch tauchte auf und wieder ein, ein zweites und ein drittes Mal. Wahrscheinlich war er neugierig, was für ein merkwürdiges Wassertier sich ihm da näherte. Vor mir, weit draußen auf hoher See konnte ich die Konturen Korsikas erkennen, zu meiner Linken blickte mir – viel näher – die Insel Elba entgegen. Mein Zeitgefühl wurde von der Ruhe des Meeres verschlungen. Der Strand war weit entfernt, ich

verabschiedete mich von Korsika, Elba und dem Fisch und machte kehrt. „Danke“, hörte ich mich flüstern.

Einige Zeit danach war ich wieder zurück in der Lautstärke von Kindergejaule, Mamageschrei, inmitten von Strandfußball athletischer junger Knaben und schönster Konstruktionen toskanischer Sandburgen. Von Weitem erkannte ich Christine, die mit ihrem schönen Figürchen im sexy Bikini mit einem feschen jungen italienischem Lockenkopf herum-erotelte und -witzelte. Die Ruhe des Meeres, die sich während meines Schwimmausfluges in meine Seele setzte und die ich eigentlich ans Ufer retten hatte wollen, wurde ellbogenmäßig an die Seite gedrängt, und ich eifersüchtelte meiner lieben Gattin entgegen. „Wo warst du denn, ich hab mir schon Sorgen gemacht, du warst ja ewig im Wasser!“ Das war zunächst ihre unwirsche Begrüßung. „Nun, ich regte recht ausgiebig meinen Sympathikus an.“ Dann machte mich Christine mit ihrem Gegenüber bekannt und gab zugleich das Signal der Entwarnung, als sie mir auch seine Frau vorstellte. Giuseppe war der Waldfriseur von Florenz, Jasmin seine Frau aus der Schweiz.

Wir setzten uns auf unsere Handtücher, Christine zog aus der Strandtasche Käse, Wurst und Brot hervor und so nahmen wir gemeinsam unser Abendbrot ein. Giuseppe erklärte uns, dass er die Frisur eines jeden Menschen, Mann oder Frau, einem Baum gleichsetzte. „Jeder Baum ist anders, individuell. So muss auch jeder Haarschnitt ganz individuell auf die Person abgestimmt werden.“ Und aus diesem Grunde bezeichnete er sich als den „Parrucchiere della Foresta“, den Waldfriseur. Und mit verträumtem Blick schaute er ins endlose Meer hinaus, so wie der Cowboy in der Marlboro-Werbung in die Prärie blickt. Er dehnte das Feld seines täglichen Brotes aus und schweifte weit, weit in höhere Sphären und hinein in seine Lebensphilosophie. Er sprach und sprach und es schien ihm egal zu sein, ob ihm jemand zuhörte oder nicht. Er sprach von Freiheit, Individualismus, Pazifismus und der Seuche des Materialismus. Und je weiter er ausschweifte, desto weiter nach oben verdrehte seine Frau die Augen. „Wisst ihr“, unterbrach sie ihn dann energisch, sonst hätte er wohl um zwölf Uhr Mitternacht immer noch seinen Monolog geführt, „es wär halt angenehm, wenn mein werter Gatte auch etwas Kleingeld mit nach Hause bringen würde. Er schafft es noch nicht ganz, die Einnahmen von den Ausgaben zu trennen, und somit bleibt am Ende des Monats nichts übrig. Und ich muss mich dann mit meiner freiberuflichen Tätigkeit als Grafikerin jedes Monat abstrampeln, damit wir unseren Lebensunterhalt bestreiten können.“ Giuseppe schien das gar nicht zu hören, und ich konnte mir denken, dass ihn seine Frau täglich mit der Aufforderung des Geldverdienens frühmorgens zur Arbeit schickte.

Es waren zwei amüsante Erdgenossen, der Waldfriseur und seine energische Gattin. Ich müsse unbedingt bei ihm einkehren, in seinem Salon in Florenz, sobald wir uns mal in die toskanische Hauptstadt verirren würden. Dann würde ich ihn noch besser verstehen können. Und zum Abschied überreichte er uns stolz seine Visitenkarte.

Es war bereits halb acht Uhr abends. Die Sonne, die sich am Horizont mehr und mehr zur Insel Korsika herab neigte, bestrahlte einzelne kleine Wölkchen bereits in leicht rötlichen Farbtönen. Nur mehr wenige Menschen befanden sich am Strand, Ruhe kehrte ein. Es war dies die Zeit von Leon. Jetzt ließen wir ihn laufen, unseren verrückten Hund. Und wie er lief, auf und ab, hin und her, kraftvoll, energisch, voller Leben. Der Strand war sein Terrain, er liebte ihn. Wir gingen alle nochmals ins Wasser, Christine, Fabian und ich und Leon. Ich packte ihn, stemmte ihn in die Höhe, so weit ich konnte und warf ihn ins Wasser hinein. Er jaulte und bellte wie verrückt. „Ich auch, ich auch“, schrie Fabian. Und dann nahm ich einmal Fabian und einmal Leon, der eine jauchzte, der andere bellte. Christine durfte das machen, was ich Stunden zuvor gemacht hatte, schwimmen. Sie liebte das

Wasser auch, sie war eine Wasserratte. Wenn sie nicht gut drauf war und ihren Generalston anschlug, was nicht sehr selten war, schlug ich ihr stets vor, ans Meer zu fahren. Und sobald sie ihren kleinen Zeh in den großen Ozean streckte, war sie wie verwandelt. Nun ja, man lernt so seine Tricks als armseliger Mann neben einer emanzipierten Frau. Hach, herrje, oje, bin ich doch armselig dran, oh mein Selbstmitleid geht noch über.

Leon sauste und keuchte weiter, sprang in Tretboote hinein, drehte fünf Runden um unsere Handtücher und verschwand dann für einige Zeit im Pinienwald. Als er zurückkam, hatte er eine tote Ratte im Maul und Fabian schrie ganz entsetzt: „Pfui, pfui. Du Spinner, lass das Vieh in deinem Maul fallen.“ Aber nichts zu machen. Er setzte sein Querfeldein- und Quermeeraus-Rennen am Strand mit dem toten Vieh im Maul hurtig fort. Auch andere noch übriggebliebene Strandbesucher ekelten sich und hielten vorwurfsvoll Ausschau nach dem Besitzer dieses Hundes. Ich drehte mich um, pfiiff ein bissl herum und setzte eine den Besitzer suchende Miene auf. Wem könnte dieser verrückte Hund bloß gehören?

Bei der Heimfahrt stellte ich mich bereits auf den mir unweigerlich bevorstehenden Tadel meiner lieben Frau Christine ein. Listenmäßig benannte sie dann erwartungsgemäß die Stellen, an denen ich mich in der Gesellschaft mit Jasmin und Giuseppe falsch verhalten hatte. Warum ich das gesagt hätte und nicht jenes. Warum ich ihr dauernd ins Wort gefallen bin. Überdies hätte ich sie zwei Mal und ein halbes Mal abgewertet. Nicht zuletzt hätte ich mich einmal ziemlich aufgespielt; obwohl ich mich kaum erinnern konnte, überhaupt etwas gesagt zu haben.

Ich antwortete in meiner üblichen Art mit einem „Ja, ja“ sowie einem Nicken meines edlen Hauptes und dachte an die Heimfahrt von Giuseppe. Was der wohl alles zu hören bekam?

Es war noch nicht so lange her, dass ich auf jede Frage und Vermutung Antwort gegeben hatte, aber zu oft endete dies im Streit. Und so gehörte es meiner Ansicht nach zum toskanischen Lebensfluss dazu, bestimmte allzu weibliche Eigenschaften meiner lieben Frau Christine zu akzeptieren, ohne darauf groß reagieren zu müssen.

Nach dem Tadel erfolgten Analysen und Fragen und das Erstellen von Hypothesen und Annahmen. Das liebte meine Frau Christine. Wie Jasmin als Schweizerin wohl zurechtkommt im etwas chaotischen Italien? Ob die es wohl noch lange miteinander aushalten. „Und wir?“, dachte ich so nebenbei. Ob er, weil er so gut aussieht, wohl eine andere hat? Und sie, hat sie dir gefallen, hm?! Sie ist doch blond, und du stehst ja so auf blond. Na, wie findest du sie? „Geht schon.“ „Sie hat dir also gefallen. Ja, ich wusste es. Wie du schon im Yogasitz provozierend vor ihr gesessen bist.“ Meine liebe Frau ist Widder, astrologisch Interessierte werden mich verstehen. Weiter ging's. „Horchst du mir überhaupt zu und interessiert dich das überhaupt, was ich sage?“ Und: „Hast du dazu überhaupt nichts zu sagen. Na, das ist ja typisch.“ Christine lässt täglich ungefähr fünfundzwanzigtausend Worte durch die Lippen laufen, ich ungefähr ein Zehntel davon. Wie gesagt, sie ist Widder, und ich, ich bin Steinbock. Also mindestens gleich bockig wie der Widder. Ojojjoj, wenn zwei Hörner aneinander stoßen und fechten, dann kracht's halt.

Zum Glück, wir hatten es geschafft und wir waren wieder zu Hause. Ende der Analysen. Ich war gerettet. Ach, was bin ich doch ein armer Steinbock.

An diesem so schönen warmen Sommerabend wollten wir nicht zu Hause bleiben, und so streiften meine liebe Frau Christine und ich Hand in Hand durch das Dorf. Wir hatten uns wieder ganz fest lieb. Unseren Leon ließen wir diesmal nicht in der Wohnung zurück, sondern führten ihn brav an der Leine. Die dumpfen gelben Lampen in den kuscheligen, engen Gassen des Dorfes legten ihr Licht

behutsam an die gelb bemalten Häuser und die Steinhäuser. Manchmal legte sich das Licht direkt auf die roten Backsteinziegel, die bei den toskanischen Steinhäusern immer wieder mit den Steinen durchmischt werden. Die daraus entstehende gelb-rötliche-Stimmung rührte in uns beiden sanfte Gefühle von Heimeligkeit und Geborgenheit an, und von dieser Stimmung ließen wir uns durch die Gassen bis auf die Piazza tragen. Und hier reichten die Generationen einander die Hand. Die alten Leute saßen vor ihrem Haus oder vor der Bar auf dem Stuhl, die Katze auf dem Schoß und das Glas Rotwein in der Hand, in unserer Gegend meist aus einer Sangiovese-Traube produziert. Es wurde über Hinz und Kunz geratscht und getratscht, und beobachtet, was andere auf der Piazza so trieben. Vor der Pizzeria unterhielten sich zwei junge Familien, die spät am Abend noch eine Pizza gegessen hatten und sich gerade verabschiedeten. Felice und Laurenzia waren dabei, ihr Lebensmittelgeschäft zu schließen. Es war bereits zehn Uhr abends. Im Mittelpunkt standen die jungen Leute, die mit ihren Vespas und Motorscootern die Piazza unsicher machten und jugendhaft protzten. Zwischendrin entdeckten wir unseren siebenjährigen Sohn Fabian, der noch beinahe kein Italienisch sprach, aber alle Jungs und Mädels in seinen Bann zog und der große Wortführer zu sein schien. Mal saß er auf dem Schoß eines lieben Mädels, mal wurde er weitergereicht in zweite, dritte und vierte Hände, mal saß er auf dem Motorscooter, um zu zeigen, wie er ihn lenken würde, wäre er endlich vierzehn. Und als wir ihn um halb zwölf Uhr nachts mit nach Hause nehmen wollten, gab es ein Riesengeschrei, warum er jetzt schon, beinahe um Mitternacht, schlafen gehen müsste. Alle grüßten ihn bei der Verabschiedung mit einem herzlichen „Ciao Fabian, a domani - bis morgen.“ Auf dem Nachhauseweg wurde mir erst so richtig die Bekanntheit meines Sohnes im Dorf bewusst, denn immer wieder hörte man, einmal von rechts, einmal von links, ein „Ciao Fabian.“ Christine und ich blieben dabei recht unbeachtet.

All dies geschah am sechzehnten Juli.

Der siebzehnte Juli

Der siebzehnte Juli war der ganz normale Wahnsinn eines italienischen Arbeitsalltages. Er begann mit einem ganz normalen Dialog zwischen meiner Wenigkeit und meinen lieben Handwerkern. Und das war so:

Das kleine Bad im ersten Stock war von seinem Niveau her vierzig Zentimeter tiefer angelegt als die restlichen Räume. Deshalb musste eine Stufe gemauert werden. Die Höhe der Stufe war durch den Niveauunterschied von vierzig Zentimetern definiert, also zwanzig Zentimeter. Die Tiefe der Stufe, die Fläche also, auf der man auftritt, war noch offen. Und es zeigte sich, dass die Stufentiefe einige Männer zum Schwitzen brachte.

Da das Bad ziemlich schmal war und man bei seinem Betreten gleich die Dusche an seiner Nase kleben hatte, gab ich Ezio am sechzehnten Juli den Auftrag, die Treppenstufe statt der normalen siebenundzwanzig nur dreiundzwanzig Zentimeter tief zu machen. Er hieß es eine gute Idee. „Willst du es dir nicht notieren? Die Kleinigkeiten, die wir jeden Tag besprechen, werden ja immer häufiger.“ „Non preoccuparti!“, war seine (regelmäßige) Antwort, was bei Ezio soviel heißt wie „Mach dir um Gottes Willen keine Sorgen, ich hab alles im Kopf.“ „Nun gut, wenn du das sagst, dann wird es schon passen“, entgegnete ich etwas zögerlich, überzeugt war ich aber keineswegs.

Tags drauf, am historischen siebzehnten Juli, marschierte ich morgens lustig und munter durch Papaqua. Bis ich am Bad-Treppchen angelangt war. Ich nahm mein Metermaß aus der Tasche. „Verflucht!“ Der Installateur hatte genau an dem Treppchen Wasserrohre und andere Leitungen montiert und die hatten eine exakte Tiefe von achtundzwanzig Zentimetern statt eben der maximal möglichen dreiundzwanzig.

Etwas ärgerlich rief ich Ezio herbei. „Porca vacca.“ Sein klassischer, äußerst laut zum Ausdruck kommender Fluch-Hardrock hallte durch Papaqua. Aber das half jetzt auch nichts mehr. Er hatte es verabsäumt, wohl zum hundertsten Male, einem anderen Handwerker eine wichtige Information weiterzugeben. Und seine Reaktion war stets dieselbe, und die hieß eben „Porca vacca.“ Und nichts weiter. Er unternahm gar nicht erst einen Versuch, sich zu rechtfertigen, suchte keinen Schuldigen und bekannte sich erst mal zu seinem Fehler. Das war jedesmal so. Das war ja das Verrückte. Dann schaute er mir mit seinem Bernhardinerblick reuig in die Augen und ich wusste dabei nicht, ob ich lachen oder weinen sollte.

Die Szene fand aber damit noch nicht ihr Ende. Ich rief den Installateur herbei und machte ihn auf den Fehler aufmerksam. So besprachen wir nun gemeinsam mit Ezio an Ort und Stelle das Malheur, während sich der Lehrling des Installateurs sowie Damiano und Teddi mit fachmännischen Blicken hinzugesellten. Jetzt wurde diskutiert und jeder durfte seine Meinung sagen. Der Lehrling und Teddi wurden von ihren Chefs gleich zurechtgewiesen und so nahmen diese an der höchst aufregenden Diskussionsrunde nur mehr horchend und schauend teil. Immerhin brauchten sie nicht zu arbeiten. Zunächst wurden Alternativen in den Raum gestellt, in welcher Form die Rohre angebracht und ob die Rohre nicht auch an ganz anderer Stelle montiert werden könnten. Dabei ging es nicht unbedingt darum, wer die konstruktiveren Argumente und Lösungen einbrachte, sondern es zählte vielmehr, wer lauter schrie. Und man hüpfte vom Hundertsten ins Tausendste und wieder zurück und drehte und wand sich mit Worten rundherum.

Als sich überhaupt keiner mehr auskannte und zu helfen wusste, warf Ezio plötzlich zu meiner Überraschung ein, dass die Tiefe des Treppchens von dreiundzwanzig Zentimeter sowieso zu eng

wäre, obwohl er es tags zuvor gutgeheißen hatte. So bekam das harmlose, aber trotzdem enorm wichtige Treppchen eine ganz neue Perspektive, ja fast eine Wende. Ob es nämlich überhaupt Sinn machte, das Treppchen dreiundzwanzig Zentimeter tief zu machen. Damit noch nicht genug, Ezio setzte noch eins drauf, nämlich wie ich unerfahrener Amateur eigentlich solch dumme Ideen einbringen konnte, die alle verrückt machten. Und er kam zum vorläufigen Abschluss: ich solle das in Zukunft bitte unterlassen und ihn und sein Leute nicht länger von der Arbeit abhalten. Von diesem Kinnhaken wollte ich mich erst mal erholen.

Dazu hatte ich aber leider keine Zeit. Um den Fehler gemeinsam zu vertuschen, stimmte der Installateur nämlich gleich mit in denselben Tenor ein. Das war der zweite Schlag ins Gesicht. Ich gestikulierte und ruderte mit den Armen, als ob ich beim Ertrinken wäre, packte meine alte Kampfgesinnung wieder aus und rannte gegen das kleine Heer von Maurern und Installateuren an. Es wurde an dem armen Treppchen nun heftig gerissen und gezerrt, schließlich aber, als wir alle, die um das Treppchen herumstanden, nach mehr als einer halben Stunde ziemlich erschöpft waren, gab jeder der beiden Seiten um zwei Zentimeter nach, und das endlich erlöste Treppchen durfte ganze fünfundzwanzig Zentimeter tief werden.

Als ich nach dem Kampf um die Treppchentiefe sofort in mein Auto stieg, um mich zu Hause mit einem Kamillentee etwas zu beruhigen, schlich sich in dem langsam wegfließendem Ärger mein ökonomisches Denken ein: „Eine halbe Stunde mal fünf Personen sind zweieinhalb Stunden an Arbeitszeit, dies multipliziert mit drei Vorkommnissen dieser Art am Tag, dies wiederum multipliziert mit hundertfünfzig Arbeitstagen, die für die Restaurierung notwendig waren, macht eintausendeinhundert-fünfundzwanzig Arbeitsstunden, dividiert durch acht Arbeitsstunden am Tag sind hunderteinundvierzig Arbeitstage eines Mitarbeiters, die in einhundertprozentiger Unproduktivität versanden. Wer das wohl zahlt?“ Ich fuhr mit dem Auto die Kurven durch das Dorf. Und mein logisches Denken kam zu seiner recht kuriosen Schlussfolgerung: „Am Ende wohl ich selbst!“

Am späten Vormittag kehrte ich beruhigt und zuversichtlich nach Papaqua zurück. Dort erwartete mich bereits Klaus. Ich heuerte ihn an, mir bei der Abdeckung des Daches behilflich zu sein. Er griff mir bereits beim Abtragen von alten Steinwänden unter die Arme. Klaus war ein gutaussehender, blauäugig-blonder, vierzigjähriger Frauentyp mit Bartstoppeln aus Deutschland und glich von seiner Erscheinung, seiner Art zu sprechen und seiner Wortwahl dem coolen Typ in der Zigaretten-Werbung. Er hatte im Dorf vor sechs Jahren ein Haus gekauft und war mit Boot, Harley, zwei Oldtimern, seiner Frau und zwei Kindern im Dorf eingelaufen und hat selbstverständlich das gesamte Dorfinteresse auf sich gezogen. All dies erfuhr ich, von wem wohl, von... Paolo und Maria.

Wunsch und Wirklichkeit, Traum und Realität können sich sehr oft im Leben voneinander entfernen. Dies musste Klaus am eigenen Leib verspüren. Ihm ist es nicht sehr gut ergangen mit seinem Traum, in der Toskana ein neues, sorgenloses Leben zu führen. Als ehemaliger Kleinunternehmer, der seine Anteile seinem Geschäftspartner verkauft hatte, eröffnete Klaus, der italienischen Sprache sowie der italienischen Mentalität und Geschäftswelt nicht kundig, in der nächstliegenden größeren Stadt zusammen mit seiner Frau ein Geschäft mit hochwertigen marokkanischen Möbeln und machte schon nach einigen Monaten die bittere Erfahrung, ein Geschäft nicht zum Laufen zu bringen und es nach kurzer Zeit ganz aufgeben zu müssen.

Mit der finanziellen Belastung umzugehen nicht gewohnt, entstanden alsbald Spannungen in seiner Familie. Klaus trat eine neue Arbeitsstelle als Arbeitnehmer an. Der Umgang seiner Vorgesetzten ihm gegenüber konnte nicht gerade als höflich bezeichnet werden. Er wollte seine Würde nicht noch weiter ankratzen und kündigte die Arbeit. Überdies war die Integration in die Dorfgemeinschaft nicht

sehr geglückt. Die Ehefrau von Klaus wurde immer unzufriedener, so kam es zum unvermeidbaren Bruch. Sie packte die beiden Kinder und zog zurück nach Deutschland. Und nun war er seit zwei Jahren allein in der Toskana und suchte nach einer Arbeit, bei der er sich gut aufgehoben fühlte. So lernte ich den netten Klaus bei Paolo kennen und bot ihm einen Job bei mir am Haus an.

Klaus war also schon bei der Arbeit, als ich den Hammer zur Hand nahm und am frühen Morgen die ersten Mezzane sauber machte. Mezzane sind die typischen mystischen alten Terakottaziegel, die unter den Dachziegeln das Dach bedecken und die man in der Toskana vielerorts an den Decken zwischen den Holzbalken sehen kann. Wir standen bei wunderschönem blauen Himmel am Dach, sahen raus aufs blaue Meer, die Rotkehlchen und Lerchen zwitscherten ihre Morgenmelodie, und wir durften das alte Material des Hauses bearbeiten. Es war fast zu schön um wahr zu sein. Ezio und seine Leute trudelten so ganz gemütlich um elf Uhr nach ihrem Vormittagskaffee im Dorf in Papaqua ein. Nun, das war eben so. Mit Ezio hatte ich am Vortag und überhaupt die letzten Tage heftige Diskussionen geführt.

Er warf mir vor, ich würde ihm durch meine Arbeiten mit Klaus und mein Vorhaben mit diesem am Dach die Arbeit wegnehmen und sowieso machen, was ich wollte. Ich war sein Alptraum, und er der meine. Nach jeder Streiterei umarmten wir uns und lachten uns gegenseitig aus. Ezio ist Künstler, und zwar durch und durch Künstler. Er ist der unorganisierteste und unflexibelste Mensch, den ich in meinem Leben je kennengelernt hatte. Und vielleicht liebte ich ihn deshalb umso mehr. Ich hingegen machte ihn nervös mit meinen übersprudelnden Ideen und mit meiner, ja ich würde sagen, selbstüberschätzenden Naivität, viele Dinge selbst in die Hand nehmen und viel zu schnell und ohne jegliche Geduld erledigt haben zu wollen.

Und da hatte er durchaus recht, und ich merkte, wie stark ich meine Mitmenschen dadurch in die Enge trieb, wenn BLITZ mich anpeitschte. Es war eines meiner dominanten Lebens- oder besser gesagt Überlebensmuster. Ich habe immer klar definierte Ziele vor Augen, tägliche wie langfristige: ob ich das Dach von Papaqua in einem Tag ganz abdecken möchte, ob ich in zwei Stunden fünf Kilometer schwimmen möchte, ob ich in meiner Agentur den Umsatz verdoppeln möchte; was auch immer ich mir zum Ziel setze, ich werde es so setzen, dass es mich auf körperlicher wie auf geistiger Ebene überlastet. Zwanghaft laufe ich dem Ziel dabei hinterher, ohne nach rechts oder links zu blicken.

Aber damit ist leider noch nicht Schluss mit dem Leid. Ich korrigiere die Ziele überdies ständig nach oben, sobald ich nur eine winzige Möglichkeit sehe. Wenn ich Klaus beauftrage, mit dem elektrischen Hammer an einem Vormittag in der Außenmauer des Hauses eine Öffnung für ein neues Fenster herauszuschlagen, korrigiere ich es auf zwei Stunden, sobald ich sehe, die Arbeit schreitet leichter voran, als ursprünglich angenommen. Insbesondere auf das Kalkulieren der Kosten und die Möglichkeiten der Geldersparnis breitet das Muster seine Krallen aus. Wenn ich merke, ich kann durch mehrere Eigenleistungen irgendwo noch mehr Geld sparen, so versuche ich alle Aufgaben zugleich zu erledigen; und kenne dabei sehr oft keine Grenzen für die eigene Belastbarkeit. Oder wenn ich spüre, ich kann bei einer Leistung eines Handwerkers noch mehr sparen, so lote ich alle Möglichkeiten bestmöglich aus.

Das Toben von BLITZ ist aber immer noch nicht beendet. Habe ich in der Folge das zuvor definierte, mehrmals nach oben korrigierte Ziel noch nicht mal erreicht, schaltet mein seelisches Radar sofort wieder ein und sucht sich neue Ziele mit immer höheren Ansprüchen. Hat Klaus die Öffnung des Fensters noch nicht mal fertig, bespreche ich mit ihm in Eiltempo schon die Öffnung der Innentür von

der Bibliothek in unser Schlafzimmer, gebe ihm den Zeitplan vor und organisiere alles dafür Notwendige.

Ich komme mir dabei vor wie ein Jäger, der seine Beute verfolgt, wie ein Leopard, der ein Zebra jagt. Falls das Ziel erreicht wird, nehme ich es kurz zur Kenntnis. Ich schaffe es also nicht, mich der Erreichung des Zieles zu erfreuen. Falls das Ziel hingegen nicht erreicht wird, ist die Enttäuschung groß. Ob ich das Ziel erreiche oder nicht, in der Kehle fühle ich einen Dauerdruck sowie die Angst, das Ziel nicht zu erreichen. Das sind meine zwei ständigen Begleiter. Unausweichlich belaste ich mit dieser Getriebenheit alle Menschen, die mich umgeben: meine Frau, meine Mitarbeiter, die Handwerker von Papaqua. Die Ursachen für diese Muster sind mir ziemlich klar: zum Einen fördert das Milieu der Wirtschaft, in das ich in meinem zwanzigstem Lebensjahr durch den Beginn meines Betriebswirtschaftsstudiums eingetreten war, meine Getriebenheit. Das ist aber lediglich ein Verstärker. Ich kenne BLITZ und weiß, dass dies nur die vordergründige Ursache ist. Die hintergründige ist das tief liegende Überzeugungsmuster, dass ich nur durch die Erbringung von Leistung geliebt werde; anders ausgedrückt: je mehr ich leiste, desto mehr werde ich geliebt. Immer wieder und immer bewusster erkenne ich in meinem Handlungsrepertoire BLITZ. Es steckt hinter den meisten Dingen, die ich tue und denke.

Von diesem Muster, das mich im letzten Jahrzehnt meines Lebens seelisch krank gemacht hatte, wollte und will ich mich mit der Änderung meines Lebensmittelpunktes in die Toskana befreien. Und genau in den Konfliktsituationen mit Ezio erkannte ich, dass das Muster dasselbe war, nur die Verpackung eine andere: vorher war es der Erfolgszwang in der Agentur, jetzt war es die schnellstmögliche und zudem fehlerlose und kostengünstigste Renovierung meines Hauses. Und ich erkenne auch immer wieder: allein der Umzug in eine andere Gegend, ein anderes Klima mit anderen Menschen bewirkt nichts. Ich nehme meinen seelischen Koffer mit. Aber, und das gibt mir Zuversicht: ich kann ihn anders auspacken und in den Kasten hängen. Und ich kann andere Kleidung in der Toskana tragen und bestimmte Kleidung gar nicht mehr in den Kasten hängen, auch wenn ich mich nur allzu schwer davon trenne.

Ezio ist das Gegenteil von mir. Er geht ruhig und gelassen dem sauberen Verputz an einem Türstock nach, beendet diesen nach der Möglichkeit seiner Fähigkeiten, und beginnt dann mit dem Verzieren eines Fensters mit Terrakottafliesen. Okay, über seine Geschwindigkeit lässt sich tatsächlich streiten, auch über die Zeit, die er zum Start der neuen Arbeit am Fenster braucht. Zwischen den Arbeiten hält er nämlich Siesta und feiert die Fertigstellung der Arbeit am Türstock mit einem ausführlichen Gespräch mit Damiano - im Beisein von Teddi - über die sinkende Qualität des Fleisches beim Dorfmetzger, wobei das Bier an der Hand zu einer gesellig-gemütlichen Atmosphäre einen beachtlichen Beitrag zu spenden durchaus in der Lage ist. Aber er fühlt beim Ausführen seines täglichen Pensums keine Hast, keine Gier und keine Angst, er erfüllt seine Pflichten so, wie es die Schöpfung mit ihm vorgesehen hat.

Wenn nun die innere Gelassenheit Ezios aufeinanderprallt mit der Umtriebigkeit meines Daseins, sind Konflikte vorprogrammiert.

Meine Probleme und Konflikte, vor allem eben mit Ezio, versuche ich als Herausforderung und als Lehrmeister wahrzunehmen und anzunehmen. Ich sehe, dass das Leben mir in der Verkleidung von Konflikten ein wichtiges Zeichen geben will. Je besser ich es schaffe, die Arbeitsweise von Ezio zu akzeptieren und vielleicht auch etwas davon anzunehmen, desto leichter schaffe ich es, meine alten, krankmachenden Muster Schritt für Schritt abzulegen. Gehetztheit, Gier und Angst möchte ich

ablegen lernen und Platz machen für Achtsamkeit und der Anerkennung meiner Möglichkeiten und meiner Belastbarkeit.

Das Abdecken des Daches ging äußerst gut voran, der Großteil der Arbeit war bereits verrichtet. Dachziegel und Mezzane stapelten Klaus und ich am Gerüst auf. Diese von der Sonne, dem Klima und der Witterung gelb, orange, rostrot vermoosten, über zweihundert Jahre alten Dachziegel sahen aus wie echte Kunstwerke.

Ich dachte, der restliche Tag würde ruhig verlaufen, und es würde viel vorangehen. Den Gedanken nicht mal fertig gedacht, hörte ich eine zornige Stimme, die unverkennbar die von Ezio war. Sie schrie vom unterem Stock herauf: „Hans, hör sofort mit der Arbeit auf, das ganze Gerüst steht schief. Wenn du nicht willst, dass es umfällt, dann hör sofort auf.“ Klaus neben mir wurde ganz bleich. Meine erste Reaktion war, mich zu Klaus hinwendend, in meiner jovialen Überschätzung und Rechthaberei: „Mach dir grad keine Probleme, Klaus, das ist gewiss nur wieder so ein Einfall von ihm.“ Damit gab sich der am Bau erfahrene Klaus aber nicht zufrieden. Und als er nach seiner persönlichen Inspektion nicht nur bleich, sondern kreidebleich auf das Dach zurückkam, packte er seine Siebensachen und flüchtete mit der Aussage „hier oben bleib ich keine Minute mehr“, sofort wieder auf den sicheren Erdboden zurück.

So, und nun endlich wurde auch mir etwas bange; ich stieg vom Gerüst herunter und durfte feststellen, dass das Gerüst zu etwa vierzig Zentimeter geneigt war und spürte den Gedanken „Ach du liebe Scheiße“ durch jede einzelne Körperzelle ein- und wieder austreten. Jetzt hatte ich ein echtes Problem. Geschlagen wie der schuldbewusste Leon, wenn er von einem seiner Alleingänge durch das ganze Dorf nach Hause zurückkehrt, trat ich meinen Gang nach Canossa zu Ezio an, der im ersten Stock gerade ein Fenster fertigmauerte. „Was machen wir jetzt?“ „Nichts machen wir, mir ist es gleich was du tust, das hier interessiert mich alles nicht mehr. Ich mach hier heute diese Arbeit fertig, wir rechnen die Arbeit ab, die wir gemacht haben und ich pack dann meine Sachen.“ „Ok“, sagte ich ruhig und cool, innerlich bebend wie ein Vulkan, „mach das.“

Ich ging runter und wusste nicht recht wohin und was ich jetzt machen sollte. Da sah ich Klaus auf der Wiese sitzen, und ich ging mal zu ihm. „Du, Hans, ich rate dir eines: bring das mit dem Ezio in Ordnung. Wenn der jetzt hier die Arbeit lässt, dann weiß es innerhalb von nicht mal zwei Tagen das ganze Dorf. Und dann kannst du dir sicher sein, dass hier der ein oder andere Sicherheitsdienst einläuft. Die schalten dir Strom und Wasser ab, du kannst dich keinen Meter mehr bewegen und sie sperren dir sofort die Baustelle. Und wenn das mit Ezio geregelt ist, schau, so schnell wie möglich das gesamte Material vom Gerüst runterzubringen. Denn wenn das Gerüst tatsächlich kippt, dann ist hier nämlich wirklich die Hölle los. Melde dich bei mir, wenn du die Sachen geregelt hast, ich mach erst mal die Fliege.“

Und schon fuhr Klaus mit seiner schönen alten Moto Guzzi an mir vorüber und machte den eleganten Abgang auf seine Weise. Nun saß ich da, von Gott und der Welt verlassen. Alle schienen von mir zu flüchten. Ich wollte also mal wieder mit dem Kopf durch die Wand. Was sollte ich nun tun? Alles liegen und stehen lassen, um selber mal den Kopf frei zu bekommen? Einfach am Dach weiter machen? Mit Ezio sprechen? Ich entschied mich für Letzteres und musste nun den zweiten Gang nach Canossa antreten. Das schmeckte ziemlich bitter, denn noch zehn Minuten davor hatte ich seiner vorzeitigen Entlassung zugestimmt.

Ich stieg also die Treppen hoch zum ersten Stock. Er war gerade dabei, die neue Fensteröffnung mit letztem Zement fein zu tunen. „Ezio, wir müssen sprechen!“ „Über was willst du sprechen, wir haben alles geklärt!“, sprach er ruhig, ich aber spürte, dass er innerlich mindestens gleich erregt war wie ich.

Zudem wehte mir ein beleidigter Unterton entgegen. Das machte mir Hoffnung. „Es geht nicht, wie du das machst. Ich wusste nicht, dass das Gerüst überlastet ist, dass ein Gerüst überhaupt überlastet sein kann. Ich wollte nur meine Arbeit tun. Punkt. Nichts weiter. Du hättest mich ganz einfach darauf aufmerksam machen können. Und nicht gleich, wie du es immer machst und jetzt eben wieder gemacht hast, damit drohen, sämtliche Zelte abzubrechen.“ Er wurde lauter: „So eine Baustelle hab ich mein Leben lang noch nicht gehabt.“ Er wurde noch lauter, theatralischer, moralischer: „Du spielst mit dem Leben Anderer, mit dem von Klaus, und uns allen hier.“ „Jetzt übertreibst du aber.“ Das war der Startschuss für eine sich in höchster Lautstärke abspielende gegenseitige Brüllerei. Und dann kam das, was immer kam: er lachte, wie Don Camillo, ich lachte, wie Peppone. Ich boxte ihn kollegial in seinen äußerst beliebten Bauch, er meinte: „So einen Spinner wie dich hab ich noch nie gesehen.“ „In der Tat, ich auch nicht.“ „Nach Abschluss der Arbeiten fahren wir beide nach Nepal. Dort kenne ich ein Kloster, da meditieren wir dann mal einige Wochen, um aus diesem Projekt nicht einen lebenslangen Schaden mitzunehmen.“ „Ist okay“, antwortete ich, „oder wir lassen uns in eine Nervenklinik einliefern, aber bitte nicht in dieselbe. Du gehst in die nach Pisa, und ich in die nach Florenz. Sonst fetzen wir uns da noch weiter.“ Wir lachten laut auf, Damiano und Teddi, die dazugekommen waren, lachten mit. Damiano in seiner unnachahmlichen Weise: den Kopf nach rechts unten geneigt, das linke Augenlid über das Auge fallend, beinahe bis zum Anschlag, den Mund geschlossen und zusammengezogen, presste er sein unnachahmliches Lachen heraus, als ob in seinem Inneren etwas auf eine Bremse drückte.

Das war so der alltägliche Wahnsinn auf der Baustelle: den Anderen necken, streiten, heftig zanken, sich versöhnen, lachen, lächeln, umarmen, und zu allerletzt ein wenig arbeiten.

„Spaß beiseite,“ meinte Ezio, „du besorgst dir morgen einen elektrischen Lastenheber und schaffst so schnell wie möglich die Dachziegel und die Mezzane vom Dach.“ „Mach ich.“

Ich war total erschöpft, aber eine drückende Belastung fiel von mir ab wie der Apfel von seinem Baum. Die Ruhe kehrte nach dem Sturm ein. Ich ging runter, setzte mich wieder auf die Wiese, starrte ins friedliche Blau am Himmel und lauschte den Singvögeln nach.

„Und jetzt schaffen wir all den Bauschutt vor dem Haus auf den LKW und entsorgen ihn. Dann können wir wieder besser atmen“, rief Ezio vom Fenster runter. Zehn Minuten davor schien es so, als ob wir uns für unser restliches Leben verfeindet hätten, und just im nächsten Moment luden wir vier, Damiano, Teddi, Ezio und ich in aller Eintracht und Friedlichkeit den Bauschutt auf den LKW, als ob nie etwas vorgefallen wäre. Als Damiano eine alte, dünne Platte aus Blech aufhob, lag darunter ein minikleiner Frosch. „Achtung ein Fröschl!“ rief Ezio. Alle blieben wie versteinert stehen. Teddi hob es ganz behutsam auf und nun starrten alle drei auf das Fröschl auf Teddis Hand. Und jeder von ihnen streichelte es ganz sanft und lieb. Ich stand daneben und schmunzelte in mich hinein: „Die Jungs muss man einfach gern haben. Diese drei gestandenen Mannsbilder, die auf der Baustelle das kleine Fröschl liebkoosen. Einfach süß.“

Als der Bauschutt verladen war, war es schon Abend. Ich verabschiedete mich bei Ezio & Friends und fuhr zum Klaus nach Hause, der grad an der Straße wohnte, die sowieso auf meinem Nachhauseweg lag, um ihm mitzuteilen, dass sich die Lage entspannt hätte und er mit seiner alten Moto Guzzi wieder bei mir einfahren könnte.

In der Einfahrt von Klaus stehend hörte ich den LKW von Ezio heranzufahren, und da ich ihn sowieso noch etwas fragen wollte, trat ich, mein Handy am Ohr klebend, um busy zu erscheinen, auf die Straße zurück. Sie hupten mir von Weitem zu und deuteten mit ihren Händen ganz heftig in alle Richtungen, ich solle ja stehenbleiben. „Was ist denn jetzt schon wieder“ war das Erste, was mir

durch den Kopf schoss. Und das zweite war, dass mir vor lauter Lachen der Hals schmerzte. Teddi fuhr den LKW, in der Mitte saß Ezio, auf seinem Schoß seine Trudi, links saß Damiano, und auf seinem Schoß saß ... mein Leon, der wie verrückt kohlte und bellte. „Mist, den hab ich vor lauter Aufregung glatt vergessen“, lachte ich ins Auto hinein, als Damiano die Tür öffnete und mir meinen Leon in meine Hände legte.

Dach und Außenfassade – erste vorsichtige Schritte

Wie von Majestät Ezio aufgetragen, fuhr ich sofort am Tag nach dem berühmten siebzehnten Juli in die nächstgelegene Stadt und leistete mir einen elektrischen Ladenheber, mit dem ich das tonnenschwere Gewicht der Dachziegel vom Gerüst auf den Boden verfrachten würde.

Für diese Arbeit benötigten Klaus und ich einige Tage, was ich nicht vermutet hatte. Ich blieb auf dem Dach, lud die Ziegel auf den Ladenheber und beförderte sie nach unten. Klaus ordnete die Ziegel nach ihrer Art und stapelte sie sauber nebeneinander auf. Zwischendurch wechselten wir, ich verrichtete die Arbeit am Boden, er die am Dach.

In der Nacht und am Morgen darauf fegte ein wilder Sturm mit tosenden Winden über das Dorf. Ich sorgte mich schon, ob die Wucht des Windes wohl die Stärke hätte, meine wunderschönen Terrakottaziegel vom Gerüst runter zu blasen und damit kaputt zu machen oder womöglich, noch schlimmer, das gesamte Gerüst zu Fall zu bringen. Das wäre nicht das erste Mal, dass ein Wind in der Toskana Dachziegel oder sogar das gesamte Dach abträgt. Dann ist es erst recht möglich, ein schwerbeladenes, bereits schiefstehendes Gerüst zu Boden zu reißen.

Als ich dann aber mit Christine und Fabian frühmorgens zum Anwesen fuhr, konnte ich mich vergewissern, dass alles im Rahmen war und all die Sorgen überflüssig waren. Ezio montierte gerade mit Teddi den elektrischen Ladenheber ein zweites Mal. Als ich gestern nämlich den Ladenheber voll aufgeladen hatte und ihn über die drei Stockwerke herablassen wollte, war das Eisengestell, an das der Ladenheber montiert war, maßlos überfordert gewesen. Die Eisenstange bog es Richtung Erdboden, und ich dachte schon, der Ladenheber würde samt Eisengestell mit einer Spitzengeschwindigkeit zu Boden rauschen.

„Klaus“ schrie ich von oben herab, „geh lieber schnell in Sicherheit.“ Und dieser war in drei Sprüngen Richtung Weinreben fortgehüpft wie ein aufgescheuchtes Huhn, das den Dreisprungweltrekord bei einer Messung wohl fast ins Wanken gebracht hätte. Sicherheitsvorkehrungen am Bau hatten wir wie im alten Rom, aber bitte, noch waren wir alle am Leben, und das zählte.

Den Dreisprung wiederholte Klaus tags darauf, als eine fette träumende Kreuzotter einen halben Meter neben ihm ihre Siesta hielt. „Aaaaah“, hörte ich bloß schreien, „hast du das Vieh gesehen? Verdammt!“ Mir fiel komischerweise, obwohl ich selbst eine Höllenangst vor Schlangen habe, mein schlafender Sohn Fabian ein: „Komm, heb sie vorsichtig weg, und lass sie weiterschlafen.“ Er nahm es für bare Münze und wurde richtig wütend: „Sag, hast du ne Waffel in der Schale“, polterte er in seinem schönen deutsch, „oder bist du komplett übergeschnappt?“ Die Schlange wurde wahrscheinlich vom Gebrüll geweckt, denn sie war verschwunden. „Jetzt hast du es, jetzt hast du sie aufgeweckt!“ Endlich kam er mit, dass ich ihn, sagen wir es direkt, also dass ich ihn verarschte. Er zeigte mir die Faust hoch und schimpfte: „Lass doch endlich mal eine Ladung runter, oder glaubst du, die Ziegel bekommen Beine und marschieren in Reih und Glied die Treppen herunter und ordnen sich schön Reihe an Reihe ein? ... Ich sehe, du glaubst das wirklich, du stehst nämlich immer noch recht doof an der gleichen Stelle da und schaust wie ein Idiot runter.“ Nun war also er dran, sich ins Fäustchen zu lachen.

Als keine Dachziegel mehr das Gerüst belasteten, wir das restliche Dach abgetragen hatten und von den Maurern das Gerüst wieder gerade gestellt wurde, wechselten Klaus und ich zu einer meditativen Arbeit über. Mit Hammer und Meißel klopfen wir an der Außenfassade des Hauses den

alten Verputz in den Fugen zwischen den Steinen ab. Der alte Verputz füllte die Fugen sehr unregelmäßig und bestand aus unterschiedlichen Materialien, einmal aus granithartem Zement, einmal aus neuerem, etwas hässlich aussehendem Mörtel, einmal aus einem zweihundert Jahre altem, sandigen Material, das abschnittsweise in den Jahren vom Regen ausgespült worden war. Somit drängte die Außenfassade sich auf, neu verfugt zu werden. Diese Arbeit verschönerte die Außenerscheinung unseres Anwesens, zudem schob sie der Feuchtigkeit einen Riegel vor, zwischen den Steinen, dort wo die Außenmauer löchrig war, ins Hausinnere vorzudringen.

Die Arbeit würde uns die nächsten zwei Wochen beschäftigen. Die Fläche der Außenfassade betrug nämlich an die dreihundertfünfzig Quadratmeter, wobei ein Mann pro Tag zehn Quadratmeter schafft, wenn er fleißig arbeitet. Christine erklärte sich bereit, Hand anzulegen und mitzuarbeiten, warf aber nach einem Tag bereits das Handtuch. Verständlich, nach einigen Stunden meldeten die Handgelenke bereits Ermüdung und Schmerzen an. Für eine zierliche Frau war die Arbeit körperlich zu anspruchsvoll. „Aber Schatzl, es zählt ja der gute Wille“, tröstete ich Christine.

Ich hatte mit Ezio vereinbart, die Säuberung der Fugen selbst zu übernehmen. Die nächsten Arbeitsschritte würde er übernehmen. Nachdem von Klaus und mir die Fugen saubergeklopft worden waren, wurde die gesamte Außenfassade sandbestrahlt, um die Oberfläche der Steine zu säubern.

Als Nächstes musste die Außenfassade nach der Ausfugung und der Sandbestrahlung mit einem Wasserhochdruckgerät gereinigt werden. Die Fugen wurden somit ausgewaschen, jeglicher Sand wurde weggespült. Dieser nämlich würde die Verfugung mit dem neuen Material weniger gut halten. Nicht zuletzt wurden in größeren Freiräumen neue, kleine Steine eingemauert, der Ästhetik wegen.

Erst dann konnte mit der eigentlichen Arbeit begonnen werden: mit der sauberen und gleichmäßigen Verfugung der gesamten Außenfassade mit dem neuen Mörtel. Für diese Arbeit wurde von den Maurern ein hohes Ausmaß an Geduld abverlangt. In meditativer, höchst präziser Kleinstarbeit musste das neue Material sauber in die Fugen eingestrichen werden. Danach musste der Mörtel in den Fugen einige Stunden trocknen, bis die Fugen mit einer Stahlbürste nachbearbeitet, das heißt, glattgebügelt wurden. Überdies wurden Mörtel-Spritzer, die sich auf der Oberfläche der Steine verirrt hatten, mit der Stahlbürste abgefegt und gesäubert.

Die Wahl dieses Mörtels ist sehr wichtig. Der Mörtel nämlich ist entscheidend für die gesamte Außenerscheinung des Hauses. Aus diesem Grunde nahm ich mir viel Zeit für die Wahl des richtigen Materials. Ich machte mit Christine eine Rundreise in die umliegenden Orte. Wir schauten uns eine Vielzahl anderer Häuser an, diskutierten darüber, wie sie auf uns wirkten und versuchten, so gut wie möglich auch die jeweilige Umgebung der Häuser mit einzubeziehen. In der Umgebung unseres Anwesens dominierten gelbbraune Ocker- und Erdfarben. Vor allem in den Landschaften der weiteren Aussichtsebenen spielten von Frühjahr bis Spätherbst die schönsten Gelb- und Braunfarben ineinander, welche die Grünfarben bei Weitem dominierten.

Nach reifer Überlegung entschieden wir uns schließlich für ein gelblich getöntes, rustikal grobes, alt wirkendes Material. Man nennt es „Terra di Siena“, was soviel bedeutet wie „Die Erde aus Siena.“ Mit „Terra di Siena“ erschien unser Rustico wie eine dezent und raffiniert geschminkte, edle Dame in schmucker ockergelber Robe im besten Alter. Wow, waren wir froh, diese Wahl getroffen zu haben.

Das Abklopfen des alten Mörtels zusammen mit Klaus ließ viel Platz, um sich zu unterhalten und den einen oder anderen Schwank aus dem eigenen Leben zu erzählen. Klaus sprach von den Staaten,

genauer gesagt von Long Island in New York, wo er aufgewachsen war und sieben Jahre lang gelebt hatte. Als er von seiner Ex-Frau erzählte, die vor zwei Jahren mit seinen zwei Kindern zurück nach Deutschland geflüchtet war, schaute er mich schelmisch an und meinte trocken: „Vor der Trennung, mein Freund, kommt der Hausbau.“ Und er fügte lachend hinzu: „Das ist statistisch erwiesen.“

Als er kurz vom Gerüst herunter stieg, und sich seiner alten Moto Guzzi näherte, hörte ich nur: „Schei....“ Und er machte wieder einen Riesensatz Richtung Meer. „Hast du dich geschnitten oder was ist los?“ Nein, es war wieder ein Ehrengast, der uns heute einen lieben treuen Besuch abstattete; eine etwa eineinhalb Meter lange, glitschige und furchtbar eklig aussehende Schlange, die sich unter der Moto Guzzi von Klaus einen kühlenden Schattenplatz zum Nachmittagsschläfchen suchte. Vielleicht war es dieselbe wie vor einigen Tagen. „Dass immer genau du auf die Schlangen trittst, ist nach neuesten Vorkommnissen auch statistisch erwiesen!“ „Tatsächlich, was die Statistiken betrifft, steht's nun eins zu eins.“

Klaus und seine liebe Freundin Anna mit ihrem Dalmatiner Ulisse wurden Freunde von uns vieren. Wir fahren manchmal ans Meer, manchmal hörten sie beide dem Hickhack von Christine und mir zu, manchmal war es umgekehrt. Es ist beruhigend, in die Beziehungen Anderer etwas Einblick gewährt zu bekommen und zu erkennen, dass auch anderswo die Waffen gewetzt werden und turbulente Wortgefechte hin- und herziehen. Wir waren sehr häufig Gast bei den zweien, und wenn ich hundert Mal meinen Daumen an seine Hausglocke drückte, so hing sein Ohr neunundneunzig Mal am Display seines Handys, wenn er mir die Türe öffnete. Telefonieren war sein Ding. „Was macht denn der liebe Klaus die Nacht, wenn er nicht telefonieren kann. Verfällt er da womöglich in tiefe Depressionen oder Angstzustände, wenn das Handy, womöglich auch noch ausgeschaltet, nur neben ihn auf dem Nachtkästchen liegt? Ach“, dachte ich weiter, „da wird er sicher seine Hand an das Ohr legen und vom Telefonieren träumen, mein guter Freund Klaus.“

Nun, es trug sich schon zu, dass die eine und andere Minute gemächlich dahinfließ, bis er uns seiner Aufmerksamkeit bedachte. Das war für mich dann immer wieder auch eine kleine Übung, es nicht persönlich zu nehmen, vor allem aber auch zu spüren, nicht so wichtig zu sein, dass ein anderer gleich alles liegen und stehen lässt, wenn meine Majestät aufs Podest tritt. Die Akzeptanz der eigenen Relativität und relativen Wichtigkeit ist Balsam auf die Seele, zumindest auf meine.

Eines Tages trat der mit der Restaurierung restlos überforderte und bisweilen schon an Ermüdungserscheinungen leidende Ezio ganz verlegen an mich heran und beichtete mir: „Du Hans, das mit dem Dach, das sollten wir doch einer anderen Firma übergeben. Es ist so viel zu tun im Haus, es ist besser, jemand arbeitet hier mit, sonst müssen wir übernächstes Weihnachten bei mir zu Hause feiern...“ „Nun, da haben wir scheinbar ein ernsthaftes Problem“, dachte ich und fragte sogleich, wen er für die Arbeit vorschläge.

„Lassen wir uns mal von Carlo ein Angebot machen. Das ist ein zuverlässiger junger Knabe um die dreißig, der ist gut in sowas.“ Einige Tage später kletterten wir zu fünft - Carlo, Ezio mit Damiano sowie Teddi und ich - am Dach herum, nahmen die Maße, besprachen die Arbeit und verabredeten uns für einen Termin, an dem wir das Angebot besprechen wollten.

Der dreißigjährige, magere Carlo, der mit seinen schwarzen Haaren und seiner italienisch rassigen Ausstrahlung im ersten Moment einen guten Eindruck machte, ließ im zweiten Moment etwas nach: im Gespräch mit ihm wehte mir der Eindruck einer wandelnden Schlaftablette entgegen, die täglich morgens, mittags und abends einen Joint in seine Lungen hineinbläst. „Den haut's ja zehnmal vom

Dach runter“, dachte ich in einem verwobenen Gefühl aus Enttäuschung und Situationskomik. Insbesondere die Gespräche mit ihm waren ein einziger Brei an langatmigen sich widersprechenden Aussagen, Ideen, Wichtigkeiten, Terminen, Preisen und anderem chaotischen Zeug.

„Um Gottes willen“ dachte ich, „Ezio und Carlo zusammen am Werk an Papaqua, da können wir den Tag des Umzugs mit dem Einstieg Fabians ins Gymnasium gleich zusammenlegen.“ Der Termin zur Besprechung des Angebots von Carlo wurde einige Male verschoben; nun, Pünktlichkeit und Termينzuverlässigkeit hätten mich zutiefst gewundert; ich hätte wohl schon fast geglaubt, mit Carlo stimme etwas nicht, so sehr war es für mich schon zur Gewohnheit geworden, dass Termine ohne vorherige Benachrichtigung einfach nicht eingehalten werden. „Gute Schule für dich, Hans“, dachte ich mir immer wieder.

Die lieben toskanischen Handwerker hatten überdies ein immens großes Problem, ein schriftliches, präzise ausformuliertes Angebot auszuarbeiten. Wenn sich die Dorfmaurer, Elektriker, Installateure und Tischler an den Computer setzten und die Arbeit mit den Kosten zusammenstellen mussten, kamen sie richtig ins Schwitzen.

Als sich nach einiger Zeit und einigen Terminverschiebungen Carlo in seinem schlaksigen Gang mit einem Blatt Papier an der Hand dann doch langsam und mühevoll anschleppte und es mir vor die Nase hielt, kippte ich wie von einem Schock gepackt fast um, als ich beim Durchstudieren des Angebots auf den Begriff „Summe“ stieß und daneben ein Betrag beziffert war, der meine Kostenvorstellung um mehr als das Doppelte überstieg. Um mein Leben zu retten, wandte Carlo gleich mal Erste-Hilfe-Methoden an, indem er betonte, dass bestimmte Arbeiten nicht unbedingt gemacht werden müssen und dass er mir sicher einen Skonto machen würde. Trotzdem, ich brauchte erst mal einen vollen Schluck tiefgekühltes italienisches Moretti-Bier, um mich vom ersten Schock zu erholen.

Hernach sprach ich mit Ezio über das Angebot, und er organisierte mir eine weitere Firma: „Versuchen wir Ausländer, die sind mit den Preisen meist billiger.“ Und am nächsten Tag ratterte der Marokkaner Rashid mit seinem Geschäftspartner in einem zerbeulten und zerfransten Ford Mondeo der 80er Jahre heran. „Sind wir hier in einem Krimi, in dem sich die Täter dem Kommissar stellen?“, dachte ich, als sich die beiden Marokkaner mit ihren dicken Goldketten am Hals bei mir vorstellig machten. Die etwas unangenehmen Zuhälter in Derrick und Tatort sahen harmlos aus im Vergleich zu Rashid & Partner. Sie hatten noch gar kein Angebot abgeliefert, und schon wurde mir etwas schwindlig bei diesen etwas schwindligen Typen. Liebend gerne kehrte ich also zu Carlo zurück, handelte hier und da noch etwas rum und erteilte ihm den Auftrag.

Carlo marschierte mit einer Reihe Boy-Group-ähnlicher junger hübscher, schwarzhaariger italienischer Burschen ein. Sie bewegten sich recht tüchtig und fidel am Gerüst auf und ab und schienen zu aller Anfang einen guten Eindruck zu machen. Aber auch sie ließen sich nach einigen Tagen vom Schneckentempo Ezios einlullen und der von mir täglich begutachtete Baufortschritt glich einer Torte, die in immer dünnere Stückchen geschnitten wird.

So durften alle Terminplanungen wieder verworfen werden und mein anfänglicher innerer Enthusiasmus und Hoffnungsschimmer, wir könnten durch Carlos Mitarbeit doch noch vor dem Christkind ins Haus einziehen, kam recht bald wieder zum Ruhen. Indessen war es den mit Tätowierungen und Piercings geschmückten Jungs äußerst wichtig, ihre schönen durchtrainierten, nackten Oberkörper auf dem Gerüst einige Meter oberhalb des Erdbodens zur Schau zu stellen, und

manchmal hätte man die Baustelle mit einer Modenschau oder einem Fotoshooting für ein Männermagazin verwechseln können; vor allem dann, wenn die Sonne schön warm schien, der Körper mit Sonnenöl eingeschmiert wurde und die kurzen Hosen runtergestülpt wurden bis zum Rand ihres Popos. Gianpaolo, einer der Jungs und Bruder von Carlo sumgte wie eine arbeitende Biene den gesamten Tag hinweg bekannte italienische Schmalzlieder vor sich hin, während er den einen Stein nach dem anderen aufmauerte und sich ganz in seine Welt von Träumen und Hoffnungen hineinfallen ließ.

Unser Garten, unser Paradies

Es war ein herrlicher hochsommerlicher Sonntagvormittag, und wir entschieden, ans Haus zu fahren und auf der Wiese unter dem großen alten Nussbaum unser gelb-orange-pinkes Lieblingsbadehandtuch, das wir letztes Jahr hier in der Toskana von einem afrikanischen Strandverkäufer erstanden hatten, auszubreiten, um eine müde Vormittagssiesta zu halten. Leon wälzte sich im gemähten Heu wie verrückt auf und ab. Als er sich endlich beruhigt hatte, streifte er durch Wiese und Feld, in den Keller des Hauses und in die Obergeschosse, von denen er kreuzfidel in die toskanische Landschaft bellte. Zurück kam er mit einem alten Knochen, den er irgendwo im oder um das Haus gefunden haben musste. Mit dem Knochen im Maul legte er sich vor uns ins Gras und begann äußerst engagiert daran zu knabbern und zu nagen.

Fabian las ruhig und aufmerksam in Pippi Langstrumpf – er selbst sprach immer von Pippi *Lammstrumpf* -, Christine schlummerte in tiefen Atemzügen neben mir, während ich auf dem Rücken lag, an einem Strohalm kaute und in den aus Wolkenfäden und matten Blau verwobenen Himmel starrte. Eine leichte Meeresbrise säuselte durch die Blätter des hundertfünfzig Jahre alten Nussbaumes, der uns so angenehmen Schatten spendete. Fliegen und Insekten aller Art spielten ihre Hochsummermelodien ganz eifrig dahin, während die Grillen in ihrem eifrigen Zirpen die Gunst der Zuhörer wohl unbedingt auf sich ziehen wollten.

Der Duft des Heus ließ meine Gefühle und Gedanken hin zu den Almwiesen der Südtiroler Alpen wandern, wo wir eingebettet in den schönsten Bergweiden und vor der Kulisse der prächtigen Dolomiten im Besitze eines Almchalets waren. Und weiter führte mich der Duft des Heus in das bayrische Altmühltal, dem Herkunftsgebiet meiner lieben Frau Christine. Dort liebte ich es, am frühen Morgen in die Feldwiesen hinauszujoggen und den Tönen und Düften der Natur ebenso nach zu lauschen wie hier vor unserem Beinahe-Haus in der Toskana. Und liebend gerne kehrte ich mit den Gedanken wieder zurück in unseren paradiesischen Garten.

Unsere ungepflegten, wildromantischen Weinreben und die archaischen Olivenbäume schienen uns von der Seite her beschützen zu wollen. Zwei Eidechsen eilten hastig am großen Stein neben uns hin und her und auf und ab und ließen sich von den Gesängen der Lerchen und Rotkehlchen antreiben. Riechen, hören, staunen, die Natur spielte mit meinen Sinnen und gab diesen Augenblicken Sinn. Nichts war da, kein Nachdenken, kein Urteil, keine Bewertung, kein Versuch der Einordnung. Ich wollte weder im Zwitschern die Namen der Vögel erkennen, noch wollte ich die Tageszeit wissen oder die Tagestemperatur, noch dachte ich darüber nach, wann und wie ich unseren Weinberg herrichten wollte. Ich hatte kein Ziel, dachte nicht an die Arbeiten des morgigen Tages an unserem Rustico, sondern lauschte weiter, dem Atmen von Christine, dem Knabbern von Leon, dem Blättern von Fabian in seinem Buch, der Sprache der Natur.

Durch meinen ganzen Körper breitete sich wellenförmig das Gefühl aus, mich ganz fallenlassen zu dürfen und von den Dingen, die mich umgaben, gehalten zu werden wie ein Kleinkind im Schoße seiner Mutter. Nirgends musste ich mich stützen und mich festhalten, weder an einen Gedanken, noch an eine Angst, weder an einen Plan, was wir später wohl machen könnten, noch an eine Erwartung oder einen Wunsch. Ich war ganz wach und ganz hier, und nur hier, unmittelbar in Verbindung mit der Natur und dem Jetzt, unmittelbar in Verbindung mit dem lieben Gott. Ich verschmolz mit dem Augenblick, ich war Teil des Ganzen, gleich viel und gleich wenig wie das Surren der Insekten, das Singen der Vögel und das Spielen der Blätter im Nussbaum, das durch den sanften Wind, der sich seine Wege in dem Blättermeer suchte, hervorgerufen wurde.

Ich stand nicht darüber und nicht darunter, ich war ein Glied in einer ganzen Einheit, in einem wundervollen, göttlichen Ganzen.

„Allein das ist der Sinn des Lebens, unmittelbar zu leben und all den Dingen, die im Jetzt geschehen zu vertrauen“, so dachte ich. Umso klarer wurde mir in diesem Moment die alleinige Wahrheit des bloßen Daseins. Allein die Natur mit meinem Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Tasten spielen zu lassen, ist ein solch großes Geschenk, dass alles andere, das mich täglich begleitet und belastet, im Nichts der Bedeutungslosigkeit verschwindet. Mein Lebensentwurf, dem ich in der zweiten Hälfte meines Daseins näher kommen will, sollte Hingabe sein.

Wenn ich mich aufgebe, mich von meinem Ego löse und mich dem Höheren in diesem Leben anvertraue, werde ich das Geschenk des Lebens in aller Fülle erfahren. In einem solchen Zustand sind all die hohen edlen Gefühle, die der Schöpfer dem Menschen in seine Wiege gelegt hat und die ein Leben lang oft gar nicht erlebt werden dürfen, zugleich da: Liebe, Demut, Dankbarkeit, Genügsamkeit, Friede und Gewaltlosigkeit, Selbstachtung und Achtung vor allem Lebendigem. Gleichzeitig wurde mir klar, dass mein gesamtes Lebensmuster, meine Werte, meine Prioritäten und Handlungsweisen wie ein Kartenhaus in sich selbst zusammenbrechen mussten.

Das Streben nach mehr Besitz, mehr Geld, das narzisstische Bild, gut auszusehen, der Wunsch nach einem durchtrainierten Körper, das tägliche ständige Kreisen meiner Gedanken um mich selbst und meine Vorteile, das Gieren nach Aufmerksamkeit, die Angst, jemand anders könnte besser sein, meine hohen Ansprüche auf allen Ebenen, mein Perfektionsdrang, all dies sind nur einige Dinge, die weichen müssen wie das Dahinschmelzen des Schnees im Frühling und Platz machen für die Knospen eines neuen, warmen, vollen und bunten Lebens: für die Dankbarkeit jeden Morgen, da sein zu dürfen, für die Dankbarkeit des täglichen Brotes, für das selbstlose Dienen für meine Familie, das Annehmen und Akzeptieren der Dinge, wie sie sind, auch wenn sie nicht meinen Vorstellungen entsprechen, die bedingungslose Liebe meiner selbst und der Menschen, die mich umgeben und nicht umgeben.

Dem neuen Leben will und kann ich mich gar nicht schrittweise nähern, denn damit würde ich immer wieder vom alten eingeholt und in alte Muster zurückgeworfen werden. Das neue Leben wollte ich ganz und allumfassend in mich eindringen lassen, auch wenn ich mir bewusst war, wie viele Hindernisse und Widerstände und welch große Ängste mir dabei begegnen würden.

Zu all diesen wunderbaren Gedanken durfte ich in diesen Momenten Kontakt aufnehmen. Ich schien plötzlich Energie auszustrahlen, denn Christine schlief ganz tief, und Fabian legte sein Buch weg und kroch zu mir her. Und dann schliefen auch wir beide, eng umschlungen und begleitet von den Gaben der Toskana, den Tönen, Lichtern und Geräuschen ein.

Und als wir nach zwei Stunden aufwachten, durften wir ein neues Geschenk annehmen: einen deftigen Sonnenbrand. Der Lauf des gelben Himmelskörpers streifte unauffällig und leise an den grünen Blättern des alten Nussbaumes auf dem blauen Planeten vorüber und seine Strahlen trafen rücksichtslos den Leon, den Fabian, die Christine und den Hans auf allen Stellen der unbedeckten Haut. „Auch das gehört zur göttlichen Schöpfung dazu“, dachte ich, während Christine einen halbhysterischen Anfall bekam. Sie war nämlich aufgrund ihrer langjährigen Neurodermitis in ihrer Kindheit und Jugendzeit hinsichtlich aller Dinge, welche die Haut betrafen, ein gebranntes Erdenkind. Und so hatten wir alle schnurstracks nach Hause zurückzukehren.

Christine und Fabian gefiel es aber so gut, dass sie am folgenden Montag wieder mit mir ans Haus fahren wollten. Sie breiteten das Handtuch aus, nahmen ein Buch aus der Stofftasche, Fabian wieder seine Pippi und Christine einen Schmöker darüber, wie Frauen ihre Selbstheilungskräfte aktivieren können.

Klaus war heute nicht da und ich hatte keine große Lust, alleine an der Außenfassade mit Hammer und Meißel weiterzuarbeiten. Ich wollte aber auch nicht auf der faulen Haut liegen und so entschied ich mich, mit dem „Frühling“ alle jene Flächen zu mähen, an die Graziano – meine Hilfskraft für all die Arbeiten auf unserem Land - mit seinem Traktor nicht ran kam. Der Frullino ist der legendäre Rasenmäher, den fast jeder Gartenbesitzer in der Toskana benutzt. Man hält einen gut eineinhalb Meter langen Stab aus Aluminium in der Hand. An seine Oberseite ist der Motor befestigt, während das Gras am Boden mit einer Drehscheibe gemäht wird. Es war sehr wichtig, einen Frullino zu besitzen. Er war funktionell, noch wichtiger war aber seine soziale Bedeutung. Ein Frühling-Besitzer gilt nämlich was in der Toskana, auf jeden Fall viel mehr als ein Nicht-Frullinobesitzer.

Ich machte mich also an den alten Garten der Vorbesitzerin. Die Bezeichnung Garten war dabei nicht nur übertrieben, sondern schlicht und einfach nicht der Wahrheit entsprechend; die Bezeichnung Urwald wäre treffender gewesen. Das Unkraut war teilweise bis zu einen Meter hochgewachsen, die liebeliche Pergola konnte man kaum mehr sehen, die Palme schaute aus wie ein abgenutzter zerfranster Staubbesen, die wunderschönen gelben und lila Pflanzen waren von Gewächsen, Dornen und Geäst durchwachsen. Ich kämpfte mich also mit meinem Frullino durch das Gestrüpp und schaffte Meter für Meter Luft im Garten. Als mich Christine und Fabian gegen das mannshohe Unkraut ankämpfen sahen, schien ihr Mitleid mit mir überhand zu nehmen. Sie mühten sich auf die Beine, und schlaksten heran, um mich armen Kämpfer gegen ungestüme Gewächse nicht alleine zu lassen.

Sogar Leon hatte zwischendurch einen Ast im Maul, den er auf den von uns mitten in der Wiese gebildeten Haufen ablagerte. Meine Arbeit wurde wieder mal von äußerst vielen und nicht immer vernünftigen Fragen meiner lieben Frau Christine unterbrochen, die ich aber im Kampf gegen meterhohes Pflanzenungeziefer mehr und mehr überhörte. Und das hatte seine Folgen ...

„Christine, komm, mach mir hier bitte diese Dornen und Gräser weg, damit ich mit dem Frullino besser ran kann.“ „Wenn ich dich was frage, hörst du auch nicht hin. Und jetzt willst du mich noch rumkommandieren. Du brauchst wohl wieder deinen Lakaien, der dir die Arbeit macht“ donnerte es mir wie ein abgesprengtes Pulverfass entgegen. Mein Kommentar dazu war nicht gerade ehrerbietig und hatte meinen definitiven Abschluss zur Folge: „Dann mach ich überhaupt nichts mehr!“ Und meine liebe Christine schritt von dannen, in die Ferne, an ihr gemütliches Plätzchen mit Handtuch unter der schattenspendenden Pergola. Sie beobachtete mich mit äußerst liebevollen Blicken aus ihrem wohligen, kuscheligen Örtchen. Ihre liebevollen Blicke wurden verziert mit lieblichen Grimassen.

Das waren so unsere kleinen Familiendramen, die kamen und gingen wie Tag und Nacht. Denn schließlich wurde es Christine trotzdem etwas zu dumm. So entschied sie, sich nach wohl ausgiebigen inneren Kämpfen wie ein braves Mädchen zu verhalten und kam und half mir weiter bei der Arbeit. Und so legten wir zwei nach spitzen Wortgefechten zum tausendsten Male Neuverliebten, nach und nach den Garten frei. Mit jedem Abtragen von Dornen, Geäst und Unkraut wurde er lichter, freier, schöner. Nein, er wurde wunderschön, ein richtiger wildromantischer toskanischer Garten. Und wir durften uns auf unseren Garten wieder freuen.

Unsere Arbeit belohnten wir mit einer köstlichen toskanischen Jause, die wir bei Lorenzia und Felice holten. Christine bereitete Fabian und mir schöne Brötchen mit Salami, Käse und Gurken vor. Mit Christine Picknick zu machen freute mich immer besonders. Sie hatte nämlich ein gutes Händchen dafür, alles so appetitlich herzurichten. Während ich mein so genial schmeckendes Brötchen in mich hineinschlang, blickte ich nun aufmunternd auf den Zustand meiner Weinreben, die seit einem Jahr nicht mehr gepflegt wurden und in einem desolaten Zustand waren. „Auro kann sich um deine Weinreben kümmern. Er ist der komischste und gleichzeitig ehrlichste Mensch, den ich kenne und benötigt dringend einen Zusatzverdienst“, rief Ezio aus einem der Fenster des Hauses. Und so lernte ich Auro kennen.

Ich befand mich auf dem Gerüst und trug gerade zusammen mit Klaus morsche Dachbalken ab, als auf dem Anfahrtsweg ein etwa dreißig Jahre alter, von der Sonne mattgrün-entfärbter Fiat Panda zögernd und holpernd heran stotterte. Als ich Auro beim Aussteigen seines zerbrechlichen Oldtimers beobachtete, dachte ich mir, es handle sich um den letzten amerikanischen Vietnam-Fighter: ein ziemlich beliebter, etwa fünfundfünfzigjähriger, in Militärmontur gekleideter Erdenbürger mit Schnauz- und Spitzbart. Am nackten Oberkörper trug er eine ärmellose offene Militärweste, aus seinem mächtigen Bauch, seinen Armen und seinem Nacken spross wildester Haarwuchs.

Etwas skeptisch stieg ich vom Gerüst herunter, um ihn zu begrüßen. Als ich ihm dann aber die Hand reichte, wurde mir gleich ganz warm ums Herz. In seinem süßen kugelrunden Gesicht spielte ein verschmitztes, gedrückt freundliches Lächeln um seine Lippen, die Augen tanzten ruhig mit und ich glaubte den lebendigen Oliver Hardy von Dick und Doof vor mir stehen zu sehen. Guten Mutes begutachtete ich mit ihm meinen Rebstock, meine Pergole und nahm die Olivenhaine gleich noch mit dazu.

„Glaubst du, wir müssen die Vigna - den Rebstock - neu bepflanzen oder können wir sie noch retten?“ Dies war meine erste spontane Frage, als wir einen kurzen Rundgang um die Vigna machten. Meine Stimme war dabei etwas zaghaft und zittrig, da ich in und um Papaqua versuchte, so viel wie möglich zu erhalten. Das Alte bestehen, weiterleben lassen, das Morsche und Kaputte abkratzen, den gesunden Kern finden, und aus diesem etwas Schönes, Authentisches, Neues machen, das war für mich stets wichtig.

„Die Vigna besteht aus mehreren Rebsorten, das ist zunächst mal wichtig. Überdies ist ihr Zustand noch gut.“ Mit seinen großen, festen, klobigen Händen nahm er eine noch grüne Traube in die Hand, hielt sie mir entgegen und fuhr fort: „Die Trauben sind gesund und geben einen wunderbaren Wein.“ Oh, wie war ich nach dieser seiner Aussage erleichtert. Wieder konnte ich was Altes, Bestehendes retten. „Um den Wein und das Öl für dieses Jahr jedoch noch ernten zu können, müssen wir die Pflanzen sofort bearbeiten. Die Reben müssen nochmals gespritzt werden. Was die Olivenbäume betrifft, müssen wir auf jeden zweiten nebeneinanderstehenden Baum ein sich in einem Beutel befindendes Antiinsektenmittel hängen. Ansonsten knabbern die Viecher die Oliven an und diese fallen zu Boden.“

„Machen wir, Auro“, war meine entzückte Reaktion. Ich war froh und beruhigt, einen solch fachkundigen Spezialisten an meiner Seite zu haben, der meine Vigna und meine Olivenbäume pflegen würde, deren Zustand mir schon seit geraumer Zeit im Magen gelegen hatte. „Und nun zum Geschäft. Wie viel knöpfst du mir denn die Stunde für deine Arbeit ab. „Fünfzehn Euro.“ Geht's nicht ein bissl günstiger?“ „Ok, dann machen wir halt vierzehn Euro.“ „Dreizehn und das Geschäft ist gemacht.“ „Ok, dann machen wir eben dreizehn“, entgegnete er mir und wir reichten uns die Hand;

wobei beim Händedruck ein leises Zähneknirschen nicht zu überhören war. Als Unternehmer musste ich immer schon handeln und verhandeln können, hier in der Toskana lernte ich das aber erst anständig. Auro versprach mir, übermorgen mit der Arbeit zu beginnen, ich stimmte dem zu und war glücklich und zufrieden mit meiner neuen Bekanntschaft.

Einige Tage später fuhr ich am Samstagvormittag zum Haus, um die Arbeit von Ezio und von Auro zu kontrollieren. Da sah ich Auro mit zwei rechteckigen, etwa vierzig Zentimeter langen Eisenstäben - jeweils in der linken und in der rechten Hand haltend - zwischen Weinreben und Olivenbäumen ganz bedächtig und konzentriert auf- und ablaufen. „Ist er auf der Suche nach Erdöl oder Gold, ist er verrückt geworden oder spielt er Schwarzer Klaus“ dachte ich etwas irritiert, während ich auf ihn zuging. „Hallo Auro, rief ich von Weitem, „suchst du nach Gold?“ Ich bekam keine Antwort. Als ich neben ihm stand, hielt er die Eisenstäbe fest in der Hand, drückte sie mit zitternden Händen zu Boden und fühlte und lauschte wahrscheinlich einem Signal nach.

„Hier ist was Besseres drunter als Gold“, sagte er endlich. Hier ist Wasser drunter, viel Wasser. Fünfzehn Meter musst du in den Erdboden bohren, dann triffst du auf eine Quelle, die hundertfünfzig Liter Wasser in der Minute hergibt. Weißt du, was das bedeutet“, fuhr er fort, „mit dieser Wassermenge kannst du deinen Haushalt sowie deine fünf Hektar Landwirtschaft speisen. Heute kannst du feiern gehen, denn Wasser ist hier in der Toskana Mangelware. Wasser ist hier ein Vermögen wert.“ Ich musste lachen: „Auro, das kann ja gar nicht möglich sein, dass du in einer derartigen Präzision feststellen kannst, was sich hier an der Stelle fünfzehn Meter unter der Erde abspielt.“ „Und ob ich das kann. Ich bin seit dreißig Jahren Rutengänger und habe mich noch niemals geirrt“, war seine etwas verärgerte Antwort. Ich wurde ernst: „Glaubst du denn wirklich?“ „Nein,“ sagte er, „ich glaube das nicht, das ist so!“

Meine Ungläubigkeit in seine astrologisch-esoterischen Fähigkeiten schien ihm derart anmaßend, dass er schon im Begriffe war, sich von mir abzuwenden. Jetzt begriff ich auch, warum er immer in den Händen so zitterte. Ich vermutete – um es milde auszudrücken -, dass er wohl täglich ein Gläschen zu viel in seinen beleibten Körper eingießen würde. Ich hatte mich getäuscht. Auro war ein übersensibler Mensch, der - wie mir Ezio später, als ich ihm die Geschichte mit Auro erzählte, bestätigte - mit ganz besonderen Fähigkeiten vom lieben Gott ausgestattet worden war. „Auro“, jubelte ich ihn an, „das ist ja super, nein, das ist mehr als super, das ist genial. Lass dich umarmen, du bist ein Prachtkerl.“ Und ich drückte ihn, ohne ihn zu fragen, fest an mich heran, während er mir meine Ungläubigkeit verzieh und ein Siegerlächeln in sein rundes Komikergesicht hineinbastelte.

Wir setzten uns beide zu Boden. „Weißt du, die Gegend und dein Hof hier heißen Papaqua („acqua“ bedeutet „Wasser“), das weißt du ja. Und das kommt nicht von ungefähr. Die gesamte Gegend und besonders dein Land sind reich an Wasserquellen. Das veranlasste mich, hier nach Wasser zu suchen.“ Darauf erklärte er mir, was ich nun zu tun hätte. „Ich kenne jemanden, der dir die Bohrung machen kann, den kann ich gleich heute Nachmittag kontaktieren. Dieser bringt dir auch die Pumpe mit, mit der du das Wasser in dein Haus und in die Felder speist. Für die Rohrverlegung in die Felder kaufst du dir am besten eine Anlage zweiter Hand.“ So zeichnete mir Auro in einigen Worten die gesamte Wasserarchitektur von Haus und Land auf. Er war ein Segen für mich und meine Erde. Im Laufe der Restaurierung hatte es einige Hiobsbotschaften gegeben, hier wurde ich gerade mit einem wunderbaren und wertvollen Geschenk belohnt.

La Divina Commedia – Die Göttliche Komödie

Dante ist das italienische Monument der italienischen Literatur, wie es Goethe in der deutschen oder der große Meister Tolstoi in der russischen Literatur ist. Das Meisterwerk Dantes ist die Divina Commedia, die Göttliche Komödie. In diesem Werk verschmelzen lustig-ironisch-zynische Züge mit seelischen Empfindungen des Dichters, alle Gefühle, Liebe und Hass oder Glück und Freude, toben sich in dieser wunderschönen italienischen Poesie aus.

Wahrlich, unsere Baustelle war die Reality-Show einer göttlichen Komödie. Den Rahmen für das Schauspiel bildete zunächst der Tagesablauf unserer Maurerfirma. Um 8.45 Uhr trudelten Ezio, Damiano und Teddi gemütlich ein. Bis die Jungs Maurerkelle, Eimer und sonstiges Werkzeug beisammen hatten, war es bereits 9 Uhr. Dann aber wurde tüchtig gearbeitet, und zwar genau bis 10 Uhr. Selbstverständlich hatten die Burschen nach derart anstrengender Arbeit Hunger. 10 Uhr war also der Zeitpunkt für die Vormittagsjause. Die drei Jungs stiegen wieder ins Auto und lenkten ihr Vehikel zum Dorfplatz, um in der Arci-Bar ein Mortadellabrot zu essen und sich dazu einen Caffè Espresso zu genehmigen. War es Freitag, gab es dazu noch ein kühles Moretti-Bier. Nach einer halben Stunde kehrten sie wieder – immer in aller Ruhe und ohne Stress – nach Papaqua zurück. Und nun wurde in aller Seelenruhe weitergearbeitet. Immer, wenn ein Bogen aus Terrakottaziegeln, die Verkleidung eines Treppchens oder sonstwelche Kleinigkeit fertiggestellt wurde, waren die Jungs höchst zufrieden und durchaus der Meinung, ihr Tagespensum erfüllt zu haben. Denn der Rest des Tages wurde in aller Regel mehr mit Gesprächen, Albernheiten und Witzen als mit Arbeit ausgefüllt.

So warf Ezio etwa in regelmäßigen Abständen vom ersten Stock kleine Erdkugelchen auf den Kopf von Christine, als diese das Unkraut an der Außenmauer aus der Erde riss. Sie schaute immer wieder rauf, ob da wohl von oben was runter kommen könnte oder ob es da gar gefährlich wäre. Bis sich Ezio zu erkennen gab und sich vor Vergnügen wie ein Junge von acht Jahren, der in der Schule einen Streich gespielt hatte, beinahe in die Hose machte.

Beim Nachmittagsbierchen wurden die Neuigkeiten des Dorfgeschehens besprochen, wobei wirkliche Neuigkeiten sehr ausgiebig diskutiert wurden. Zwei Stunden dauerten einmal der Bericht von Ezio und die darauf folgende offene Diskussion, als dem Installateurkollegen Paolo bei seinem Urlaub in Kambodscha die Briefftasche gestohlen worden war. Diese Figuren wie Paolo dürften das Dorf nicht verlassen, und wenn, dann sollten sie allerhöchstens bis zum Strand fahren, so der allgemeine Abschlusstenor über die Entwendung der Briefftasche Paolos in Kambodscha. Nicht selten wurde von den literaturkundigen Maurern zum Abschluss eines Nachmittagsdialoges ein Ausschnitt aus Dantes Divina Commedia zitiert. Und sobald das neunprozentige (!) Bier unweigerlich ins Blut übergegangen war, kehrte man nach der ausgiebigen und überaus informativen Nachmittagspause wieder vergnügt zur Arbeit zurück.

Ein Projekt der ganz besonderen Art war die Verlegung der elektrischen Leitungen mit dem Installateur Emile. Emile war ein fünfzigjähriger, recht gepflegt aussehender, schnauzbärtiger Mini-Mann von etwa hundertsechzig Zentimetern Körpergröße. Bevor er das erste Mal Hand anlegte, kam er ungefähr vierundfünfzig Mal am Haus vorbei, stets mit seiner Waffe in der Hand, der Spraydose. Mit dieser markierte er die Linien an den Wänden für die vom Maurer freizulegenden Leitungen. Die gleiche Wand besprühte er aber meines Erachtens allzu häufig.

Bei jeder seiner Markierungsattacken gab er den Zusehern, das waren in aller Regel die drei Maurer und ich selbst, aufgrund dazu passender überzeugend klingender Argumente das Gefühl, er wüsste

genau Bescheid, wie die Leitungen zu verlaufen hätten. Und was überhaupt hier am Bau zu machen wäre. Dabei gab er manchmal in wenigen einfachen Sätzen eine Erklärung darüber ab, wie die Welt überhaupt funktionierte. Bis die Mauern derart bekritzelt waren, dass sich kein Mensch mehr auskannte. Daraufhin musste Ezio und sein Team die Wände ein zweites Mal verputzen, damit nun die Leitungen eindeutig markiert werden konnten. So durfte Emile mit seiner Waffe wieder von vorne beginnen. Und so machten die Maurer für Emile eine Menge an Fleißaufgaben. Wände wurden aufgeschlagen und wieder zubetoniert, da die elektrische Leitung anders verlegt werden musste. Bis es eines schönen Tages mal so richtig krachte, als Emile mit der Spraydose in der Hand vor ihnen stand. Daraufhin war Emile einige Zeit nicht mehr zu sehen, als er dann aber kam, ließ er seine Waffe im Auto liegen und fing tatsächlich an zu arbeiten. Und so waren wir alle glücklich. Ebendiese Spraydose entwendete dann Ezio still und leise aus Emiles Auto. Nun fand die Spraydose eine ganz neue Anwendungsform: künstlerische Ausdrucksaktionen.

Ezio malte lustige Köpfcchen und Figürchen an die Wände. Bei näherem Betrachten erkannte man, dass er Damiano von vorne, von der Seite und von hinten kreierte, einmal gab es Damiano ernst, einmal lachend. Dies ließ Damiano durchaus nicht auf sich sitzen, und da er künstlerisch auch sehr begabt war, gab es das Bildnis Ezios auf der gegenüberliegenden Wand zu sehen: 5 Locken und einen riesengroßen kugelrunden Bauch. Mit einigen Linien hatte er Ezio haarscharf getroffen. Die Jungs hatten einen Höllenspaß an ihren Kunstwerken und machten sich vor Lachen in die Hose.

Und damit die lyrische Seite meiner Maurergesellen nicht zu kurz kam, fügten sie einige italienische Schimpfworte und ordinäre Ausdrücke zusammen, brachten sie in einen schönen Reim, und besprühten diesen neben das Bildnis des anderen; selbstverständlich, sobald sich die Möglichkeit dazu ergab und sie unbeobachtet waren.

Für Abwechslung sorgten die Abbildungen schöner Frauenkörper. Für diese hatte man absichtlich neue Spraydosen in unterschiedlichen Farben wie Silber, Gold oder Pink gekauft. Es stand eine etwas füllige Rubensfrau zur Auswahl, die sich auf einem Sofa sinnlich räkelt. Neben ihr saß eine sehr schlanke durchtrainierte Fitnessfrau mit verschränkten Füßen auf einem Stuhl, während eine langhaarige Südländerin mit schönen großen Lippen und atemberaubenden Hüften an der Seite mit einem Seidentuch unter Palmen tanzte. Picasso und Klimt hätten ihre reinste Freude an den Kunstwerken meiner Maurer gehabt.

Sehr intensiv wurde diskutiert, welche der Damen nun den erotischsten Körper hatte. Ezio setzte sich vehement für die vollbusige Rubensfrau ein. Nun ja, kein Wunder, er hatte sie ja auch gemalt. Das war aber keineswegs der einzige Grund. Er zog mit Boccaccio ins Feld, dem weltberühmten Florentinischen Schriftsteller des elften Jahrhunderts. Dabei zitierte er aus dem Decamerone, seinem Meisterwerk, das auch schon mehrmals verfilmt worden war. Darin zogen einige Frauen und Männer der oberen Schichten an den Wochenenden von Florenz in ein schönes Landhaus und feierten wilde Orgien. Und er zitierte die verführerischen Worte Boccaccios, mit denen dieser die Rubensfrau beschrieb. Nur diese würde in ihrer Fülle die volle Weiblichkeit ausstrahlen, nur mit ihr würde ein Mann zu seiner vollen Befriedigung kommen. Nun, wir glaubten eher, er würde eine Hymne für seinen eigenen beliebten Körper vorsingen und dafür die Rubensfrau vorschieben.

Damiano hingegen war von der Fitnessdame inspiriert. Er demonstrierte tänzerisch, wie er die Dame an ihren schmalen Hüften fassen würde, wie er mit seinen Fingerspitzen sanft über ihren Körper streichen würde, um sie dann schließlich zu küssen. Nun, man glaubte tatsächlich, einer Oper in der Mailänder Scala beizuwohnen, so ausdrucksvoll spielte Damiano seine Liebesphantasie vor. Als er

erkannte, dass er dabei immer noch die Maurerkelle in der Hand hielt, drückte er mir diese geschwind in die Hand, ehe er seine Vorführung fortsetzte.

Gut, dass die Geschmäcker so verschieden sind, denn ich entschied mich für die Südländerin. Auch diese hatte Ezio gemalt. „Die würde ich an zweite Stelle reihen“, meinte Ezio. „Nun, mir gefällt sie am besten.“ „Du verstehst eben nichts von Frauen.“ Obwohl Damiano und Ezio kurz davor noch intensiv darüber diskutiert hatten, ob die Oberweite der Rubensfrau reizvoller wäre als die Hüften der schlanken Dame, waren sie sich darin einig: ich verstand nichts von Frauen.

Und ich gab mich geschlagen, denn immerhin war mir Papaqua wichtiger als die Frage, wer nun wirklich die schönste gemalte Frau an der Wand meines Schlafzimmers wäre. Ich wollte ja schließlich irgendwann in Papaqua auch tatsächlich einziehen. So suchte jeder seine Maurerkelle und wandte sich „unwichtigeren“ Sachen zu.

Manchmal waren die Jungs zu müde zum Arbeiten oder sie wechselten einfach, ohne mich vorab zu informieren, die Baustelle, und arbeiteten woanders weiter. Wenn Ezio und seine Leute Siesta hielten, erschienen sie den ganzen Tag nicht am Haus. Einmal trödelte Ezio um sieben Uhr abends in lässig-schicker Freizeitkleidung zu Fuß zum Haus heran. Ich stellte ihn zur Rede, sagte, dass das nicht ginge und räumte ein, dass er mir zumindest telefonisch seine Abwesenheit hätte mitteilen können. Ob er denn jeden Tag hier sein müsse, um mein Händchen zu halten, war seine lockere Reaktion, in provozierender Lässigkeit ausgesprochen.

Ich spürte den Ärger in mir hochsteigen: „Wie kann sich dieser neapolitanische Lockenkopf das nur erlauben, mit mir so zu reden, ich kündige ihm die Zusammenarbeit, zahl ihm kein Geld mehr und überhaupt.“ Diese Gedanken schossen durch meinen Kopf, meine Erregung stieg, und ich stand in den Startlöchern, die Gedanken zum Abschuss nach außen freizugeben. „Es hat eh keinen Sinn, übrigens sind wir ja in der Toskana, und nicht im zielstrebigem durchorganisierten Mittel- und Nordeuropa, und nicht zuletzt bin ich ja gerade auch deshalb hierher gezogen, um Termingenaugigkeit, Pünktlichkeit und Perfektion schrittweise Vergangenheit sein zu lassen.“

Dieser befreiende Gedanke nistete sich aus heiterem Himmel in meinen seelischen Zustand aus Ärger und Erregung ein und war in der Lage, die Aggressionsgefühle zu dämpfen und gar beiseite zu schieben und nicht nur mein Denken, sondern überdies meinen ganzen Körper zu beruhigen. Gleichzeitig wurde ich ganz ruhig, locker, gelöst. Ezio schien auch zu spüren, dass sich meine negative Energie in positive verwandelt hatte, denn er entschuldigte sich ernsthaft für sein Fernbleiben. Auch wenn die Entschuldigung wenig wert war, denn er würde auch in Zukunft wieder fernbleiben, wenn ihm danach war, so durfte ich für mich eine schöne Erfahrung sammeln, und das in zweierlei Hinsicht: Einmal die Erkenntnis, welche Reaktionen ich bei meinem Mitmenschen bewirken konnte, sobald ich in der Lage war, den Ärger in mir einfach kommen und dahinziehen zu lassen, um ihn dann loszulassen und ihn umzukehren in einen positiven Gedanken. Ohne dass ich es wollte, entschuldigte sich Ezio bei mir und brachte mir Respekt und Verständnis entgegen.

Zum Anderen spürte ich, dass ich in meiner Entwicklung wieder ein klein wenig weiter war, denn dieser lösende Gedanke war die Folge vieler kleiner, manchmal auch sehr mühsamer Schritte und Lernprozesse, die ich in den letzten Jahren machte. Ich bedankte mich innerlich bei der höheren Macht der Schöpfung, die ich Gott nenne, für dieses schöne Geschenk, das ich heute in Empfang nehmen durfte. Gleichzeitig bat ich den lieben Gott, mir Kraft für meinen Weg zu geben, alte, mir nicht guttuende Verhaltensmuster hinter mir zu lassen; und ich bat den lieben Gott, wieder bei mir

vorbeizuschauen und mich mit so schönen seelischen Gaben zu beschenken. Denn mir war klar, dass es viele viele Situationen geben würde, in denen ich meinen Ärger nach außen ablassen würde, um Mitmenschen zu treffen. Aber ich bat den lieben Gott, auch in solchen Situationen Nachsicht walten zu lassen, indem er mir die Kraft geben sollte, meine Aggressionen zu akzeptieren, sie anzunehmen und als Teil von mir anzuerkennen. Denn das Anerkennen ist ein Ausdruck der Liebe zu sich selbst, und die Liebe zu sich selbst ist am Ende die einzige Kraft, die wahre Herzensbildung und tiefe seelische Veränderungen ermöglicht.

Tags drauf flüsterte mir Ezio ins Ohr: „Weißt du den wahren Grund, warum wir gestern nicht gekommen sind?“ „Du wirst es mir sagen.“ „Damiano musste auf seine zwei kleinen Kids aufpassen, denn seine Frau hatte was zu erledigen. Du, der steht ziemlich unter den Pantoffeln seiner Frau, sag es aber ja nicht weiter, und sag vor allem auf keinem Fall, dass du es von mir hast.“ „Indianerehrenwort“, antwortete ich aufrichtig, „aber sag, warum bist denn du selbst nicht zur Arbeit gekommen?“ Da wehte mir gleich wieder eine ernste Miene entgegen, und ich klopfte ihn sofort wieder auf die Schulter: „Ist schon gut, das ist eben dein Geheimnis.“

Zwei Tage drauf krachten wir wieder aufeinander. Ich konnte meinen Ärger im Hinblick auf seine Arbeitsweise nicht halten und er auch den seinen nicht. Wir trennten uns, beide beleidigt, und gingen unserer Arbeit nach. Als er etwas später an mir vorbeikam, spürte ich Reue in mir hochkommen, die bewirkte, dass ich ganz fleißig arbeitete. Ich wollte, dass er das sah. Ich wollte, dass er sah, dass ich wieder brav war und alles dafür tun wollte, um wieder gut mit ihm zu sein. Er ging an mir vorüber, ohne mich zu beachten. Ich litt darunter, gleichzeitig stieg von neuem Wut in mir hoch.

„Was geht da in mir ab?“, fragte ich mich selbst, „was löst denn diesen Gefühlszirkus in mir aus? Ich fühle wie ein kleiner fünfjähriger Junge, wie der kleine Hans, der alles dafür tut, dass sein Papi ihn wieder lieb hat. Ja genau, das ist es. Dieses Kindsmuster ist mir bis heute geblieben.“ Wenn es Streit gab mit einer Autoritätsperson, wie es Ezio in diesem Falle war, fühlte ich mich schuldig, ich sühnte die Schuld und bat den anderen um Vergebung dafür, meist indem ich brav war. Deshalb brachte ich den Maurern auch immer wieder Bier nach Streitigkeiten. Wenn der Andere das nicht annahm, entstand Aggression. Schuldgefühle, Sühneverhalten und Aggression bildeten dann einen äußerst komplizierten Knoten, der mich am Hals würgte. Und diesen Knoten galt es zu ent“wickeln“.

„Wie“ dachte ich vor mich hin sinnend, den Hammer immer noch in der Hand, „könnte ich mich von diesem „Wickel“ befreien, was wäre was Neues, was Anderes, ein neues Verhaltensmuster?“ Ich fühlte mich abhängig von Ezio, in mehrfacher Hinsicht. Zunächst einmal war er mein Baumeister, der Papaqua fertigstellen musste. Weiters war er ein Mensch, der als Maurer einen Großteil seiner Arbeit mit Körperkraft ausübte. Das war auch der Wert meines Vaters: arbeiten, mit dem Körper, das war was wert, diese Menschen schätzte er. Meinem Vater versuchte ich dadurch immer zu gefallen, dass ich nicht nur mit dem Geist etwas leisten konnte, sondern körperlich nichts und niemanden nachstand. In der Hoffnung, er würde mich deshalb loben. Und Ezio wollte ich eben auch gefallen. Meine Seele verspürte also eine Abhängigkeit des Werturteiles von Ezio. Die Abhängigkeit des kleinen Hans von seinem Vater wurde also auf sehr viele Beziehungsmuster des großen Hans mit anderen Menschen, wie jetzt etwa zu Ezio, übertragen.

„Die Auflösung des Wickels“, sann ich weiter vor mich hin, „liegt nun darin, dass der große Hans, der Hans also, der jetzt gerade mit dem Hammer in der Hand den Verputz von der Mauer schlägt, erkennt, dass er damals als Kind abhängig von seinem Vater, von seiner Gunst, seinem Lob und

seiner Liebe war, heute aber erwachsen ist, und er weder von der Gunst von Ezio noch von der Gunst irgendeines anderen Menschen abhängig ist. Denn heute bin ich erwachsen und frei, und ich kann selber entscheiden, welche Menschen mir gut tun und welche nicht. Solange die Seele eines anderen Menschen spürt, dass ich abhängig von ihm bin, wird sie diese Macht nutzen, zum Beispiel in Form von Lob und Tadel. Sobald ebendiese Menschen spüren, dass sie keine Macht mehr über mich haben, indem ich etwa kein Sühneverhalten mehr zeige, ent"wickelt" sich der Wickel. Ich ernte Respekt, Anerkennung, und komplizierte Beziehungsmuster werden wieder einfach."

So legte ich den Hammer beiseite, stieg vom Gerüst herunter und fuhr vergnügt nach Hause. Ich wollte jetzt für mich sorgen und mir etwas Gutes tun, etwas, nach dem sich meine Seele in diesem Moment sehnte. So bereitete mir Christine einen koffeinfreien Kaffee zu, anschließend ließ ich unter der Dusche lauwarmes Wasser über meinen Kopf triefen. Dann packten wir unsere Siebensachen und fuhren ans Meer. Die warme Abendsonne und ihr beruhigendes Glitzern im unendlich erscheinenden Meer ummantelten mich mit Ruhe und Gelassenheit und inspirierten mich dazu, mal einige Tage lang all den süßen Dingen meines Lebens freien Lauf zu lassen: zu schreiben und abwechselnd dazu in mich kehrend zu meditieren und mich in Yoga-Asanas zu üben, zwischendurch den Entwicklungsroman „Ahnung und Gegenwart“ von Joseph von Eichendorff zu lesen, und nicht zuletzt der Verspieltheit ihren Platz einzuräumen und im Meer mit der Luftmatratze, mit Leon und Fabian zu plantschen und zu raufen.

Die Auseinandersetzungen mit Ezio ließen sich aber nicht aus dem Weg räumen. Sie nahmen zu, wurden intensiver und auch die Bewitzelungen der Situation erwiesen sich nicht mehr als hilfreich, bis sie ganz ausblieben und die Beziehung vor dem Bruch stand. Breitbrüstig entschied ich nach einem lautstarken Konflikt, ihn am folgenden Tag den Laufpass zu geben, wenn er sich nicht bereit erklärte, bestimmte Spielregeln einzuhalten.

Zu meiner Überraschung kam er mir aber zuvor. „Schau, es macht keinen Sinn mehr, ich pack meine sieben Sachen und suche das Weite.“ Ich war geschockt, auf der anderen Seite bewunderte ich ihn: er verzichtet auf den Auftrag, um für sich, seine Seele zu sorgen; denn auch ihn belasteten die ständigen Konflikte mit mir maßgeblich. Geld war ihm weniger wichtig als die eigene seelische Gesundheit, die durch die Streitigkeiten in Mitleidenschaft gezogen worden war. Meine Seele wiegte sich in einem Zustand von Respekt, Anerkennung und Demut, jeder Ärger war verflogen. Die Enttäuschung in ihm und seine Müdigkeit von den bald täglichen Reibereien gaben mir den Rest. Das Verlassen meines Zustandes von Ärger und Wut ermöglichte es mir wieder, meine Fehler zu erkennen und Verantwortung für sie zu übernehmen. Und so entstand ein ganz ruhiger Dialog zwischen zwei erwachsenen Männern.

Es stellte sich heraus, dass Ezio ebenso wie ich - vielleicht schon aufgrund seiner künstlerischen Begabung -, ein übersensibler Charakter ist, der nach außen mal protzig und brachial auftritt, in seinem Innenleben aber ein filigranes Seelenleben seine eigentliche Daseins-Wahrheit ist. Auch er räumte die verschiedensten Fehler ein, wir konnten einander in unsere Seelenlandschaft Einblick nehmen und versuchten von da an, unsere Beziehung neu zu gestalten. In diesem Moment schien der liebe Gott auf uns beiden kleinen Menschlein herabzusehen und seine Hand über uns zu halten.

Erst wenn der wahre Kern des Menschen zum Vorschein kommt und alle Verbiegungen und Täuschungen des eigenen Charakters und der eigenen Handlungen abtropfen, kann eine wahrhaftige Beziehung in Liebe und Respekt zwischen uns Menschen entstehen. In der Bibel steht es in anderen Worten geschrieben: „Stelle dein Leid zur Schau und Gott wird dich erhören.“ Löst sich der

Wassertropfen vom Grashalm, fällt alle Belastung ab und der Halm richtet sich in seiner wahren Form neu und frei wieder auf in ein Dasein, das seinem wahren entspricht.

Ich jedenfalls nahm mir ein Beispiel an Ezio und stellte von da an mein Wohlbefinden über alle Belange der Restaurierung unseres Rusticos. Schlichen sich Ängste und Sorgen ein, so ließ ich es nicht mehr zu, dass sie mich ganz forttragen konnten. Das war zumindest mein Vorsatz.

Am gleichen Tag noch hatte ich keine große Lust, Steine am Haus rumzutragen, deshalb durchstreiften Christine und ich gemütlich die Dorfgassen und belohnten uns anschließend mit einem Besuch in einem der Dorf-Cafés. Unser kleiner Zappelphilipp Fabian, der in seiner Lautstärke und Betreuungsintensität den Eindruck erweckte, als hätten wir drei Kinder, war heute mit Serena - einer neuen Dorffreundschaft von Christine - und ihren Kindern am Meer. So konnten wir unseren Tag mal etwas ruhiger angehen.

Ich schlürfte einen entkoffeinierten Cappuccino, Christine ließ sich einen Caffè Macchiato servieren, Leon hängten wir an die Leine. Das Wasser plätscherte in hochsommerlicher Stimmung lustig und erquickend vom Brunnen herab, um uns herum spielten die Dorfältesten Rommé und andere Kartenspiele. Die Zuschauer der am Tisch Spielenden kommentierten ganz eifrig jeden Spielzug und beratschlagten ununterbrochen, ob der getätigte Spielzug wohl der Richtige und ob ein anderer nicht vorzuziehen gewesen wäre.

Christine und ich besprachen einige wichtige Dinge hinsichtlich unseres Hauses. Ich befand mich wieder mal an einem Scheideweg. In meiner Seele kämpften nämlich nicht nur alltägliche Dinge gegen einander, sondern auch prinzipielle:

Ich war in die Toskana gezogen, um ein neues Leben zu beginnen, aber wieder und immer wieder beschlichen mich alte ökonomische Muster und wollten die Herrschaft über mein Denken, mein Fühlen und meine Entscheidungen übernehmen. So überlegte ich hin und her, aus unserem Rustico ein blühendes Landwirtschaftsunternehmen mit Wein- und Olivenanbau sowie der Vermietung von Ferienwohnungen aus dem Boden zu stampfen. Dieser Schritt hätte beträchtliche Investitionen sowie Bauarbeiten an Papaqua für die nächsten zwei Jahre zur Folge gehabt. Und ich hätte mich aus meinem Milieu von Investitionen und Finanzierungen, Schulden organisieren, Ängsten und Verpflichtungen wieder nicht befreien können. Gier, Geld machen, Besitz, Größe und ähnliche Ungeheuer regten sich und standen in meiner Seelenlandschaft immer wieder mächtig auf, ohne dass ich mir dessen wirklich bewusst war.

„Schau“, meinte Christine „du verrennst dich wieder komplett.“ Und sie hatte damit vollkommen recht. Mein Narzissmus und mein übertrieben engagiertes Tun und Streben, das nichts anderem diente als vor meiner eigenen tiefen inneren Wirklichkeit zu flüchten, würde neue Nahrung in anderer Verkleidung erfahren. „Schatz!“, sagte ich liebevoll zu meiner zweiten Hälfte, „du hast wieder einmal recht.“ Zum wiederholten Male erkannte ich, dass ich äußerst auf der Hut sein musste. Denn ohne es gemerkt zu haben, würde ich mich plötzlich inmitten derselben Welt wiederfinden, die mich so viele Jahre lang gefangen und belastet hatte.

Glücklich über die Erkenntnis und das unterstützende Wachrütteln von Christine machte ich ihr den Vorschlag, Salvatore, unseren Tischler zu besuchen. „Bei Salvatore hab ich bis jetzt noch immer Spaß gehabt. Eine Werkstatt, wie sie Salvatore hat, hast du bestimmt noch nicht gesehen. Es ist eine

Mischung aus Onkel Toms Hütte, der notdürftigen Baracke eines Landstreichers und der Erfindungskammer von Daniel Düsentrieb“, erklärte ich Christine.

Sie wurde gleich mal neugierig. „Oh yes, da fahren wir gleich mal hin!“ Und Christine war ähnlich begeistert wie ich von der originellen Produktionsstätte des seriösen, etwas kahlköpfigen, großgewachsenen Mittvierzigers Salvatore. Es war eine verrostete Blechhütte, in der dicke und dünne Aluminiumrohre kreuz und quer durch die gesamte Werkstatt verliefen und einen Riesenlärm machten. Mitten darin, zwischen Rohren und Maschinen, befand sich das Büro Salvatores. Es bestand aus einem uralten, sehr kleinen Tisch und einem weißen billigen Plastikstuhl, wie er in Restaurants auf der Terrasse häufig zu sehen ist. Auf dem Tisch lagen ein alter verstaubter Block, ein Kugelschreiber, zwei Bleistifte, einer der ersten Taschenrechner, den diese Welt zu sehen bekommen hatte, eine Reihe von Zeichnungen mit Linealen und Holzspänen und nicht zuletzt ein Jahreskalender mit nackten Mädchen. Und, siehe da, auch ein Telefon hatte Salvatore, und was für eines. Es war eines aus den frühen sechziger Jahren, ein großes edles Gerät, bei dem man die für ein Telefonat zu wählenden Nummern mit dem Zeigefinger um den Kreis drehen musste. Es funktionierte tatsächlich. Als Christine und ich nämlich gerade vor ihm standen, läutete und schrillerte das Gerät wie eine Alarmanlage. Salvatore gab seinem einzigen Angestellten Ignazio die Anweisung, die Maschinen sofort auszuschalten, er könnte ja sonst das eigene Wort nicht hören, meinte er wie selbstverständlich. Nun telefonierte Salvatore. Er sprach mit einem Freund über Politik und die Lachfigur Berlusconi. Nach einer Viertelstunde war das Gespräch beendet und die Maschinen wurden wieder angeworfen. Jetzt war ich endlich dran.

Ich musste sein Angebot für Fenster und Türen, Regale und andere Maßanfertigungen abholen, denn über Post verschickt Salvatore kein Angebot. Er geht auch mit dem Angebot nicht zum Kunden, nein, weit gefehlt, der liebe Kunde hatte sich gefälligst her zu begeben. Da die nackten Mädchen seinen Büroschreibtisch so schön dekorierten, baute Salvatore gleich mal einen Notschreibtisch auf. Zwei Gestelle und zwei Holzspanplatten mussten dafür herhalten und schwuppdwupp, ein neuer Büroschreibtisch war entstanden. Er holte das Angebot heraus und wir begannen zu handeln. Als wir bei der Position „Fenster“ angelangt waren, begann ich ganz intensiv zu feilschen.

Ich hatte den Köder schon beinahe angezogen. Als er sich beinahe erklärt hatte, um zehn Prozent nachzugeben, schrillerte neuerlich das Telefon. Ich wurde in die Ecke gestellt. Die Maschinen wurden wieder zum Stillstand gebracht. Salvatore sprach kurz über die Maßanfertigung eines Schrankes, ehe unmerklich das Thema hinüberglitt zu der Niederlage des AC Mailand im Derby gegen Inter Mailand. Salvatore, so konnte ich dem Telefonat entnehmen, war Anhänger vom AC Mailand, denn er schimpfte ganz schlimm gegen den Schiedsrichter. Ignazio kehrte in der Zwischenzeit genüsslich Holzspäne aus der Werkstatt hinaus. Als er so telefonierte, suchten mich betriebswirtschaftliche Gedanken heim und ich stand mit offenem Mund und staunenden Augen da. All die Firmen überlegen sich heute, wie sie die Arbeitsprozesse optimieren können, um Kosten zu sparen und der gute Salvatore bringt in einer guten halben Stunde den gesamten Laden zwei mal zum kompletten Stillstand. Ignazio kehrte weiterhin gemächlich Holzspäne in Onkel Toms Hütte zusammen.

Salvatore hängte den Hörer auf, endlich! Weiter ging's mit Preis feilschen. Mit den zehn Prozent hatte er es sich leider anders überlegt. Es wäre zu viel für den heutigen Tag gewesen, der AC Mailand hätte verloren und er müsste zehn Prozent nachgeben. „Schau, ich arbeite den gesamten Tag, von morgens bis abends, manchmal auch an den Samstagen, und mir bleibt fast nichts übrig am Ende des Monats.“ Ich dachte an sein Telefongespräch von vorhin. Er schaute mich ernsthaft und vorwurfsvoll

an, ich gab nach, und gab noch einige weitere Aufträge obendrein. Ein Bett, eine Tür, einen Eckschrank, und Bücherregale. Wir diskutierten, wie hoch und wie tief die Bücherregale sein müssten. Christine und ich dachten daran, welche Bücher wir hatten und waren unschlüssig. Da meinte Ignazio: „Kein Problem, wir machen euch das Regal und kaufen euch die Bücher noch dazu!!“ Hahaha.

Nun zeigte er uns, wie er die Fenster und Türen machen würde, ich erteilte ihm dann endgültig den Auftrag, um dann endlich zum Hauptthema zu kommen. Die nächsten zwei Stunden unterhielten wir uns zusammen mit Ignazio und sehr zum Leidwesen von Christine über Fußball. Als wir wieder ins Auto einstiegen, dachte ich: „So einiges könnte in Salvatores Tischlerei durchaus verbessert werden. Wenn die Jungs mit jedem Kunden zwei Stunden über Fußball quatschten, könnte das vielleicht, ja sogar wahrscheinlich eine kleine Auswirkung auf die Monatsverdienste des Chefs haben.“

Und so glitten auch die Stunden dieses Tages für Christine und mich ungeplant und ziellos vor sich hin. Und das war gut so.

Auf jeden Fall waren wir alle, Ezio und Damiano und Teddi, Salvatore, Ignazio, Emile und wir selbst die Protagonisten einer Divina Commedia in der Toskana im einundzwanzigsten Jahrhundert. Wenn an vielen anderen Dingen ein Zweifel bestand, daran bestand sicherlich keiner.

Heimkehr und Wiederkehr

Im August legt ganz Italien die „Waffen“ nieder: der Maurer seine Maurerkelle, der Elektriker seine Kabel, der Tischler legt sein Holz an die Seite, die Magazine schließen ihre Tore, in den Büros laufen die automatischen Anrufbeantworter. Man kommt sich vor wie in einem Film, der angehalten wird; oder wie im Märchen, in dem ein Zauberer seinen Zauberstab hebt und das ganze Treiben zum Stillstand bringt. Italien steht still, Italien ist im Urlaub, im „Ferragosto.“ Meine lieben Handwerker am Bau versprachen mir hoch und heilig, entgegen dem allgemeinen Stillstand auch im August Hand anzulegen.

Fast wäre das Wunder in Erfüllung gegangen, aber eben nur fast. Denn kaum klopfte der 1. August frühmorgens an die Haustüre, erhielt ich schon die ersten Anrufe meiner lieben Handwerker mit bunten und kreativen Entschuldigungen: Ezio erklärte mir, dass Teddi und Damiano an den Vorbereitungen des am fünften August beginnenden Dorffestes mitarbeiten müssten und er, der arme Ezio, doch wohl nicht allein am Haus weiterarbeiten konnte. Carlo musste zwei Wochen lang unbedingt eine andere Baustelle beenden, um dann wirklich mit ganzer Körperkraft, Motivation und Konzentration an unserem Rustico arbeiten zu können.

Nun, wir mussten uns damit abfinden. Deshalb beschlossen wir, im August unsere ehemalige Heimat wiedersehen zu wollen, um einige Ferientage auf der Alm zu verbringen und um einige Dringlichkeiten zu erledigen. Kurz vor der Abfahrt schickte Christine Fabian und mich noch zum Einkaufen zu Felice und Laurenzia. Für etwas Brot, Pfirsiche und toskanische Salami waren wir mal wieder eine Stunde lang unterwegs. Denn der fünfundfünfzig jährige Felice war der beste Freund unseres siebenjährigen Fabian, und echte Freunde verabschieden sich eben ausgiebig, wehmütig und liebevoll. Also saßen wir in dem berühmten Lebensmittelgeschäft mit zehn Quadratmetern, in dem es nicht nur alles Erdenkliche zum Kaufen gab, sondern in dem überdies noch drei Stühle zum Sitzen und Plaudern Platz fanden. An einem saß ich mit Fabian auf dem Schoß, am anderen Felice mit seiner zweiundzwanzigjährigen Tochter Silvia auf dem Schoß, am dritten Laurenzia mit dem großen Schneidemesser an der Hand, das sie immer wieder benötigte, wenn neue Kundschaft den Laden noch enger machte und Käse und Wurst bestellte. „Tauschen wir doch mal“ sagte Felice und bot mir seine hübsche Silvia gegen den Fabian an. Ich ließ mich kein zweites Mal bitten, und schon alberte Fabian auf dem Schoß von Felice rum, während Silvia ganz verlegen rotbackig beschämt auf dem meinen saß. Bei der Abschiedszeremonie wurde schließlich dick – italienisch eben - aufgetragen: mit Küsschen links, und rechts und nochmals links, den besten Glückwünschen auch für Christine und der Freude auf ein Wiedersehen. Mit den Abschiedsgrüßen und den Lebensmitteln in der Tüte kehrten wir zu Paolo zurück, wo wir erst mal von Christine an den Ohren gezogen wurden, warum wir denn einen halben Tag lang für den Kauf einiger Lebensmittel benötigten.

Eigentlich hatten wir vor, die Tage in unserer ehemaligen Heimat in Ruhe und Müßiggang zu verbringen, um damit vom Baustress etwas Abstand zu gewinnen. Daraus wurde nichts, im Gegenteil. In meiner Firma saßen meine Mitarbeiter aufeinander wie Ölsardinen, und die Stimmen häuften sich, wann wir nun endlich - wie bereits angekündigt und fast versprochen - neue Büroräume beziehen konnten. Also setzte ich mich mit meinem Geschäftsführer ins Firmenauto, um meine Heimatstadt nach tauglichen Büroräumen abzuklappern. Bei den Preisen, die wir genannt bekamen, trieb es mir den kalten Schweiß auf die Stirn, überdies waren die Bankzinsen in den Sternen. Nun, wir mussten handeln, zogen zwei Objekte in die engere Auswahl und entschieden uns schließlich für schöne großzügige Büroraume in einem modernen Gewerbepark. Ich konnte in meiner Gefühlswelt

Begeisterung verspüren: schöne großzügige neue Büroräume, viel Glas, viel Licht, ein großer Sitzungsraum mit neuen Präsentationstechniken.

Und noch ehe ich mich freuen konnte, kippte die Begeisterung, und Enttäuschung machte sich breit, Enttäuschung über mich selbst. Wieder und immer wieder zogen mich Mechanismen in die alte Lebenswelt des Materialismus, der Wirtschaft, der Investitionen und Ängste. Ich sah mich zwischen zwei unterschiedlichen, sich gegenseitig ausschließenden Welten - oder besser gesagt Identitäten - hin- und her wanken wie ein Mann, der nicht weiß, ob er sich elegant oder in Landstreichermode kleiden will und sich bewusst ist, dass er das Eine mit dem Anderen nicht verbinden kann.

Auf der einen Seite der Hans, der in die Toskana zieht, um sein Leben in ein neues Gewand zu kleiden. Der spirituelle Hans, der seinen Alltag an den Tönen und Gerüchen der Natur, an Yoga, Schriftstellerei und beschaulichem Oliven- und Weinanbau ausrichtet. Auf der anderen Seite der gierige, getriebene Erfolgsmensch Hans, ein Firmenchef, der viel Geld verdient, in den Zeitungen abgebildet ist, von Frauen bewundert wird und ein teures Luxusauto fährt.

Beide Welten liefern sich in meinem Innenleben einen erbitterten Kampf um die Vormachtstellung. Auf der einen Seite weiß ich, was ich will, was ich wollen muss, um meine Seele zu retten und sie in die Schöpfung Gottes einzubinden. Auf der anderen Seite erheben die alten, tief eingepprägten Überlebensmuster täglich ihren Anspruch und sie lassen nicht locker, und immer wenn ich sie überwunden glaube, melden sie sich erst recht zurück. „Führe mich nicht in Versuchung, sondern erlöse mich von dem Bösen“ heißt es im Hansischen Vater-Unser-Gebet. In der Tat, die Versuchungen lauern hinter jeder Ecke. Und sie verkleiden sich immer derart, dass ich mir meistens gar nicht mal bewusst bin, dass eine Versuchung droht und mich wieder in eine Welt hineinzieht, die mir nicht guttut und die mich von meinem Weg wieder ein Stück weit wegführt: die derzeitigen Büroräume sind zu klein, so ist es rational, vernunftmäßig betrachtet ja durchaus angebracht um nicht zu sagen gar notwendig, mit meinem Unternehmen einen Schritt zu machen. Die Vernunft wird immer recht behalten und sie ist das schlaue Werkzeug des Egos, das mich immer wieder an den alten Mustern festhalten lässt.

Die Vernunft ist das Hintertürchen, das ich mir offen lasse für die alte Welt. Und solange ich mir dieses Hintertürchen offen lasse, solange werde ich ein neues Leben nicht wahrhaftig beginnen können. Dessen bin ich mir bewusst, und ich bin mir dessen wirklich bewusst, aber das Hintertürchen winkt mich mit dem Zeigefinger immer wieder ganz verlockend zu sich her. Es sagt dann: „Hans, du kannst ja das Büro kaufen und beziehen und trotzdem dein spirituelles Leben ganz führen. Deine Mitarbeiter werden das schon hinbiegen, wie es sich gehört.“ Und dem glaube ich dann, gebe ihm nach und erkenne dann all die Bilder, Wünsche und Erwartungen, die das Hintertürchen in mir hervorrufen. Ich mache mir Gedanken, welchen Boden wir in die Büroräume legen, wie die Aufteilung der einzelnen Büros auszusehen hat, ich sehe die Eröffnung der neuen Büroräume in meinen Vorstellungen, sehe mich im Mittelpunkt, sehe, wie Menschen an mich herantreten und mir gratulieren, sehen meinen Grad der Anerkennung in meiner Heimatstadt die Leiter Treppe für Treppe hinaufsteigen. Und diese Bilder und Ansprüche locken, sie machen mich unruhig, nervös, ja sie machen mich geradezu süchtig. Und sie verdrängen den spirituellen Hans für Stunden, für Tage, manchmal sogar für Wochen. Sie bleiben im Hals stecken und drücken ihn zu, dass mir das Schlucken schwerfällt. Ich weiß, dass diese Bilder die Heerscharen des Egos sind, die das spirituelle Leben, die das Leben an sich bedrohen und verunmöglichen. Ja, ich weiß das, und so oft muss ich erkennen,

dass ich nichts dagegen tun kann, dass diese Heerscharen, diese suchterregende Verlockung stärker ist.

Und dennoch gebe ich nicht auf, immer wieder mich meines Weges zu besinnen. Meines Weges, meiner einzigen Möglichkeit, die mir das Tor zur Freiheit öffnen kann. Jenes Tor, das ich mir so sehr wünsche: die Unabhängigkeit von den materiellen, weltlichen Dingen, die Freiheit von allen Abhängigkeiten, allen voran dem Streben nach Erfolg und sozialem Ansehen. Nur Unabhängigkeit und Freiheit können mich von meinen Ängsten, Zwängen und Depressionen befreien.

Der Weg zur Unabhängigkeit und Freiheit geht aber nur über die Liebe. Und die Akzeptanz ist wesentlicher Bestandteil der Liebe; die Akzeptanz aller Teile in mir, auch der Teile, die mich immer wieder in die alte Welt hineinziehen, die Gier nach Erfolg, das Streben nach sozialer Akzeptanz. Das Gegenteil der Akzeptanz ist der Kampf. „Schon wieder bist du da. Lass mich in Ruhe, ich will ein neues Leben führen, geh weg. Du tust mir nicht gut.“ Oder: „Bin ich nicht imstande, diese Gier endlich abzulegen.“ Mit solchen Abwertungen und Befehlen bekämpft mein Inneres die Stimmen der alten Welt. Mit diesen Stimmen bekämpfe ich mich wieder selbst, neuer Selbsthass, neue Schuldgefühle, neue Minderwertigkeitsgefüge nähren alte Muster. Sie verstärken sie, sie geben ihnen neue Kraft. Alles, was in mir ist, ist in mir, und ich kann es nicht löschen. Es ist Teil von mir. Jeder Versuch, alte Kräfte zu löschen, verstärkt sie.

Ich lerne mehr und mehr, diesen Teil in mir nicht mehr zu bekämpfen, sondern ihn zu akzeptieren. Der Teil nämlich diene mir über viele Jahre und Jahrzehnte wie eine Krücke, um nicht umzufallen. Er hat es also verdient, akzeptiert zu werden. Akzeptanz heißt, diesen Teil in mir zu betrachten, ihn anzuschauen. Schauen, was er sagt, wie er verlockt, in welchen verführerischen Bildern er sich verkleidet. Ich lerne, ihm sein Recht zuzuerkennen. Das heißt aber nicht, dass er die Herrschaft über mich übernimmt, mich in Körper, Geist und Seele schüttelt und rüttelt und mich nach seinen Vorstellungen handeln lässt. Sobald er mich nach seinen Vorstellungen zu handeln zwingt, bin ich sein Knecht. Solange ich es schaffe, ihn anzuschauen, das heißt, ihn distanziert und neutral zu betrachten, solange bin ich, der Hans, Herr im Hause. Die Bilder und Verlockungen drängen mich immer zu sofortigen Handlungen, und diese wiederum bekräftigen die alten narzisstischen Süchte.

Werde ich mir aber mehr und mehr darüber bewusst, welches Spiel in mir abläuft, und schaffe ich es, das Spiel aus einer gefühlsmäßigen Distanz zu betrachten, ist das jedesmal ein kleiner Schritt aus der Hölle in die Freiheit, in den Himmel. Es ist sehr mühsam zugegeben, aber es zahlt sich aus. Es ist der Weg, den ich gehen will und darf, und den mir das Schicksal als Lebensaufgabe mitgegeben und aufgetragen hat. Und ich versuche, das alte Handlungsmuster mit einem neuen zu ersetzen. Wenn beispielsweise das alte Muster drängt, meinen Geschäftsführer anzurufen, und mit ihm Dinge zu den neuen Büroräumen zu besprechen, wird mir in diesem Moment bewusst, was hier abgeht. Anstatt ihn nun anzurufen, entscheide ich mich, Yoga zu machen, meinen Körper zu spüren, der Fülle der Schöpfung gewahr zu werden und somit den Hans und das Leben zu berühren. Es wird mir klar, dass die verführerischen Kräfte da sind und sein dürfen, dass ich aber als mündiger erwachsener Mensch entscheiden darf, von welchen Werten und Wünschen ich mich leiten lasse; welche die Prioritäten sind, was die Hauptsache ist. Beide Welten – die spirituelle und die narzisstische – stellen sich dar wie ein Pendel, das hin- und her schwankt; ich aber kann mich an jenen Platz hinstellen, an den das Pendel in die spirituelle Welt ausschlägt. Dann darf ich wieder bei mir sein, ich spüre Demut und Dankbarkeit, ich spüre die Kraft, und das Reich und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Nun, es war nicht das Einzige, was mich bei unserem Aufenthalt in unserer ursprünglichen Heimat gezwickt hat. Da wehten mir überdies auch noch einige telefonische Hiobsbotschaften aus der fernen Toskana entgegen.

„Der Baum ist weg“, stotterte Ezio reuig in mein Handy hinein, als ich gemütlich in einem Kaffee in meiner Heimatstadt Zeitung lesend eine Schwarzwälder Kirschtorte vernaschte und sie mit einem Latte Macchiato verführerisch umgoss. „Mal langsam, von was sprichst du, welchen Baum meinst du?“ „Du erinnerst dich doch, dass ich dir vor deiner Abreise mitteilte, Auro zu beauftragen, die Glyzinie an der Eingangstür etwas zuzuschneiden, damit wir diverse Arbeiten etwas leichter verrichten könnten. Und nun hat dieser Idiot, also bitte, den gesamten Baumstamm abgeschnitten.“

Ich brachte im ersten Moment keinen Ton heraus. Die Glyzinie, eine mindestens 150 Jahre alte Baumpflanze an der Vorderfront gehörte zu Papaqua wie der atemberaubende Standort, wie Türen, Fenster und Terrassen, wie Treppen, Räume, Küche und Bad, wie der linke Arm zum rechten. Ich erinnerte mich an dem Moment, an dem ich das Anwesen zum ersten Mal sah. Die Glyzinie war das Erste, was ich bewunderte, sie gab Papaqua dieses besondere mediterran verträumte Flair. Mir schossen die Tränen in die Augen. Ich hatte gar nicht die Kraft, mich aufzuregen. Ezio spürte das. „Es tut mir Leid, wirklich. Ich bin selbst total geknickt.“ „Ist schon gut, wir hören uns.“ Und ich legte auf. Die hervorragend schmeckende Schwarzwälder Kirschtorte schob ich in die Mitte des Tisches. Ich hatte keine Lust mehr darauf. Fünf Minuten später klingelte es ein weiteres Mal am Telefon. Am Display sah ich Ezios Namen.

„Du, ich hab mit dem Nachbarn gesprochen. Die Glyzinie wird nachwachsen, es wird zwar einige Jahre dauern, aber die Pflanze ist an ihren Wurzeln heil.“ „Danke für die Mitteilung“, entgegnete ich noch immer enttäuscht, aber mit einem spürbaren Keim an Hoffnung und klitzekleiner Freude in meiner Stimme. Die Schwarzwälder Kirschtorte zog ich wieder von der Mitte des Tisches an den Tischrand zu mir her und aß sie fertig. Sollte ich jetzt traurig sein oder mich an der Hoffnung erfreuen? Ich wusste es nicht wirklich und saß so in meinem Mischgefühl nachdenklich am Tisch. In diesem Moment klopfte ein nicht neuer Gedanke an.

„Alles, was im Leben geschieht, hat seinen Sinn, wirklich alles, ob gut oder schlecht ist nicht entscheidend. Deshalb brauche ich vor nichts im Leben, was auch geschieht oder geschehen könnte, Angst haben. Deshalb brauche ich auch nichts, was geschehen könnte, kontrollieren wollen. Denn es wird immer genau das geschehen, was in diesem Moment in meinem Leben Sinn macht, etwas, was mir genau an dem Punkt etwas Bedeutendes sagen möchte. Jegliche Art von Kontrolle ist also überflüssig, da Planung und Kontrolle das Nachfühlen des wahren Lebens nicht möglich machen und nichts anderes verursachen als Angst und ein Gefühl des „in sich selber gefangen sein“ und „ein am Leben vorbeileben“ bewirken. Wir Menschen wachen am morgen mit Planung und Kontrolle auf und schließen den Tag damit ab. Die junge Mami ist bestrebt, ihren Kindern gute Manieren beizubringen, plant genau, was sie in welchem Moment sagen soll und kontrolliert die Kinder, ob sie sich auch ihren Wünschen entsprechend verhalten. Entsprechen die Verhaltensweisen der Kinder nicht ihren Vorstellungen, ist sie entweder traurig oder zornig oder beides zusammen. Der Papi plant sein Verkaufsgespräch mit einem neuen Kunden am späten Nachmittag und ist den gesamten Tag hindurch angespannt. Geht das Gespräch schief, macht er sich Vorwürfe und untersucht kontrollierend, was denn hätte besser laufen können. Der Greis plant seinen Spaziergang haarscharf, damit er ja nicht irgendwo zusammenbricht. Der Jüngling plant den Erstkontakt mit seiner Angebeteten und sieht sich mit starkem Herzklopfen, einem hochroten Kopf und einem

aufgezwungenen Verhalten beim Gespräch mit dem Mädels wieder. Jeder Angstgedanke, ob etwas wohl gutgehen wird oder überhaupt gehen wird, ob etwas so gemacht wird, wie ich es mir vorstelle, ob etwas eintreten wird, wie ich es mir wünsche, jede darauf aufbauende Planung und Kontrolle, dass die Dinge so eintreten, wie ich es mir wünsche, ist überflüssig.

Wenn also Planung und Kontrolle überflüssig sind, was sollen der Jüngling, der Greis, der Papi und die junge Mami tun, was ist die Alternative zu Planung und Kontrolle? Es gibt nur eine: Vertrauen. Vertrauen an das, was geschieht und geschehen könnte, hervorgerufen durch das Vertrauen in sich selber, in die eigene Intuition und das eigene Gefühl. Voraussetzung dafür ist es, den Verstand auszuschalten, nicht auf ihn hinzuhorchen, um damit das Tor zu öffnen, auf das eigene Gefühl hinzuspüren. Dieses entspringt nämlich direkt der Seele, und die Seele ist die Wahrheit. Der Papi kann also hinspüren auf die Kraft des Produktes, das er verkauft und diesem Gefühl vertrauen. Und in dieser Grundstimmung geht er in das Verkaufsgespräch und lässt nun alles auf sich zukommen, was kommt. Und der Gegenüber wird spüren, dass der Papi ein gutes Produkt verkauft, er wird selber in das Produkt vertrauen und es schließlich kaufen. Die junge Mami spürt ihre Liebe für die Kinder; die Kinder spüren ihre liebende Mami und sie werden die Dinge so verrichten, wie es ihrem Wesen entspricht. Und die Mami wird das annehmen können.

Was also könnte ich aus der Fehlhandlung von Auro lernen, der meine so verehrte Glyzinie mit zwei Axtschlägen geköpft hatte? Ich konnte lernen, auf die Pflanze in Zukunft besonders acht zu geben, sie besonders zu pflegen, und an ihrem neuen Wachstum teilhaben und an der Beobachtung des Wachstums der Glyzinie für das eigene Leben vielleicht Einiges lernen zu können. Und am Ende, nach einigen Jahren würde sie vielleicht in einer besonderen Pracht blühen.

Nicht zuletzt mochte die Köpfung der Glyzinie eines der alltäglich wiederkehrenden Zeichen dafür sein, mit meinen Aggressionen immer wieder umgehen zu lernen. Der Spontanreflex ist in einer solchen Situation - wohl nicht nur bei mir – tief in unserer Handlungsdisposition eingraviert: Auro anrufen und ihn in einem respektlosen Tonfall für seine Fehlhandlung niederzumachen, was er sich dabei gedacht hatte und ob er wohl total von Sinnen gewesen wäre. Ich wollte einen anderen Weg gehen. Ich spürte in die Situation hinein und erkannte sofort, dass Auro mit Sicherheit nicht absichtlich böswillig gehandelt hatte. Er hatte den Auftrag nicht genau verstanden, war es wahrscheinlich nicht gewohnt nachzufragen und hatte dann eine Dummheit begangen. Gleich wie ich jeden Tag Fehler machte und damit lernte zu verzeihen, so verzieh ich auch Auro.

Ich brauchte also nur alles Geschehene richtig zu deuten. Dann würde ich erkennen, dass mir die Schöpfung alle Ereignisse ganz bewusst vor die Nase setzte, um mir neue Erfahrungen im Leben zu anbieten.

Wenige Tage nach der unerfreulichen Nachricht von Auros brachialer Absicht, eine Glyzinie zuzuschneiden, rief mich Carlo, unser Dachdecker an. „Hans, die Balken am Dach sind morsch. Wir müssen sie austauschen, da können wir machen was wir wollen.“ Über die mächtigen tragenden Balken am Dach war mit Ezio und Carlo bereits vielfach debattiert worden. Ich wollte sie um jeden Preis erhalten, da die Balken ein tragender Zeuge der Geschichte des Hauses waren. Das interessierte meine lieben Handwerker aber recht wenig und sie verwiesen stets auf jenen Abschnitt der Balken, der in der Tat etwas morsch war. Diesen aber konnte man, so hatte ich mich selbst erkundigt, restaurieren und retten. Es entstand ein richtiger Kampf um die Balken. Den wollte ich auf keinen Fall verlieren, und heute bin ich sehr froh darüber. „Lieber Carlo“, antwortete ich deshalb bestimmt und entschieden, „wir haben schon mehrfach über die Balken gesprochen, und ich sage dir nun zum

letzten Mal, dass die Balken entweder so bleiben wie sie sind oder dort restauriert werden, wo es notwendig ist. Und das ist das letzte Mal, dass wir über die Balken gesprochen haben. Ich hoffe, ich habe mich klar genug ausgedrückt.“ Manchmal schien es tatsächlich sinnvoll zu sein, seinen Mitmenschen klare Grenzen zu setzen, denn seit diesem Telefonat wurde über die Balken am Dach nicht mehr gesprochen. Immer wenn ich heute vor dem Einschlafen in meinem Bett liege und mit offenen Augen an die Dachdecke starre, lasse ich meinen Blick über die unregelmäßigen, von der Zeit so eigentümlich geformten Balken wandern. Jedesmal scheinen sie mir zu sagen: „Danke, Hans, dass du dich für uns so eingesetzt hast und wir weiter in Papaqua unseren Dienst verrichten dürfen und nicht einem Ofen geopfert wurden.“

Grenzen setzen, sich selber und anderen Menschen gegenüber, gehört zu Unabhängigkeit und Freiheit ebenso dazu wie die Akzeptanz aller Gefühle und Gedanken in meinem Inneren und dem Vertrauen in dem, was gerade geschieht. Ich war nicht aggressiv zu Carlo, ich war bestimmt und nicht respektlos. Setze ich Carlo in aggressiver Form die Grenzen, werde ich Aggressionen in ihm wachrufen. Gandhi, Jesus und viele andere große Männer der Weltgeschichte haben es vorgelebt. Sie setzten Grenzen, ihr Nährboden war aber immer die Liebe und die Gewaltlosigkeit.

Anfang September kehrten wir wieder in unsere neue Heimat zurück. Begleitet wurden wir vom Vater meiner lieben Frau Christine, einem alten, bayrisch-griesgrämigen aber doch sehr netten Banker a.D., meinem Schwiegerpapi Rudi. Um neun Uhr abends kamen wir am kuschelig beleuchteten Dorfplatz an. „Hüpfen wir doch gleich noch zur Laurenzia rein und kaufen uns noch eine Kleinigkeit für das Abendbrot“, meinte Christine. Als unser bordeauxroter Jeep am Dorfplatz anhielt, stürmten sogleich Paolo und Felice herbei, um uns zu begrüßen. Das Wiedersehen war mindestens gleich schön und pompös wie die Verabschiedung. Paolo umarmte mich und küsste mich auf der linken und rechten Seite. Felice, der aufgrund einer Schulteroperation mit einem aufgeblasenen Ballon unter dem rechten Arm etwas gehandicapt war, streichelte seinem Fabian liebevoll über den Kopf. Leon hüpfte vom Auto raus und machte sofort wieder das Geschäft von Laurenzia unsicher. Ja, wir waren wieder da, und es war gut so.

Christine war nun doch zu müde, das Abendbrot zuzubereiten. Zudem hatte ihr Vater Geburtstag. Wir beschlossen, im Restaurant neben Paolos Haus zu speisen. Christine flüsterte mir zu: „Da können wir dem Vater gleich mal die toskanische Küche vorführen.“ Maria warnte uns vor diesem Lokal, wir aber waren von der Fahrt zu erschöpft und wollten uns deshalb in das nächstbeste Restaurant begeben. Zudem waren wir überzeugt, dass man in der Toskana in jedem Lokal ausgezeichnet speiste und Maria wahrscheinlich nur Vorurteile hatte, weil ihr der Besitzer des Nachbarlokals nicht gut zu Gesichte stand. Das Lokal war wunderschön, große hohe breite Bögen aus Terrakottaziegeln umspannten die urigen Steinwände, die warmen Lichter und dunklen Tische und Möbelstücke fügten sich zu den Farbtönen passend hinzu. Etwas skeptisch betraten wir das Lokal, da lediglich ein einziger Tisch belegt war, obwohl es sich um eines der schönsten eingerichteten Restaurants handelte, das ich jemals in der Toskana gesehen hatte. Und der erste Eindruck war zweifelsohne der beste, denn danach folgte ein Missverständnis nach dem anderen.

Wir bekamen eine einzige Speisekarte auf den Tisch gelegt, obwohl wir zu viert waren. „Hätten Sie nicht noch eine Karte“ fragte ich den in Jogginghosen rumkurvenden und niemals in das urige Restaurant passenden Kellner. „Tut mir leid, wir haben nur zwei Speisekarten, und die andere ist an dem Tisch da drüben“, und er zeigte auf den einzig belegten Tisch. Nun gut, wir zwängten uns also alle zusammen und blätterten zu viert in der Karte rum. „Was esst ihr denn? Ich ess eine gute Pizza.“

„Oh, ja, Pizza“, rief Fabian ganz entzückt. Und so beschlossen wir alle, eine gute Pizza zu speisen. „Wir haben Hunger, das geht schnell, und bei Pizza können die wohl nicht ganz daneben liegen.“ bestätigte Christine unsere Entscheidung, da sich eine gewisse Skepsis über die Güte dieses Restaurants bereits breit machte. „Pizza gibt es leider nicht“, meinte der locker drauf scheinende Kellner „wir haben vergessen, die Pizze aus der Karte zu streichen.“ Ach so, na ja. „Haben sie als Vorspeise vielleicht Crostini Toscani, ich hab sie nämlich nicht auf der Karte gesehen (Crostini sind Brötchen mit verschiedenen Aufstrichen; es gibt kaum ein Restaurant in der Toskana, in dem es keine Crostini auf der Karte gibt).“ Der Kellner überlegte. „Hm, ja doch, na ja, doch, doch, die kann ich ihnen schon machen.“ So bestellten wir Crostini Toscani und Fisch und Fleisch als Hauptgerichte. Wer kennt nun die Erfahrung nicht, wie es ist, wenn man richtig Hunger hat und dabei richtig lange warten muss? Dieses Lokal entlockte uns eine ordentliche Portion an Geduld. Es schien gerade so zu sein, dass wir richtig auf die Probe gestellt wurden, wie lange wir wohl auszuharren in der Lage wären, bevor wir platzten, obwohl das Lokal wie bereits berichtet fast leer war. Ich war überzeugt, dass der Kellner gleichzeitig Koch war, sonst war das nicht möglich.

Nach einer halben Stunde kamen die Crostini, vier mickrige Brötchen. „Fest kauen“, warf mein Schwiegerpapi ein, „damit stillen wir den Hunger.“ Mit dem festen Kauen war es nichts, denn im Nu waren die vier Brötchen verschlungen. Also bestellten wir nochmals vier Brötchen und warteten wieder so lange. Nach langer Zeit des Ausharrens kamen nun endlich die Hauptgerichte. Christine erhielt einen riesengroßen Teller, in der Mitte befanden sich 3 kleine Fleischstückchen in Pfeffersoße, verziert war der Teller mit ganz dünn aufgeschnittenen Tomatenscheiben. Nachdem sie dreimal die Gabel zum Mund führte, war der Teller leer und ihr Hunger noch größer. „Iss einfach mehr Brot aus dem Korb“ meinte ihr Vater. Dann kam mein in höchsten Tönen gelobter Fisch mit garniertem Gemüse. Der Fisch war derart salzig und trocken, dass ich nur einen Bissen runterbrachte. Ich ließ ihn zurückschicken und mir das einigermaßen schmeckende Fleisch meines Schwiegervaters bringen. Damit noch nicht genug. Die Spitze des Reinfalls war nämlich die Rechnung. Im „Cavaiolo“ hätten wir um dieses Geld mindestens zwei Mal gegessen. Da wir aber bereits einen Liter Rotwein und jeweils einen Limoncello eingegossen hatten, legten wir auf die fette Rechnung ein fettes Trinkgeld darauf und richteten einen freundlichen Gruß an die Küche und den Service. Der einzige Vorteil dieses Abends war schließlich, dass wir nach zwei Schritten in unser Bett fallen konnten und froh waren, wieder in unsere Heimat zurückgekehrt zu sein.

Ein kleiner Mann kämpft sich durch

Im Juli besuchte Fabian eine in unserem Dorf organisierte Sommerschule, um sich behutsam und schrittweise an die italienische Sprache herantasten zu können. Innig fieberten wir nach der dreimonatigen Sommerpause dem ersten Schultag von Fabian an seiner neuen italienischen Schule entgegen. Als wahrliche Plage stellte sich dabei die italienische Bürokratie in den Weg, die uns die Besorgung einer Vielzahl, zum Teil ziemlich unnötiger Papiere abverlangte. Weiters hatten wir Schulkleidung zu besorgen, welche alle Kinder in der Grundschule in Italien ganz nach dem Stile eines englischen Internats zu tragen hatten. Etwas bange wurde es mir und meiner Frau dann doch, als sich der erste Schultag näherte. Wie würde es ihm ergehen? Würde er es schaffen mit der Sprache? Würde er Freunde finden in seiner Klasse? Würde ihm die Schule gefallen oder würde er vom Heimweh nach seinen ehemaligen Freunden und seiner ehemaligen Schule geplagt? Fragen über Fragen stellten wir uns, viel zu viele, wie sich bald herausstellen würde.

Der erste Schultag war eine Inszenierung, wie sie in dieser Art wohl nur in Italien ablief. Ein wahrliches Theater. Eltern, Großeltern, Onkel und Tanten, eine dicke Traube an Familienangehörigen fanden sich um neun Uhr früh im Schulhof ein, um ihren Sprösslingen alles Gute zum Schulstart zu wünschen. Das gab ein Gegröle und Gejaule ab, dass man sich die Ohren zuhalten musste, um nicht leichtfertig einen Tinnitus zu riskieren. Und Küsse gab es, hunderte von Küssen für einige Kinder, die gerade mal ein Schuljahr begannen, und nicht etwa für einige Jahre Abschied von ihrer Familie nehmen mussten. Und wir, Christine, Fabian und ich standen da mitten drin und übernahmen die Rolle der Zuseher, waren beeindruckt von italienischen Übertreibungskünsten und fanden die ganze Szenerie äußerst amüsant.

Das Beste aber sollte noch kommen: die ganze Szene wiederholte sich um zwölf Uhr, nachdem sich die Kinder also durch den ersten Schultag gekämpft hatten. Wieder waren Eltern, Großeltern, Onkel, Tanten und Großonkel und Großtanten anwesend, um ihre Kinder zu loben, sie mit Engeln gleichzustellen und sie mit Jubel zu bedecken, dass das eine und das andere Kind wohl dem Ersticken nahe war. Küsse flogen wieder wie Tennisbälle kreuz und quer durch die Luft und mittendrin entdeckten wir dann unseren Fabian. „Hallo Kumpel“ rief ich ihm zu, „wie war’s?“ „Super, Papi, die Schule ist echt cool. Weißt du, die dürfen Computerspiele mit in die Schule nehmen.“

Das also war die erste Beurteilung Fabians der neuen Schule: man durfte hier Computerspiele mitnehmen. Ihm war nämlich der Zeitvertreib mit Computerspielen strikt untersagt, und umso cooler fand er natürlich Freunde und Orte, an denen Computerspiele erlaubt waren. Trotzdem, und das war das Wichtigste, er war guter Dinge. Und das veränderte sich nicht an den folgenden Tagen und im Laufe des gesamten Schuljahres und Christine und ich hatten eine Sorge weniger.

Kinder haben in Italien einen unantastbar hohen Stellenwert. Sie sind die Chefs in der Familie, sie sitzen auf dem Thron. Haben sie Schnupfen oder leichten Husten, ist die Mamma außer sich, der Mann kommt von der Arbeit heim, gemeinsam rennt man zum Dottore. Kinder dürfen alles; wird Klein-Edoardo von einem aus heiterem Himmel kommenden Wutanfall ergriffen, wäre es ein erzieherisches Vergehen seitens seiner Eltern, ihn zurechtzuweisen und ihm seine Grenzen aufzuzeigen. Würde man als Außenstehender selbst die Initiative ergreifen, hätte man wohl das letzte Mal mit den Eltern von Klein-Edoardo gesprochen.

Des übertriebenen Rituals um die Kinder wurden wir auch in der Schule gewahr. Es war beispielsweise Pflicht, das Kind in die Schule zu bringen und es persönlich seiner Lehrerin zu

übergeben. Dabei spielte es keine Rolle, ob es sechs oder zehn Jahre war und es spielte überdies keine Rolle, dass wir bei Paolo, also genau gegenüber der Schule, unser Nest aufgeschlagen hatten. Wir erklärten dem Schulgremium des weiteren, dass er bereits ein Schuljahr zuvor in unserer ehemaligen Heimat allein von der Schule nach Hause gekommen war, da wir unseren Sohn von klein auf selbstständig und verantwortungsbewusst erziehen wollten und dies für uns ein Rückschritt war. Die Lehrer schauten uns verständnislos an, man ließ uns Verantwortungslosigkeit unserem Sohn gegenüber spüren. Also wurden wir von der höheren Instanz gezwungen, uns wohl oder übel den Gesetzen der Schule zu beugen, und Fabian nicht nur persönlich in die Schule zu bringen, sondern ihn auch persönlich wieder abzuholen.

Die Schule endete um sechzehn Uhr. Während Christine oder ich mich also um 15.55 Uhr vor die Schule stellten, tummelte sich der Großteil der Eltern bereits um 15.30 Uhr vor dem Schulgebäude, um ihre Lieben abzuholen. Und jede tägliche Begrüßung gestaltete sich derart, als ob Maria, Chiara, Gaia, Emile und Luca aus einem zweimonatigen Urlaub wieder nach Hause kamen.

Einmal wurde ich von einer hohen Dorfpersönlichkeit begleitet, den Fabian abzuholen: von Paolo. Und als wir so genüsslich in Alltagsplaudereien verwickelt an der Wand lehnten und das Läuten der Schulglocke abwarteten, streifte ein Schuldiener im Schulhof mit dem Besen seine Runden. Es war ein grauer, hagerer, klein gewachsener unauffälliger Mittsechziger mit hochrotem Kopf, dem ich immer wieder mal im Dorf begegnet bin, vor allem in den Bars, und der mit seinem uralten bordeauxroten Ford Escort wohl zum Inventar des Dorfes zählte.

Er hatte ein auffälliges Erkennungszeichen: obwohl er in alte, um nicht zu sagen schäbige Klamotten gekleidet war, trug er täglich eine violette Krawatte. Es schien immer dieselbe zu sein. „Was ist denn das für ein Original“, fragte ich Paolo. „Ah, das ist der Krawattenmann. Das gesamte Dorf ist überzeugt, dass er mit seiner Krawatte auch zu Bett geht.“ In seinem Arbeitseifer wurde der Krawattenmann von einem anderem Schuldiener unterbrochen, einem dunklen mittelgroßen, etwas mitgenommen aussehenden Mann mit einer ziemlich zerbeulten Nase, und Paolo sah sich verpflichtet, mir auch zu jener etwas eigenartigen Person eine tragisch-witzige Geschichte zu erzählen: „Das ist Giuseppe, ein armer Teufel. Er haut immer wieder mal ab und kein Mensch – nicht mal seine Familie – weiß, wo er sich befindet. Vor Jahren wollte er sich umbringen. Er nahm sein Järgergewehr, setzte es unter seinem Kinn an und wollte sich so von unten durch den Kopf schießen. Und stell dir vor, als er abdrückte, kippte das Gewehr nach vorne und anstatt sich durch den Kopf zu schießen, schoss er sich durch seine Nase. Die war dann alle. Und so brachten sie ihn ins Krankenhaus und man operierte ihm eine neue Nase auf seinen Kopf.“ Ich wusste in der Tat nicht, ob ich erschüttert sein sollte oder ob mir zum Lachen zumute war, als mich Paolo mit seinen großen hervorstehenden Augen fragend anschaute, um meine Meinung zu diesem armen Teufel zu hören. Vor allem die Art und Weise, wie Paolo es erzählte brachte mich dazu, dass ich beinahe in die Hose pinkelte. Da er mich ziemlich ernst anschaute, zerriss ich mich und meinte: „Eine Katastrophe!“ „Ja, das sage ich auch immer, eine Katastrophe.“

Als Fabian aus der Schule kam, nahm ich ihn bei der Hand und lief nach Hause, direkt ins Badezimmer, riss meine Hose runter und musste einfach nur ganz dringend pinkeln.

Das Erlernen der so melodischen italienischen Sprache gestaltete sich bei Fabian schwieriger als erwartet. Zwar schloss er sehr geschwind Freundschaft mit vielen gleichaltrigen, älteren und jüngeren Mädels und Jungs, wie der fünfjährigen Gaia, den Geschwistern Nicola, Benjamin und Rosa, dem eineinhalbjährigen Damiano und seinem siebenjährigen Bruder Leonardo sowie dem elfjährigen

Jungfußballstar Enrico mit seinem vierzehnjährigen Kollegen Ferdinando; die Dialoge der Kinder untereinander schienen aber sehr einseitig zu verlaufen, denn Fabian lernte vor allem zwei Bausteine der italienischen Sprache, diese aber – mit Respekt – in letzter Perfektion: die Fußballsprache und das berühmt, berüchtigte, kulturell tief verankerte italienische Fluchen.

Nun, gegen die Fußballsprache an sich hatte ich nichts einzuwenden, zumal Fußball in Italien den höheren Stellenwert als der Papst, Eros Ramazzotti und das tägliche Brot zusammen hatte und deshalb in jedem Geschäft, jedem Amt, bei jeder Konversation und überall von höchster Bedeutung war. Überdies würde sich die früh erlernte Fußballsprache als äußerst hilfreich für den eindeutig definierten Berufswunsch von Fabian erweisen, nämlich Stürmer des Mailänder Fußball-Traditionsclubs AC Milan zu werden. Schön, denn finanzielle Sorgen würde er dabei nie haben.

Äußerst erschrocken musste ich aber Fabians Jargon zur Kenntnis nehmen, als ich mit ihm auf dem Parkplatz von Paolo den Ball hin und her kickte und wir ein Match gegeneinander mit Toren und Gewinner und Verlierer machten. Als er nämlich gelegentlich am Tor vorbeischoß, den Ball komplett nicht traf oder in eine verkehrte Richtung verhaute, sprudelten aus dem zierlichen Körperchen mit dem geschmeidigen Mündchen italienische Fluchworte hervor, die von Ezio nicht hätten besser ausformuliert werden können.

Da hatte ich nun alle Erziehungsregister zu ziehen, um meinem Sohnmann beizubringen, dass das nun nicht die feine englische Art war. Denn man wollte sich ja schließlich als Eltern in seinem sozialen Umfeld profilieren, welch wohlgezogenen und gebildeten Sohn man da in der Lage war „heranzuzüchten.“ Die an mich gestellte Mindestanforderung an Erziehungsmaßnahme war es also, meinen Sohn an die Ohren zu ziehen, und ihm in tiefer, dominant, patriarchalischer Stimme zu befehlen, dass ich diese Worte niemals mehr wieder hören möchte. Da kam ich dann aber in arge Not, als mich Fabian in seiner aufbrausenden, lauten und kräftigen Art anbrüllte, er habe dieselben schlimmen Worte schon mehrmals aus meinem Mund kommen hören.

„Das stimmt nicht“, konnte ich ihm nun jetzt keinesfalls antworten, da er durchaus recht hatte. Zu sagen, „Erwachsene dürfen das manchmal“ war mir zu billig und zu dumm. blieb also nichts anderes übrig, als mich reuig zu zeigen. „Lieber Fabian“, gab ich mich also ganz klein, „du hast recht. Auch ich sage diese schlimmen Worte manchmal. Und das ist nicht rechtens. Weis mich also immer, wenn du so ein schlimmes Wort von mir hörst, darauf hin, dass ich das nicht sagen darf, und ich werde mich dann dafür entschuldigen!“ „Okay, Papi, das geht schon gut. Du bist ja eh ein cooler Typ“, hörte ich als Antwort, während mir Fabian aufmunternd mit seiner linken Hand auf den Kopf klopfte, was er immer machte, wenn er sich mit mir freute oder mich zu trösten versuchte. In diesem Moment wusste ich nicht recht, wer hier Vater und wer hier Sohn war, genoss es aber, still in mich hinein zu schmunzeln, glücklich darüber zu sein, so einen Prachtkerl als Sohn zu haben und nicht zuletzt etwas stolz auf mich selbst zu sein, richtig und ehrlich ihm gegenüber reagiert zu haben.

Um aber das richtige Beziehungsverhältnis zu meinem Sohn wiederherzustellen, forderte ich ihn auf, sich zu entschuldigen, was er ohne weitere Widerrede auch tat. „Entschuldige, Papi. Ich werde versuchen, diese schlimmen Worte vor dir nicht mehr zu sagen.“ „Nein, lieber Freund, das ist mir zu wenig. Du wirst diese Ausdrucksweisen nicht nur vor mir nicht mehr benutzen, sondern sie aus deinem Sprachgebrauch gänzlich streichen.“ „Okay, Papi, ich werde mein Bestes geben. Aber jetzt spielen wir Fußball weiter“, und schon dribbelte er den Ball ins Tor und rief begeistert: „Gol, gol (was soviel heißt wie „Tor, Tor“), sechs zu vier für mich.“ Ich konzentrierte mich also wieder darauf, meinen Rückstand aufzuholen.

Die Partie stand zehn zu acht, als uns Christine zum Abendessen rief. „Essen ist fertig, Anmarsch“, so warf uns Christine lautstark den Befehl von der Terrasse herunter und ich zwinkerte Fabian sofort zu: „Du, dem Befehl leisten wir lieber sofort Folge und spielen danach weiter, ansonsten schimpft uns unsere Mami. Denn du weißt ja, sie wird gleich etwas unangenehm, wenn wir beim Essensruf nicht sofort stramm vor ihr stehen. Und wenn sie die Drohung irgendwann mal wahr macht, sie würde uns nie mehr zum Essen machen, wenn wir nicht pünktlich zu Tisch erscheinen, stehen wir beide ziemlich dumm da.“ Fabian erkannte die Ernsthaftigkeit der Situation und rief mir mit keck zu: „Papi, wenn sie uns schimpft, gebrauch ich meine Fluchworte!“ „Du, untersteh dich“, sprach ich und zwickte ihm kumpelhaft an die Nase, während wir im nächsten Moment schon stramm vor unserer Mami standen, die fröhlich darüber zu sein schien, mit ihren Erziehungsmethoden bei ihren beiden Männern Erfolg zu haben.

An einem Samstag der ersten Schulwoche saßen wir wie immer gegen neun Uhr morgens am Frühstückstisch. Ich war gerade noch auf der Suche nach meiner morgendlichen Orientierung, schlürfte meinen koffeinfreien löslichen Kaffee von Lidl Italia und öffnete ein süßes Brioche von Ferrero, da bat mich Christine, ob sie sich das Auto borgen könnte, um mit Fabian einen Trip ans Meer zu machen. Die Folge war, dass ich mit dem Fahrrad zur Arbeit am Haus fahren dürfte. „Na gut“ stimmte ich zu, „ausnahmsweise. Sollten nach der Arbeit meine Kräfte soweit dahinschwinden, dass ich es nicht mehr schaffe, nach Hause zu radeln, lass bitte deinen Handy eingeschaltet; denn das Rote Kreuz funktioniert hier nicht so gut wie in unserer ehemaligen Heimat. Und noch eine Bitte hätte ich, du weißt, die Kosten für die Renovierung zwingen uns, die Euros straff zusammenzuhalten. Halt dich also mit dem Kauf von Rolex-Uhren, grünen Smaragden, Hosen, Höschen und Bionicles für den Fabian etwas zurück.“ Grimmig schaute mich meine liebe Frau an und meinte, sie sei ja eh so sparsam und sie kaufe sowieso nur mehr ganz wenig ein, was wir nicht unbedingt bräuchten.

So konnte ich also beruhigt zur Arbeit fahren, schaffte es nach einigen Stunden Arbeit mit dem elektrischen Hammer gerade noch, lebendig und ohne Herzattacke um die Mittagszeit nach Hause zurück zu radeln und bekam vom hocheufreuten und sich kaum im Zaum haltenden Fabian in spektakulärer Weise sein nagelneues, schwarzes, wildes Fahrrad „Black Power“ sowie seine schwarz-gelbe Schnorchel-Taucherbrille präsentiert. Meine liebe Frau Christine schaute mich verstohlen an und flüsterte mir zu: „Für die erste Schulwoche, weißt du.“ „Ja, natürlich, ich weiß“, flüsterte ich zurück.

Um alles richtig zu machen, hatte ich nun die schwierige Aufgabe, mich einerseits mit meinem Sohn heftig zu freuen und andererseits zumindest ein klein wenig echten Missmut meiner Frau gegenüber zum Ausdruck zu bringen. Um es mir leichter zu machen, entschied ich, die Euros einfach Euros sein zu lassen und mich mit meinem Sohn, der sich schon seit Längerem ein neues wildes Fahrrad gewünscht hatte, zu freuen. Er drehte um mich herum einige Runden, Leon jaulte und jubilierte in die Welt hinaus und Christine war beruhigt, dass ich die Freude mit Fabian teilte.

Mein extrovertierter Sohn tat nichts lieber, als seine neuen Geschenke anderen vorzuführen. Etwas überrascht war ich dann aber doch, als ich am Abend Fabian mit seinem neuen Fahrrad und seiner Schnorchel-Taucherbrille am Kopf auf der falschen Straßenseite zum Dorfplatz wie einen Ausreißer einer Etappe in der Tour de France schreiend, pfeifend und keuchend daher rauschen sah, verfolgt von Leon, der bellend mit ihm um die Wette lief. Er sah aus wie ein Außerirdischer, der das Dorf verunsicherte.

Felice und Laurenzia vom Lebensmittelgeschäft unterbrachen ihr intensives Geplauder mit Maria, die in ihren Stühlen sitzenden Dorfältesten wurden anständig wachgerüttelt, der Dorfpolizist stolperte beinahe über den Randstein. Und kaum fanden alle wieder zurück zu sich selbst, war der Außerirdische wieder schreiend verschwunden, Leon hinterher, und zwar beide gleich schnell, wie sie aus dem Nichts aufgetaucht waren. Dann kehrte wieder die Ruhe nach dem Sturm ein, es war wie ein Orkan, der den Dorfplatz nur gestreift hatte. „Die glauben sicher alle, mein Sohn und überhaupt ich und die ganze Familie wären wohl komplett übergeschnappt“, war mein erstes, etwas ärgerliches Gedankengut, das mich heimsuchte. Das zweite war aber, dass unser Fabian manchmal so durchgeknallt ist, dass es schon wieder richtig gut war.

Laurenzia, Felice und Maria und der Dorfpolizist schauten sich an und fanden die Szene äußerst spaßig, während das älteste Semester nur ein verständnisloses Kopfschütteln übrig hatte. „Dein Sohn ist der Hit, der ist einfach nur komisch und rüttelt die Leute hier im verschlafenen Dorf so richtig wach. Da kannst du stolz darauf sein“, meinte Felice, während die beiden anderen ihm begeistert zustimmten und wir alle unser Lachen nicht mehr verdrücken konnten. Als ich nach Hause zurückkehrte, musste ich allerdings meinen väterlichen Pflichten nachkommen, ihn zurechtweisen und ihn an den Ohren ziehen. Diese lästige väterliche Pflichtzeremonie hinter mich bringend, konnte ich mich nicht mehr zurückhalten, meinen zum Weinen gekommenen Sohn in die Arme zu nehmen und ihn fest an mich zu drücken. Und mir war ganz wohlig zumute, den zarten warmen Körper meines Sohnes mit beiden Händen zu umarmen und sein Herz von der Anstrengung seines Black Power Schnorchel Taucherbrillen – Vorführungsprojektes in Halbsekundentakt dahin raste.

Beim Schlafengehen anschließend vollzogen wir mit Fabian unser tägliches abendliches Ritual. Besonders hier in unserer neuen Heimat sollte es uns besondere Kraft geben. Wir beteten gemeinsam das „Vater unser im Himmel“ und nach dem Gebet bedankte sich jeder einzelne von uns für die Dinge, die ihm oder uns gemeinsam am Tag widerfahren waren und die ihm Freude bereitet hatten. Schon vor dem Gebet bat mich Fabian in seiner energischen Art, bei der immer - seiner Inbrunst wegen - eine dicke Ader am Hals hervorstand: „Gell, Papi, für das Fahrrad bedanke ich mich beim lieben Gott. Nicht, dass du mir das wegnimmst.“ „Ok, Fabian, selbstverständlich darfst du das sagen.“

Und so bedankten wir uns alle beim lieben Gott, so wie wir ihn verstehen, für die Gaben und schönen Dinge dieses Tages. Und Fabian sagte ganz stolz: „Danke, lieber Gott, dass die die Mami mir heute ein neues Radl gekauft hat und dass der Papi nicht geschimpft hat.“ Nach unseren Danksagungen folgte unser zum Ritual gewordener „Gute Nacht-Spruch“, bei dem immer jeder einen Satz sagte: „Have a nice dream. I love you. A Kiss.“ Darauf gab es einen dicken Kuss, eine ganz feste Umarmung auf den der Abschluss folgte: Ich: „Ski.“ Er: „Heil!“ „Ski. Heil! Ski. Heil!“ Und endlich wurde das Licht ausgeschaltet, während entweder Christine oder ich, an einem Tag sie, am anderen Tag ich, noch einige Minuten mit Fabian im Bett lagen. Diesen Abend war Christine dran, und ich schaltete das Licht aus. Und so neigte sich ein weiterer schöner Tag in der Toskana seinem Ende zu und wehte der dunklen Nacht entgegen.

Blaugoldener Herbst

Der Sommer zog in den September hinein, die Tage wurden spürbar kürzer, der Herbst klopfte an.

Ewig lange diskutierten Ezio und ich die Organisation der Arbeit für die Verfüzung der Steine an der Außenfassade unseres Rusticos. „Die Verfüzung ist eine sehr kostspielige Arbeit. Um dir Geld zu sparen, könntest du das selbst machen.“ „Da musst du es mir aber zeigen. Und zudem müssten mir dabei schon ein, zwei Leute unter die Arme greifen. Alleine sehe ich mich nämlich nicht darüber hinaus, die gesamte Außenfassade zu verfügen. Kennst du jemanden oder soll vielleicht ich mich mal umsehen?“ „Das lass nur mich machen! Übermorgen hab ich schon einen fleißigen Bursch an der Hand.“

Nach zwei Wochen fragte ich Ezio, was es nun mit seinem fleißigen Bursch auf sich habe, den er mir versprochen hatte. „Morgen kommt Edoardo. Es ist ihm was Dringendes dazwischengekommen, morgen aber ist er ganz gewiss da.“ Nach weiteren zwei Wochen tauchte in der Tat Edoardo auf. Er war ein schwarzhaariger, kleiner, etwas molliger neunundzwanzigjähriger junger Mann, der in den Ohren, am Hals und an Armen und Fingern mit Gold geschmückt war und in seiner Gesamtanmutung einem fünfundvierzigjährigen Mächtgern-Cowboy ähnlich sah. Bevor der Verfüzung endlich der Startschuss gewährt werden sollte, wollte Ezio, dass Edoardo ihm zwei Tage für das Gießen der Unterböden Aushilfe leistete. Das machte er dann auch, am dritten Tag aber kehrte unsere Aushilfskraft uns still und leise aus bis heute noch unerklärten Gründen den Rücken, ohne auch nur ein Wort an wenigstens eine Person zu richten.

„Ich habe gute Kontakte zu vielen Personen meiner ehemaligen Heimat. Da könnte ich sicher jemanden finden, der mich bei dieser Arbeit unterstützen könnte“, meinte ich etwas bekümmert und etwas enttäuscht über die Auswahl von Ezio. „Sorge dich nicht, das mach ich schon.“ Das sagte Ezio sehr oft, „sorge dich nicht“; da hatte ich mit der Zeit gelernt, doppelt achtzugeben. Denn genau wenn er das gesagt hatte, wusste er meist nicht mehr weiter. „Überdies“, fügte er scheinbar tröstend hinzu, „müssen wir sowieso noch den Mörtel bestellen, und darauf warten wir mindestens zwei Wochen.“ „Das meinst du aber nicht ernst. Ich dachte, der Mörtel wäre schon längst da!“ Und wieder: „Mach dir nur keine Sorgen, ich werde das Material übermorgen bestellen.“ „Wie, was, übermorgen. Das meinst du doch nicht ernst.“ „Du hältst mich dauernd bei der Arbeit auf. Komm lass mich jetzt arbeiten“, war sein Kommentar. Das hielt er mir dann immer vor, wenn’s wirklich brenzlich wurde für ihn und er keinen Ausweg mehr fand.

Organisationsgenie war Ezio durchaus keines. Zuerst wollte er Leute suchen, und dann erst den Mörtel bestellen, auf den man zwei Wochen zu warten hatte; und die Bestellung wollte er gemächlich in einigen Tagen machen, obwohl wir nun schon seit eineinhalb Monaten über den Beginn dieser Arbeit sprachen. Ezio war ein Chaot, der recht schnell beleidigt war, wenn man ihn wiederholt auf frischer Tat ertappte. Also nahm ich die Bestellung selber in die Hand. „Und wenn in zwei Wochen keine Person da ist, die mir bei der Verfüzung hilft, organisiere ich mir die Person auch selbst“, wütete ich ihn an. Während wir, oder besser gesagt ich, die Anlieferung des Mörtels abwartete, beobachtete ich, dass es Ezio plötzlich etwas eilig hatte, an der Außenfassade den Stein abzusanden, damit er sauber wurde; ebenso zügig ging die Arbeit um die Fenster und Balkontüren an der Außenfassade voran, Zementstreifen für deren Verkleidung anzubringen. „Dieser Schlawiner“, dachte ich, „das sind ja alles Arbeiten, die er sowieso vor der Verfüzung der Steine hätte erledigen müssen.“

Als dann endlich der Mörtel angeliefert wurde, erschien tatsächlich ein Hilfsarbeiter Ezios, der auf den Namen Roque hörte: ein kleiner, lustig, aber etwas zugekifft dreinschauender, rabenschwarzer kolumbianischer Junge mit einem langen Pferdeschwanz, dessen Haarspitzen mit seinen Po beretis in Kontakt standen. Und Ezio also schlüpfte in die Rolle des Lehrers und zeigte uns beiden, dem kolumbianischen Jungen und mir, wie die Arbeit zur Verfügung der Steine auszuführen war. Aufmerksam verfolgten wir die Handbewegungen von Ezio. Mit einer kleinen und spitzigen, spezifisch für diese Arbeit zu verwendenden Maurerkelle musste man in einer Art Tennis-Rückhand-Schlag den Mörtel zwischen die Steine schleudern, damit er in die teilweise tiefen Fugen eindringen konnte und nicht abfiel. Zuerst versuchte sich Roque an der Arbeit, dann ich. Als wir den Mörtel mit der Kelle behutsam aus dem Eimer holten, ausholten, und ihn an die Wand klatschten, verfehlte er jedesmal sein Ziel, landete statt in der Fuge auf dem Stein, fiel ab auf den Boden und hinterließ auf dem Stein einen Fleck – eben genau so, wie man beim Tennis den Ball nicht nur ins Aus schlägt, sondern weit über den Zaun ballert.

Roque hatte plötzlich starke Kopfschmerzen, er musste dringend nach Hause. Wir sahen ihn dann – gleich wie Edoardo – nie mehr wieder an unserer theatralischen Baustelle. „Das habe ich mir schon gedacht“, schmunzelte Ezio - sich an mich wendend - vor sich hin, „für diese Arbeit braucht man Übung, in der Regel mindestens zwei bis drei Jahre.“ Ich hätte ihn anspringen können. „Das sagst du mir jetzt.“ „Mach dir bloß keine Sorgen...!“ „Das kann doch nicht wahr sein.“ Ich kehrte ihm den Rücken, und zur Baustelle kehrte ich erst nach zwei Tagen wieder zurück. Da war ein gelernter Maurer am Werk, der es einwandfrei beherrschte, die Rückhandschläge mit Mörtel exakt in die dafür vorgesehenen Maueröffnungen zu schleudern.

Da ich mit Ezio schon Monate zuvor vereinbart hatte, dass ich persönlich die Verhandlungen über das Honorar führte, sprach ich den Maurer diesbezüglich an. „Ich mach das mit Ezio“, war seine Antwort. „Ezio spielt die Entlohnung betreffend keine Rolle, das müssen Sie mit mir besprechen.“ In diesem Moment bat mich Ezio um ein fünfminütiges Gespräch. Und ich ahnte Schlimmes, denn wenn er mich hinter das Haus an eine bestimmte Stelle bat, führten wir niemals romantische Zweiergespräche.

„Was glaubst du eigentlich wer du bist“, schoss er in seiner bekannt respektlosen Manier los. „Ich mach nichts anderes, als dauernd für dich Leute zu organisieren, die dir dann nicht passen. Und jetzt verhältst du dich hinter meinem Rücken noch falsch, und sagst, ich spiele keine Rolle.“ Und dann fügte er noch seinen Standardsatz hinzu, den ich in der gesamten Bauzeit einige Male zu hören bekam: „Weißt du was, ich hab Besseres zu tun, als mich mit dir zu ärgern. Du bist unzufrieden mit mir, ich pack meine Sachen und vertschüsse mich von hier.“

Nun, ich wusste zum wiederholten Male wieder nicht, wie ich dreinschauen sollte. Er komponierte aus Vereinbarungen und Bauplänen einen Brei an Missverständnissen, wälzte jede Schuld von sich ab, war beleidigt und drohte mit dem Abbruch der Arbeit. Ich warf ihn, wie immer, ähnlich heftig alle Sachen an den Kopf, namentlich seine Respektlosigkeit mir gegenüber. Dann schaute er mich – wie immer - mit seinen Bernhardineraugen reuig an und fragte sanft, leise und erkundend: „Bin ich wirklich so schrecklich?“ „Ja, das bist du.“ „Dann entschuldige, du hast wohl recht!“ Und beide mussten wir wieder lachen und wir fielen uns – wie immer - wieder in die Arme.

Am nächsten Tag begrüßte er mich sichtlich ironisch mit „Hallo, Lieber, wie geht es dir?“, um mich vor den anderen als sensibles zickiges Persönchen hinzustellen, das intensiv damit beschäftigt ist, jede auch noch so kleine Respektlosigkeit ihm gegenüber sofort aufzuspüren und anzusprechen. Ich hätte ihm die Malta in sein Gesicht schmieren können, antwortete aber gleich süßlich: „Ja wie geht

es denn meinem lieben launischen Teddybär?“ Das fanden dann auch die anderen lustig, denn sie kannten unseren Teddybär ja reichlich aus persönlichen Erfahrungen. Und so begrüßten wir alle heiter den neuen Arbeitstag in der herbstlichen Morgenluft.

Trotz alledem, trotz der Versöhnungen nach den Streitereien gestaltete sich meine Beziehung zu Ezio auch mehr und mehr in herbstlich-winterlichen Tönen. Trotz meiner Anstrengungen, die Beziehung mit ihm als Übung für mein Leben zu sehen und aus ihr zu lernen, wurde meine Unsicherheit immer größer. Die Baustelle war in der Tat eine Divina Commedia, aber auch mit ihren Nachteilen. Das Gezanke machte müde, zudem war in sechs Monaten Arbeit an Papaqua sehr wenig Fortschritt zu erkennen. In diesem Rhythmus hätten wir noch ewig lange auf eine Dusche in unserem neuen Haus gewartet.

Ich drängte Ezio, einen Vertrag zu unterschreiben, an einem bestimmten Datum die Arbeiten am Haus abgeschlossen zu haben. Dies war im Bausektor ein übliches Prinzip. Für den kreativen Künstler Ezio aber undenkbar. Ob ich ihn in die Nervenklinik bringen möchte, war sein Kommentar. Die Trennung von Ezio tat weh, aber es musste sein. Schließlich wollten wir irgendwann in Papaqua einziehen.

Zudem beendete ich auch die Zusammenarbeit mit dem Geometer Vittorio. Dieser hatte in fünf Monaten nicht mal eine Baugenehmigung eingeholt. Ich riskierte damit die Schließung der Baustelle für einige Jahre und eine Strafe im hohen fünfstelligen Euro-Bereich. All dies erfuhr ich von Marco, einem sehr engagierten und fähigen Ingenieur, den ich mit der Projektierung und der Baustellenleitung beauftragte.

Da wir spürten, dass die Heizung nicht in der Lage war, unsere Mietwohnung zu wärmen, zogen wir bei Paolo aus und in eine andere, gemütliche Mietwohnung um. Diese war zwar schön und im Stile eines Landhauses eingerichtet, aber von den Besitzern, von Miro und Laura selbst renoviert worden. Und dies hatte seine Folgen. Die Wohnung wurde nach der ersten herbstlichen Feuchtigkeit von einer Schimmelpilzplage heimgesucht, die sich hartnäckig und vehement bis zu unserem Einzug in Papaqua gegen jegliche Vernichtungsattacken wehrte. Sobald das Wetter umschlug, durften wir aus dem kleinen Bad während unseres Abendessens den angenehmen Duft der Klärgrube riechen. Schimmel- und Klärgrubengeruch zusammen ließen versetzten unsere Riechorgane nicht gerade in Jubelorgien. Christine kam gar nicht nach, Räucherstäbchen, Duftlampen und -kerzen anzuzünden. Kühlschranks und Waschmaschine funktionierten nur teilweise, die Wäsche in der Wohnung trocknete nicht. Christine musste sie ins Freie stellen, und dort trocknete sie noch weniger. Also liefen wir Armen manchmal in leicht feuchten Klamotten rum.

Einmal kam Christine nach ihrem täglichen Spaziergang mit Leon bei der Haustür unserer neuen Wohnung eilig hereingelaufen. „Kommt mal alle mit, ich zeig euch was!“ Wir eilten dem an unserer neuen Mietwohnung vorbei verlaufenden Weg einige Schritte entlang. „Was glaubt ihr, was das ist!“ Sie zeigte auf eine zwanzig Meter entfernte, alte, rostige, dem Verfall preisgegebene Baracke, die hinter wirrem Geäst von Bäumen und Sträuchern hervor lugte. Was weiß denn ich, was das sein soll. Eine Baracke, und nichts weiter. „Dann kommt mal mit!“ Wir stiegen einen engen, steil abfallenden Steig einige Meter hinunter, über eine morsche kleine Brücke drüber und waren angekommen. Ich glaubte meinen Augen nicht. Es war die Werkstatt von Salvatore, dem Tischler. Ich musste lachen, und Salvatore selbst auch, als er uns von weitem schon heran stapfen sah. Christine stellte stolz und triumphierend ihren Oberkörper aufrecht und hochgestreckt vor mich hin und meinte: „Na, was sagst du nun, was ich alles entdeckte!“ „Genial, tatsächlich!“

Da wir also unmittelbare Nachbarn geworden waren, besuchte ich von da an immer wieder mal Salvatore, vor allem wenn die Notwendigkeit bestand, aus BLITZ und DONNER auszusteigen. Denn bei Salvatore gab es immer etwas zu lachen.

Der Herbst stellte unsere Familie in der Tat auf eine harte Probe. Zwar sehnten wir uns manchmal zurück in die Wohnung unserer ehemaligen Heimat mit Kaminofen und funktionierendem Haushalt, nie aber zweifelten wir ernsthaft an unserer Entscheidung, in der Toskana unser weiteres Leben zu verbringen. Es gab ja auch viele schöne Dinge, die der Herbst mit sich brachte.

Mit Marco verwandelte sich die Divina Commedia in eine seriöse funktionierende Baustelle deutsch-preußischer Art. Er spornte Carlo an, seine Arbeit am Dach zu beschleunigen. Und tatsächlich, Carlo arbeitete plötzlich mit sechs Mann am Dach und Ende Oktober konnten wir die Fertigstellung des Daches feiern. Ich war äußerst erleichtert, zumal auch der Regen Nässe und Feuchtigkeit in alle Stockwerke brachte und dem Haus dadurch nicht unerheblichen Schaden zufügte.

Marco riet mir, mit Carlo das gesamte Haus fertigzustellen, was ich dann auch machte. Er erhielt den Auftrag für die Verfassung der Außenfassade, die Fertigstellung des Innenbereiches und die Maurerarbeiten der gesamten Außengestaltung um das Anwesen herum.

Obwohl an eine Fertigstellung von Papaqua noch gar nicht zu denken war, zogen wir im Frühherbst bereits mit einem Fuß um. Wir bauten nämlich unter den an unser Haus angrenzenden Oliven- und Feigenbäumen unser kleines Zelt auf. Eine Zeile wildromantischer Weinreben schlich sich durch die Olivenbäume und berührte beinahe unser Zelt, drei hohe Zypressen in Sichtweite winkten herüber, wenn sie von einer Windbrise gestreift wurden. Ein billiger aufklappbarer Campingstuhl fand daneben Platz, zwei Hängematten befestigten wir an den Olivenbäumen. Im Zelt lagerten wir Decken und Polster, um es uns kuschelig zu machen an unserem wohlig-idyllischen Plätzchen. Die gesamte provisorische Architektur unseres „Hauses“ wurde von meiner lieben Christine geplant und errichtet. Dafür hatte sie ein goldenes Händchen: aus den einfachsten Sachen in durchaus unkomplizierter und praktischer Manier eine gemütliche Atmosphäre zu schaffen.

Unterstützt wurde sie dabei von ihrem grantigen aber doch geselligen Papi. Rudi hatte zwei Wesensmerkmale: eine Seite von ihm war stets hochmotiviert, etwas neues Bauliches zu beginnen, die andere Seite hatte eine enorme Schwäche im Abschluss desselben. So hatte ich ihn etwa vor sieben Jahren unterstützt, die Gräben für die Fundamente eines kleinen Gartenhäuschens auszuheben. Christine hatte mit ihm eine Kiste Bier gewettet, dass er das Gartenhäuschen bei der Einschulung von Fabian noch nicht fertig hätte. Sie sollte recht behalten. Fabian ist in der dritten Klasse Grundschule und das so niedliche Gartenhäuschen hat heute noch keine Eingangstüre.

Mein Schwiegerpapi Rudi reiste nun schon zum zweiten Male aus dem fernen Deutschland an, um uns seinen Hoheitsbesuch abzustatten. Selbstverständlich war er auch äußerst neugierig. Als ehemaliger Banker ist war es für ihn wichtig, zunächst mal skeptisch zu sein, da er den Kauf eines Hauses nicht nach dem Gewinn an Lebensqualität bemisst, sondern in erster Linie nach seinem Investitionswert. Und es trieb ihn der Wissensdurst in die Toskana, er wollte erfahren, was denn Tochter und Schwiegersohn wohl alles anstellten im Land von mare, sole und amore. Mein Schwiegerpapi Rudi war ein eitler, hochgewachsener Mittsiebziger mit wundervoller lockiger Haarpracht, der er jeden Monat eine Braun-Tönung verpasste, um die natürliche Grau-Tönung ein bisserl zu vertuschen. Auf seinen überdimensional großen bayrischen Bierbauch war er äußerst stolz.

„Was meinst du, was mich dieser Bauch gekostet hat, bis er so schön groß, knackig und rund wurde!?“ war stets seine trockene Antwort, wenn sich jemand seiner Taille belustigte.

Manchmal, wenn unsere Handwerker am frühen Abend ihre Waffen niederlegten und mit ihren zerbeulten alten Autos davorratterten und auch ich mir den Feierabend gönnte, schlichen sich Christine und Fabian an das Haus heran und wir machten es uns am Abend unter unserem Tausend-Sterne-Schlösschen richtig gemütlich. Wir bauten uns mit den herumliegenden Steinen eine kleine niedliche Feuerstelle und entzündeten aus dem meterhohen Hügel aus gedörtem und morschem Holz, Dornen, Sträuchern, Heu und Gewächs, das wir in den letzten Monaten vom Haus und vom Grundstück zusammensammelten, ein schönes flackerndes Feuerchen vor unserem Kuschelplatz und kamen uns vor wie richtige Abenteurer, die durch die kanadische Prärie zogen, oder wie Indianer, die ihr Lagerfeuer entzündeten.

Besonders für unseren kleinen Fabian war das Lagerfeuer eine Arie für seine Kinderträume. Er war ganz aufgeregt und zappelig, sammelte Holz und nährte damit das Feuer. Dabei kam er das ein und andere Mal in Clinch mit dem Opi Rudi, der ähnlich einem ebenbürtigen kleinen Knaben mit dem Fabian konkurrierte, wie man ein Feuer vorzubereiten und zu entzünden hätte und wer nun überhaupt der Kommandant der Feuerstelle und wer lediglich der Assistent wäre. Leon sprang rum, rannte mit Hochgeschwindigkeit auf und ab, machte Sprünge wie ein Leopard, der mit einhundert Stundenkilometern durch die Prärie einer Beute nachraste. Der achtmonatige Leon war ein einziger Beweis für Lebenslust und Lebensdurst und Lebenskraft und es machte uns allen einen Höllenspaß, ihn in seiner geballten Kraft und seiner glühenden Vitalität zu bewundern, wenn er um die Feuerstelle und um das Haus rumkurvte, die Weinreben auf- und absauste, in Hundertachtzig-Grad-Kurven wie ein Rallyefahrer einkurvte, abwechselnd einen aufgespürten Knochen zermalmte oder ein Stück Holz zerkaute und zwischendurch bei uns Indianern nach dem Rechten sah.

Schwiegerpapi Rudi fand im jahrhundertealten Keller von Papaqua ein Stück Eisen, das ganz entfernt etwas mit einem Grill zu tun hatte. Stolz auf seinen ausgegrabenen Schatz kam er heranmarschiert, prahlte in hochtrabend sympathischer Weise über seine Kreativität und Überlebenskünste in schwierigen Situationen und legte das grillähnliche Eisen vorsichtig auf das Feuer. Christine hatte in einer Tupperwaredose die köstlichsten Grill-Feinschmeckereien mit angeschleppt: wunderbar gewürzte Würstchen, knackige Zucchini, Peperoni und Melanzane, feines Fleisch und fette Speckscheiben.

Als das Feuer sich in Glut verwandelte, legten Grillmeister Rudi und Grillassistent Fabian, Rudi hatte sich inzwischen gegen Fabian durchgesetzt und erhielt die Rolle als Feuerkommandant, nacheinander Gemüse, Würstchen und Fleisch auf den Grill. Inzwischen war es schon neun Uhr abends geworden und in der Ferne glühte der sinkende Sonnenball in dunklem Purpurrot. Das große weite wunderschöne Meer glänzte in orange- gelblichen Farbtönen, ehe diese langsam und unweigerlich verbluteten und dem hellen Vollmond und den Tausenden an Sternen am Himmel wichen. Der Segen der mediterranen Atmosphäre berührte samt und achtsam unsere Herzen. Schwiegerpappi Rudi stimmte in den „Bajazzo“ ein, ein romantisches Schmalzlied aus der deutschen Schlagerzeit der siebziger Jahre, den er immer nur dann sang, wenn wir ihn nur ausgiebig und inständig genug darum baten: „ ...ich bin kein Bajazzo, bin auch ein Mensch wie du... vielleicht bist du gekommen, wenn du schon wieder gehst, du hast mein Herz genommen...“ Holdselig stimmten wir alle mit ein, unsere Augen wurden ganz feucht, und der inzwischen ruhig gewordene Leon knurrte genießerisch vor sich hin.

Abrupt wurden wir aber aus unserem romantischen Ausflug gerissen, als plötzlich der Duft nach verbranntem Gemüse unsere Nasenspitzen kitzelte. Christine riss gleich mal eine Gabel an sich und ordnete uns in ihrer hektisch-militärischen Art an, sofort die Plastikteller in die Hand zu nehmen, um noch zu retten, was zu retten war. Außer einigen verbrannten Zucchini konnten aber alle Leckereien verspeist werden. Und so schlugen wir uns unseren Magen voll: der leckere Kartoffelsalat hatte neben den Grillereien ebenso Platz auf dem Teller wie pikantes Ketchup und würziger Senf. Rotwein wurde eingeschenkt, lockere Sprüche wurden geklopft, die Grillen zirpten in radiolauter Tonstärke, in der Ferne hörten wir das Ooooiinken sich rumtreibender Wildschweine.

Als ich dem Fabian mitteilte, um welches Vieh es sich dabei handelte, wollte er sofort – da er ein absoluter Anhänger von Obelix war – auf Wildschweinjagd gehen, um die Sau auf unserem Feuer zu braten; eben wie es Obelix auch immer tat und wie er es in dieser Situation auch sicherlich wieder getan hätte. Zu meinem guten Glück war seine Müdigkeit dann doch größer als sein Jagdtrieb und seine Identifikation mit dem großen gallischen Helden, sonst hätte er mich wohl noch eine gute halbe Stunde genervt, um mit ihm die Säue zu jagen.

Nicht nur Fabian wurde müde, auch an unserer Fitness hatte die Flasche Rotwein etwas gekratzt. Am Brunnen holten wir also mühevoll einige Kübel Wasser, um die letzte Glut in feuchte Asche zu verwandeln und uns sofort ins Zelt zu verkriechen. Hier richtete sich jeder sein kuscheliges Schlafplätzchen ein und schlüpfte freudvoll in die warmen Schlafsäcke. Und zu guter Letzt beteten wir noch das „Vater Unser“ und bedankten uns beim lieben Gott für den wunderschönen Abend, den er uns geschenkt hatte, ehe uns der Sandmann in einen tiefen Dornröschenschlaf mit einer bunten Welt an Träumen hinüberführte.

Die Zusammenarbeit mit Carlo war insgesamt gesehen sehr angenehm. Er hielt sein Wort, mit sechs Maurern und Hilfsarbeitern am Haus zu werkeln. Das zeigte bald Ergebnisse in den Baufortschritten. Ein Trupp arbeitete an der Außenfassade, der andere im Innenleben von Papaqua. Die ganze Truppe war freundlich, insbesondere schlossen wir den „Babbo“ von Carlo, Vittorio, ins Herz. Carlo erzählte mir oft von seiner Kindes- und Jugendzeit. Sein Babbo war ein kleiner Angestellter gewesen und hatte die Frau und fünf Buben durchbringen müssen. Da war es nicht selten, dass Carlo mit seinen Brüdern Hennen jagte, um einen Happen für das Abendessen auf den Tisch zu haben. Seine „Mamma“ kommandierte die ganze Familie, vor allem den „Babbo“ Vittorio. Dieser opferte sich in Demut für die Familie auf und war dennoch stets guter Dinge und dankbar für alles im Leben. Nie war er aggressiv gegen die Kinder, schon gar nicht kam er auf die Idee, sie zu schlagen.

So war Vittorio auch auf der Baustelle. Er grüßte am freundlichsten, war hilfsbereit, wenn ich ihn etwas fragte, sagte nicht viel und machte sein Zeug und war stets guter Dinge. Bei Carlo war das etwas anders. Er hatte manchmal einen sehr dunklen Blick und es schien, dass die Armut der Familie in seiner Kindheit nicht spurlos an ihm vorübergegangen war. Das spürte man auch daran, dass er für jede Kleinigkeit an zusätzlichen Arbeiten am Haus immer erst nach dem Geld fragte. Ich konnte es ihm aber nicht verübeln, denn auch ich kannte das Schicksal einer harten Kindheit.

An einem Freitag rollte ich mit meinem Jeep die steile Schotterstraße ans Papaqua heran und sah erschrocken schon von weit oben Rauch und Feuer am Vorplatz. „Was ist da los, warum verbrennt ihr all das Holz?“ „Heute gehen wir nicht hoch ins Dorf essen, heute wird hier gegrillt. Edoardo war gestern Abend wieder fischen und hat dem Meer einige köstliche Meeresfrüchte entlockt“, beruhigte mich Mirko. „Du bist gerne eingeladen. Guten Wein haben wir auch dabei“, rief Edoardo vom Dach runter. „Der Einladung leiste ich gerne Folge“, versetzte ich vornehm.

Edoardo und Mirko waren zwei Arbeiter von Carlo, der mich am Dach erwartete, um einige Maße zu nehmen. Diese benötigten wir zur Feststellung der Menge von Terrakottaziegeln, die wir zusätzlich zu den wiederverwendeten alten Ziegeln ordern mussten. Während des Messens rief die vom Nachbardorf hochläutende Kirchenglocke die Mittagszeit aus, und ehe die Glocken wieder zum Stillstand kamen, waren Edoardo, Mirko und Gianpaolo bereits an der Feuerstelle. Das Feuer hatte sich schon in heiße Glut verwandelt und so legten sie behutsam den ersten Fisch auf den Rost. Der Tisch wurde aus Ziegeln und Holzplatten zusammengebastelt, als Stühle dienten alte Plastikkästen. Auf dem Tisch standen vier (!) Siebenzehntelflaschen, zwei Flaschen Weißwein und zwei Flaschen Rotwein, wobei sich Edoardo gerade damit beschäftigte, mit einem Nagel den Korken einer Flasche Rotwein zu öffnen. „Hier geht’s zu wie bei den alten Rittersleuten“, dachte ich schmunzelnd vor mich hin.

„Wollt ihr auch schon einen Tropfen“, schrie Edoardo zu Carlo und mir auf das Dach herauf, die wir gerade noch mit Ausmessen beschäftigt waren. „Da sagen wir nicht nein“, antwortete Carlo, ohne mich zu fragen. Und mit dem Kran wurden zwei Gläser Rotwein zehn Meter hoch auf das Dach befördert. Hier nun stießen wir an, einen guten Schluck im Mund kostend, ehe wir dem feinen Tropfen im Gaumen nachspürten. Weinverkostung auf dem Dach. Es war ein Rosso di Montalcino aus dem Jahre 2004, ein wunderbarer Rebsaft. „Der Fisch ist serviert“, hörten wir die Köche rufen, als wir gerade die letzten Maße nahmen.

Und so schlemmten wir nun zwei Stunden am Grillgelage, es war ja Freitag. Wir verspeisten vornehm mit den Händen die ausgezeichneten Salzwasserfrüchte; in der Tat, ich hatte noch nie im Leben so frischen Fisch gegessen. Herrlich! Und dieser Wein dazu! Ich wechselte immer zwischen einem Glas Rotwein und einem Glas Weißwein. Und Edoardo erzählte träumend vom Meer. In diesem zweiunddreißigjährigen, kahlköpfigen Burschen mit dunkler Stimme weidete dieselbe dumpfe stetige Gelassenheit wie im großen blauen Ozean. Er erzählte, wie er an den Wochenenden mit seinen Kollegen auf seinem Boot mehrere Meilen ins Ligurische Meer hinaus segelte. Hier flaggten die Freunde zwei Tage lang an der Angel. Und mittags und abends wurde der geköderte Fisch auf dem Grill gebraten. „Dort draußen“, träumte Edoardo vor sich hin, „spürst du den Segen des Meeres.“ Ich glaubte es ihm und sah in diesem einfachen netten Maurer einen Lehrmeister für das Leben. Und innerlich bedankte ich mich beim lieben Gott, hier sitzen und Edoardo zuhören zu dürfen.

Als die vierte Flasche gelehrt und einige Kilo Fisch verzehrt waren, fühlte sich mein Bauch so richtig, richtig voll an. Und, ich muss es gestehen, ich hatte einen leichten Schwips und fühlte mich wie der König von Frankreich. Bevor Carlos Truppe wieder auf das Dach stieg und ich nach Hause fuhr, sprach ich, da es wie gesagt Freitag war, gleich meine Gegeneinladung aus. „Leute, heut Abend braten wir an unserer Feuerstelle unterhalb des Hauses Kastanien. Und damit die ganze Partie nicht zu trocken ausfällt, wird ein guter Tropfen Rotwein nicht fehlen. Es ist ja Freitag!“

Um fünf Uhr trafen Christine, Fabian, Leon und ich an der Baustelle ein. Wie sammelten Holz und dürres Gras. Fabian und ich zeichneten sich verantwortlich für die Feuerstelle, Christine übernahm mit einem scharfen Messer das Einritzen der Kastanien und Leon übte sich wiederholt in der Rolle eines äußerst interessierten Zuschauers. Während ihrer Arbeit summte meine liebe Frau Christine ihr Lieblingslied vor sich hin: „Auf der Mauer auf der Lauer sitzt a kloane Wonzn, schau dir amol die Wonzn an, wie die Wonzn tanzn kann.“ Immer wenn sie ihren bayerischen Lieblingssong vor sich dahin pfiiff, fühlte sie sich sehr wohl. Da war ich sehr beruhigt, denn wenn es dem Christinele gut geht, ist sie ein sehr geselliger Erdenbürger für jedermann.

Mir rann schon das Wasser im Mund zusammen, wenn ich an die Kastanien dachte. In Kastanien konnte ich mich nämlich reinlegen. Ich liebte diese in Igel heranwachsende Frucht und alles was man aus ihr machen konnte: Kastanien gekocht, gebraten, Kastanienherzen, Kastanientorten. Paolo liebte uns seine Kastanienpfanne, ein wahrlich uriges Stück, das er von seinem Vater vererbt hatte und das wohl schon achtzig Jahre auf den Buckel hatte. Diese stellten wir nun gefüllt mit geritzten Kastanien auf den Grill. Die Kastanien begannen gleich zu schwitzen.

Währenddessen legten Carlo & Team ihre Werkzeuge zur Wochenendrast nieder und schlenzten an uns heran. Einfacher Tischwein aus Laurentias Laden wurde eingeschenkt, und die vollen Gläser wurden herumgereicht, es war ja, wie gesagt, Freitag. Die Jungs schlürften den Wein wie reines Wasser aus dem Brunnen runter. Nun, sie hatten es sich schließlich nach der arbeitsamen Woche verdient, das durften ihren Mienen schon entnehmen. Endlich waren die Kastanien gebraten, und wir alle stürzten uns darauf, da nicht nur Gelüste, sondern auch der Hunger zwickte.

Fabian freute sich besonders, dass die starken Maurer unsere Gäste waren, denn Handwerker aller Art waren seine großen Idole. Und er textete nun mit seinem provisorischen Italienisch jedem Maurer den Kopf voll. Aber unser Fabian war einfach ein lieber Junge, den viele Menschen sehr gerne hatten; und so blödelten auch Edoardo, Mirko und Carlo mit ihm rum. Wir unterhielten uns über Papaqua, über die Weingegenden um Montalcino und die Menschen im Dorf. Da der Wein die Zungen der Jungs lockerte, durften wir vieles über Hinz und Kunz im Dorf erfahren.

Der Abend legte sich nun sachte auf unsere gesellige Runde, Gras und Holz wurden feucht und eine kühle Brise riet uns, in die Jacken zu schlüpfen und die Party ausklingen zu lassen. So räumten wir gemeinsam die Feuerstelle auf, tranken den letzten Wein leer und verabschiedeten uns ins Wochenende.

Olivenernte

Neben der Krisen und vielen Neuigkeiten war der Herbst die Zeit der Olivenernte. Auf die erste Olivenernte auf unserem Boden freuten wir uns bereits seit Monaten. Es war aber, wie wir in Erfahrung bringen konnten, mehr als ein Karre voll Arbeit.

Unter unseren hundertfünf Olivenbäumen musste das gesamte beinahe einen Meter hohe Gras zunächst von Graziano mit dem Traktor gemäht werden. Ich selbst hatte sofort das Gras dicht am Baumstamm, das er mit dem Traktor nicht erreichte, in Feinarbeit mit dem Frullino zu säubern. Unter dem Baum musste daraufhin ein 70m² großes Netz gespannt werden, wobei die Pflücker nun mit einem rechenähnlichen Kamm die schwarzen, bitter schmeckenden Oliven vom Baum herunter streiften. Meist von mir selbst wurde der Baum zugleich für das gesunde Wachstum und die Olivenernte im nächsten Jahr beschnitten. Ein Olivenbaum darf nicht zu hoch werden und sollte nach außen hängende Äste haben, damit die Früchte reichlich Sonnenlicht haben und zugleich leicht in das Netz gekämmt werden konnten. Die Baumspitzen wurden mit großen und kleinen Zangen also ebenfalls geköpft wie morsche Äste und Wuchergewächs. Nicht zuletzt wurden alle nach innen fallenden Äste beschnitten, da der Baum Luft braucht, um viele und gute Oliven tragen zu können.

Sobald alle Oliven eines Baumes im Netz waren, wurde es aufgerollt und die Oliven wurden in eine fünfundzwanzig-Kilo Kiste geleert. Zwanzig volle Kästen transportierte ich anschließend zur genossenschaftlichen Presse. Hier sollte unser Öl nach einer Folge von Press-Vorgängen in unsere Aluminiumbehälter fließen. Das war der umfangreiche und langwierige Prozess für die Produktion von frischgepresstem Olivenöl. Und es war wie gesagt eine Arbeit, eine wirkliche Arbeit.

Zunächst mussten wir also alle Vorbereitungen für die Ernte treffen. Mähen und den Baumstamm von Gras und Dornen freimachen; Kämme, Netze, Kisten, Zangen und Aluminiumbehälter der unterschiedlichen Größen besorgen. In der ersten Novemberwoche trafen sich auf Papaqua Christine, Fabian, Hans, Leon, Schwiegerpapi Rudi und Lydia. Das war das anfängliche Ernteteam.

Lydia war eine der fünf Personen der Erbegemeinschaft, denen wir das Haus abgekauft hatten. Sie hatte kohlschwarzes Haar und war die fünfundsechzig Jahre alte Hexe im Dorf. Als solche wurde sie zumindest von der Dorfbevölkerung bezeichnet.

Nun, wir waren froh, unser kleines Ernteteam personalmäßig aufzustocken und freuten uns, Lydia in unserer Truppe zu haben. Sie pflückte wie eine fleißige Biene, und zwar nicht mit dem Kamm, nein, nein, Lydia war ein Sturschädel und pflückte mit den Händen, auch wenn sie nur halb so schnell war. Aber sie pflückte schon seit sechzig Jahren Oliven und deshalb war es standesgemäß, mit den Händen pflücken zu dürfen. Christine unterhielt sich ausgiebig mit Lydia, und die an Einsamkeit leidende Mutter von drei Kindern war nur froh darüber, in Gesellschaft sein zu dürfen. Inhalt und Art ihres Sprechens sowie ihr Aussehen waren wohl die Eigenschaften, aufgrund derer sie von der Dorfbevölkerung als Hexe bezeichnet wurde. Sie sprach sehr undeutlich in einem tiefen toskanischen Dialekt und dazu sehr laut und aufbrausend. Und sie schimpfte, und wie sie schimpfte, über ihre Kinder, ihren ehemaligen Mann, die italienische Politik und jeden einzelnen Dorfbewohner, während sie sich über recht normale, meines Erachtens gänzlich unwitzige Dinge totlachen konnte. Über Leon etwa oder über den deutschen Dialekt von Fabian. Dann sprach sie deutsche Worte nach und fiel fast vom Olivenbaum runter vor lauter Lachen. Manchmal erschien es mir sehr wohl, Lydia wäre nicht ganz richtig im Kopf, aber wer ist das schon, dachte ich gleich dazu. Der Einzige im Dorf, der Lydia

nicht als Hexe bezeichnete war Paolo. Dieser nannte sie Sophia Loren, das Sexsymbol unter den italienischen Schauspielerinnen vergangener Jahrzehnte. Oh, dieser Paolo!

Man mag es vielleicht nicht glauben, aber die Olivenernte ist etwas ganz Besonderes. Vielleicht spielen auch die Geschichten und Gleichnisse der Bibel eine Rolle, aber der Baum an sich hat eine besondere, beruhigende Aura. Die Äste, die Blätter, die teilweise jahrhundertealten Bäume. Die Blätter sind an der Oberseite dunkelgrün und an der Unterseite silbergrün. Wenn ich dann auf einen Baum kletterte, die Äste an der rechten Hand festhielt und mit der linken Hand die Oliven mit dem Kamm herunterstriefte, und das Sonnenlicht auf das Silbergrün fiel, spürte ich eine friedlich-lebendige, beruhigende Energie, mit der mich der Baum bestrahlte. Von der heilenden Ausstrahlung des Olivenbaumes wurden wir alle berührt und so entstand unter uns eine positive Energie.

Der Baum hatte nichts Forderndes, Eiliges, sondern erzählte von Muße und Müßiggang, er absorbierte die Zeit und das Zeitgefühl. Er ließ keine Gedanken aufkommen wie „Wie viel haben wir schon gepflückt, wie schnell sind wir, wie viele Kisten brauchen wir noch, um zur Presse fahren zu können, bin ich schneller beim Pflücken als die anderen, hoffentlich regnet es nicht, die Lydia ist wirklich langsam ...“

Höhepunkt des Tages war die mittägliche Jause. Wir breiteten unsere Jacken und Decken unter den Olivenbäumen aus und setzten uns darauf, während für die älteren Semester, also Schwiegerpapi Rudi und Lydia, zwei Stühle besorgt wurden. Jetzt durften wir uns belohnen mit einer Mortadella- oder Salamisemmel, mit Gurken und Zwiebelchen und vielen leckeren Sachen. Dazu gab es Bier, Saft oder Rotwein. Und zu guter Letzt verteilte Christine Plastikbecher, in die sie heißen Kaffee schüttete, den sie am morgen in der Thermoskanne vorbereitete hatte. Wir saßen, aßen, sprachen, nicht viel, da wir uns in eine angenehme Müdigkeit wiegten und waren glücklich. Zwischendurch wurde das ruhige Dasein von einigen brachialen Beschimpfungen Lydias unterbrochen, etwa über die Tatsache, dass ihre Tochter Ketti anstatt hier mitzuhelfen, den Nachbarn bei der Olivenernte unter die Arme griff.

Am vierten Tag zur Mittagszeit segnete der Himmel die toskanische Küste mit leichtem Nieselregen. Christine, ich und Leon kehrten in das nächstgelegenen Bar-Ristorante ein, um etwas zu essen. Das war die Bar von Ludovico und seinem Babbo. Ludovico war Mitte dreißig, hatte schütteres, kurzes braunes Haar und war klein und dicklich. Auf seinem runden Gesicht saß auf der Nase eine Brille und unter der Nase zwischen den Lippen schauten einige braun-gelb-weiße Zähne hervor, die anderen, die nicht diese Farbe hatten, waren gar nicht mehr da.

„Ich esse nur ein Salamibrot mit Käse, das ist hier vom Feinsten“, meinte Christine und bestellte auf ihre gewohnt bayerische Weise gleich ein Bier mit dazu. Ich schloss mich ihr an. „Um Gottes Willen, so viel Arbeit“, schimpfte Ludovico, „zwei Brote machen, und das auch noch hintereinander. Ihr wisst doch, dass ich keine Lust zum Arbeiten habe.“ „Das wissen wir, aber du schaffst das schon.“ Wir mussten ihm gut zureden, sonst hätte er die Brote wohl gar nicht gemacht. Und nachdem er es über die Brote hinaus noch schaffte, zwei Bier auf die Theke zu stellen und sie zu öffnen, waren wir alle glücklich. Schaute man Ludovico so von der Seite an, hätte man tatsächlich denken können, er wäre nicht in der Lage, bis drei zu zählen. Weit gefehlt. Er war ein äußerst sensibler Mensch, der wie so viele Menschen auf der Suche nach dem Leben und der Wahrheit war. Dies wollte er zum Ausdruck bringen. Seine Passion, der er in jeder freien Minute nachhing, war das Schreiben. Erst vor kurzen hat er ein Buch mit Gedichten herausgebracht. Schöne Poesie, die seine Träume und inneren Turbulenzen in barocker Sprache widerspiegelte. Und wenn er nicht schrieb, stand er hinter der

Theke und quatschte mit allen, die vor der Theke standen. So lehnten wir da am Bartresen der Kneipe, aßen Brot und tranken Bier und schwatzten mit Ludovico.

„Ah, ihr seid gerade beim Oliven ernten? Ich hab auch fünfzig Bäume.“ „Und, wie viel hast du schon gepflückt?“ „Fast alle.“ „Wir haben erst angefangen, eine Menge Arbeit.“ „Kann man wohl sagen. Zudem: du weißt schon, dass du die Bäume im Frühjahr beschneiden musst? Weißt du, wie die Bäume zu beschneiden sind? Nein?“ Und er gab mir einen Schnellkurs im Beschneiden der Olivenbäume, während drei andere Herren nun bereits schon eine Weile auf ihren Caffè warteten. Nun, wie viele andere, Ludovico redete halt sehr gerne.

Sein lieber Vater war nicht imstande, den Kaffee für die Gäste zuzubereiten. Nun, es war nicht das erste Mal, dass der Babbo äußerst tief in das Glas geblickt hatte und auch heute lümmelte er auf einem Barstuhl rum und versuchte, sein Gleichgewicht zu halten. Christine und ich nannten ihn D'Artagnan, nach der Figur aus dem Roman von Dumas. Er hatte langes graues Haar, einen Schnurrbart und ein rassiges braungebranntes sechzigjähriges Gesicht. Zudem war er stets in lässigen Jeans und T-Shirts gekleidet und kurvte so seine Runden in der Bar. Ein echter Musketier also. Ein Säbel an der Taille wäre ihm gut zu Gesichte gestanden. Er murmelte so sitzend merkwürdige Worte vor sich hin, die wir leider nicht verstehen konnten. Höhepunkt war aber, wenn D'Artagnan besoffen kochte und seine zubereiteten Gerichte dann selbst an den Tischen servierte. Er schwang sich mit den Tellern in der Hand in die Kurven, stieß überall an, bis er an den Tisch rumpelte und einem den Teller vor die Nase setzte. Das war echt komischer als in jedem Kabarett, das ich bisher besucht hatte. Und als besonders beeindruckend galt die Tatsache, dass seine im Suff zubereiteten Gerichte ausgezeichnet schmeckten.

Heute war D'Artagnan aber komplett außer Gefecht. Das merkte auch Ringo, der glücklichste Müllmann der Welt, der gerade mit seinem Sonnenschein-Blick bei der Tür herein rumpelte und D'Artagnan auf die Schulter klopfte. Den haute es glatt vom Stuhl und wir waren alle schnurstracks behilflich, ihn wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Ringo bestellte einen Schnaps, den er als Medizin gegen die hohe Luftfeuchtigkeit trank. Auch der zweite und der dritte Schnaps hatte laut Ringo dieselbe Funktion. „Wo ist euer Hund?“ Das war immer die erste Frage, die er an uns richtete. Denn Leon war sein liebster Mitbürger im ganzen Dorf. Und als Leon Ringo bemerkte, schoss er aus seinem Unterschlupf unter einem Tisch hervor, jaulte, sprang ihn an, küsste ihn. Die beiden waren tatsächlich super Kumpels geworden. Einen der beiden musste man beruhigen, denn sie machten einen Höllenradau in der Bar. Das geschah durch eine Frage, die ich an Ringo richtete.

„He Ringo, hättest du Zeit und Lust, mir bei der Pflege im Außenbereich von Papaqua und bei der Bestellung meines Landes behilflich zu sein: Bäume absägen, Pflanzen beschneiden, mit dem Frullino sauber machen, mit dem Traktor mähen, Zäune spannen.“ „Nur, wenn Leon uns auch hilft!“ „Das lässt sich richten.“ Und das Konzert von vorhin ging wieder los, ehe wir etwas eilig bezahlten und den Laden verließen. „Kannst du dich nie benehmen. Ich weiß, du magst Ringo, aber alles hat seine Grenzen!“ Leon schaute uns verständnislos an. Wir verstanden. Ringo war ja sein bester Kumpel.

Nach einer Woche hatten wir ganze fünf Bäume gepflückt und erst sieben Kisten voll. Nach einer Hochrechnung müssten wir also bis Mitte März Netze ausspannen und Oliven kämmen. Ich griff an mein Handy und rief einen Freund an: „Hannes, hättest du Lust, einen Kurztrip in die Toskana zu machen?“ Einen Tag später stand mein Geschäftsführer Hannes mit einem Kamm in der Hand auf dem sechsten Olivenbaum. Ich selbst hatte auch mehr Zeit zu pflücken und nun ging es recht zügig

vorwärts. Zwei Tage darauf hatten wir bereits siebzehn Kisten voll und der Tag war da, an dem wir die Kisten in meinen Jeep verfrachteten und zur Presse fuhren.

„Welch ein Erlebnis, unser erstes Öl!!“ Der gelbgrünliche Olivensaft floss dickflüssig in den Aluminiumbehälter. Wir tauchten einen Finger ein und kosteten. Christine schaute mich entsetzt an und ich schaute entsetzt zurück. „Mist, das Öl ist ja ganz bitter.“ „Und wir glaubten, wir würden ein Premium-Öl aus unseren Oliven Pressen. Und die ganze Arbeit und überhaupt ...“ „Fehlt irgendwas“, fragte ein Angestellter in der Presse. Wir erklärten, er lachte. „Das Öl muss einige Wochen ruhen und sich setzen. Dann werdet ihr strahlen.“ Tatsächlich, als wir nach zwei Wochen auf eine Scheibe Weißbrot unser Öl gossen und darüber etwas Salz streuten, genossen wir eine reine toskanische Ölsymphonie. Wir waren richtig stolz auf unser Olivenöl, nun waren wir richtige Olivenbauern. Und wie jeder toskanische Olivenbauer waren wir überzeugt, das beste Olivenöl überhaupt zu haben.

Wichtig ist es natürlich auszukundschaften, was die Konkurrenz macht. Und wie alle toskanischen Olivenbauern fachsimpelten auch wir mit einem anderen toskanischen Olivenbauern. An einem schönen Herbsttag im November, als wir Fabian sicher aufgehoben in der Schule wussten, stand die Begleitung Felices und Laurencias auf ihr Landgut etwas unterhalb des Dorfes auf dem Nachmittagsprogramm. Schon ewig lange wollte uns Felice seinen Olivenhain endlich mal zeigen und so holten wir die beiden in ihrem Haus ab, wo sie uns zum Kaffee eingeladen hatten. Noch ehe wir die Hausglocke läuten konnten, begrüßten uns am Eingangstor vier Hunde und drei Katzen in einem ergiebigen wau-wau-miau-miau-Orchester.

Der Kleinste unter den Hunden war ein „volpino“, ein klitzekleiner, wuscheliger, hellbrauner Hund mit nicht mal drei Kilogramm Gewicht, den ich gleich in die Arme nahm, als uns Felice ins Haus begleitete. Das großzügige Haus von Felice hatte zehn Räume und... zehn Fernseher. Das Haus als Bühne für die Fernsehgeräte der unterschiedlichsten Marken war bei Felice und Laurencia also noch spektakulärer als bei Paolo und Maria. In der Küche sitzend begleitete uns eine typisch italienisch aufgeblasene Nachmittagsshow. Gleichzeitig tauchte die im Rollstuhl sitzende Oma im nebenanliegenden Wohnzimmer bei einer Telenovela, einer Serie mit Liebesgeschichten, Betrügereien, Affären und Alltagssorgen, in den Frühling ihres Lebens ein. So durfte sie für eine Stunde den grauen Alltag in ihrem Rollstuhl vergessen und vom frischen, tiefen Blau ihrer Jugendjahre träumen.

Felices und Laurencias Tierliebe wurde auf ihrem Landgut noch um Einiges übertroffen. Da schnatterte, wühlte, gackerte und schnabelte alles, was ein Streichelzoo begehrte. Zunächst mal begrüßten uns in lautem Gegacker zwei Hennen und ein Hahn. Laurencia betrat ihren Stall und jubelte uns ganz freudig zu: „Ein Ei, juchu!! Schau Christine, frischer kannst du es nicht haben. Das ist gerade mal ein paar Stunden alt. Schenk ich dir. Lass dir's schmecken!“ Christine bedankte sich mit einem breiten Grinsen über das originelle Geschenk.

„Leon, pass auf, sonst bekommst du von der Ziege eins aufs Maul gestoßen“, schrie plötzlich Felice hinter uns, als er Leon beim Ziegenstall sah, mit seiner Nase am Gitter des Stalles schnüffelnd. Da stand er, sich mit seinen Vorderpfoten am Gitter festhaltend, und ehe er sich's versah, versetzte ihm der Ziegenbock einen präzisen Kinnhaken, Leon baumelte und sackte zu Boden. Mohammed Ali hätte es nicht besser machen können. Wir eilten in aller Sorge hin zu unserem Hund, doch der stand gleich wieder auf, schüttelte sich richtig durch, um sich von seinem Schock zu erholen und antwortete mit einem knurrigen Bellen, das den Ziegenbock aber keineswegs beeindruckte. Im gleichen Stall von Hühnern und Ziegen, beide jeweils voneinander abgetrennt, gackerten die Enten fröhlichen Mutes

dem goldgelben Herbst entgegen und schienen sich über den Kinnhaken des Ziegenbocks zu belustigen. Inmitten des Stalles über dessen Dach empor, wurzelte stolz ein wunderschöner, mehr als zweihundert Jahre alter Olivenbaum. Dieser hatte seine Brüder und Schwestern im ausgedehnten Olivenhain stehen, den wir gleich anschließend durchstreiften.

Hier strahlte ein jeder Baum für sich eine tiefe, geheimnisvoll friedliche Aura aus, die sachte ins eigene Herz wehte. Vielleicht ist es meine Liebe zum Olivenbaum ganz allgemein, vielleicht aber auch wirklich die einzigartige Mystik der Bäume von Felice, ich auf jeden Fall blieb vor jedem Baum ehrfurchtsvoll stehen, erkannte in der Mächtigkeit seines Stammes sein hohes Alter, in der Fülle und Schönheit der Frucht seine Gesundheit und seine Reife, in seiner Höhe seine majestätische Ausstrahlung. Felice wusste zu jedem seiner Bäume auch etwas zu sagen: er sprach über das jahrhundertealte Dasein der Bäume und über ihre individuelle Behandlung im Fluss der Zeit. Die fahle Nachmittagssonne ließ das matte Grün der Bäume silbern glänzen, sie strahlten Ruhe, Gelassenheit und tiefen Frieden auf mich herab. Die in der Bibel beschriebenen Olivenhaine waren wohl nicht beeindruckender gewesen, und ich glaubte in jenem Moment im Garten Eden zu verweilen. „Du hast hier ein kleines Himmelreich, weißt du das“, flüsterte ich Felice zu. Er nickte und verstand.

Im nächsten Moment wurde er ganz stolz: „Meine Oliven sind die schönsten und besten hier im Dorf. Mein Öl würde jeden Preis gewinnen. Weißt du, das ist auch abhängig davon, wie man das Öl erntet.“ Und er erklärte mir ausführlich, was er bei der Ernte, der Pressung und der Lagerung des Olivenöls im Besonderen berücksichtigte. Nun, diese Aussage nahm ich nicht allzu ernst. Denn jeder Olivenbauer im Ort behauptete, seine würden die schönsten und besten sein und das aromatischste Öl abgeben. Ich aber gab Felice trotzdem mit meinem Gesichtsausdruck zu erkennen, dass dies sicherlich außer Frage stand und stimmte dem stolzen Felice aufrichtig zu. Im Geheimen war ich jedoch fest davon überzeugt, dass mein Öl sicherlich um das kleine Bisschen besser war. Ich war ja schließlich ein typischer toskanischer Olivenbauer geworden.

Christine und Laurenzia waren uns etwas vorausgegangen. Sie spazierten bereits eine umzäunte Wiese von Schafen und Lämmern entlang und hielten sich im Reich König Guidos auf. Fabian, der Felice einige Tage zuvor schon einmal hierher begleitet hatte, hatte bei König Guido bereits eine Audienz erhalten, von der er mit Begeisterung schwärmte. Guido also, König Guido wohlgemerkt, war ein Riesenschwein und wog Felices Schätzung nach mindestens dreihundert Kilogramm. Guido war nicht rosafarben, wie wir die Schweine kannten, sondern er war grauschwarz, von einer besonderen Rasse, wie uns mitgeteilt wurde, und war in der Tat an Hässlichkeit nicht zu überbieten. Ezios Bauch konnte man im Vergleich zu Guidos Taille als schlank bezeichnen. Beim Gehen hatte das Schwein aufgrund seines Übergewichts so seine Schwierigkeiten, deshalb wälzte und wühlte es lieber im Dreck und stand erst dann auf und mühte sich an den Zaun, sobald er von uns ein gutes Häppchen angeboten bekam. Seinem Rülpsen und seiner Gelassenheit nach schienen ihn aber weder sein Übergewicht noch seine Gesamtästhetik zu bekümmern, und so genoss Guido sein Schwein-sein ganz offensichtlich in allen Facetten.

Beim Rückweg zum Auto machten wir Halt beim kleinen Häuschen mit Küche und Wohnraum, das Felice und Laurenzia in Eigenregie aufgestellt hatten. Es war genau achtzehn Quadratmeter groß, denn genau so groß durfte er bauen. „Jetzt aber“, murmelte er diebisch, „jetzt bau ich hinter das Haus noch einige Quadratmeter hinzu. Schaut, kommt mal mit“, und er zog mich und Christine am Arm hinter das Häuschen und erklärte uns, wie er hier das Bad und die neue Küche ohne

Genehmigung der Gemeinde errichten wollte. „Laurenzia ist dabei mein Handlanger, und ich bin der Maurer!“

Das war ganz typisch hier in der Toskana. Die Leute machten sehr viele Sachen selber und werkten zum Teil jahrelang an kleinen Dingen oder an einem kleinen Häuschen herum. Schärftete man das Auge und betrachtet das Eigenfabrikat etwas näher, erkannte man, wie beim Häuschen von Felice, dass viele Dinge nur halbfertig oder provisorisch errichtet waren und deshalb auch gleich wieder kaputt gingen. Das machte den Leuten aber nichts aus. Sie hatten eine Beschäftigung, der sie freudig und gemütlich nachgingen, waren stolz auf das, was sie alles beherrschten und liefen so in den Hafen ihres kleinen Glückes ein.

Nun, die Konkurrenz war ausgehorcht, einige Tipps konnte ich als Anfänger gut gebrauchen. Zu unserem Leidwesen waren Schwiegerpapi Rudi und Hannes bereits nach Hause gefahren, zu unserer Freude konnten wir aber sage und schreibe vier neue Erntekräfte in unserem kleinen Kreis willkommen heißen. Gaby, ihres Zeichens Architektin und Mutter von drei quirligen Sprösslingen im Alter von Fabian, gesellte sich zu uns dazu.

Gaby war aus Deutschland, hatte Architektur in Florenz studiert, dort einen feschen Italiener kennengelernt und war bald Mutter von der achtjährigen Rosa, vom fünfjährigen Benjamin und vom dreijährigen Nicola geworden. Rosa ging gemeinsam mit Fabian in die Schule. Während Rosa ein liebes kleines Rotkäppchen war, glichen Nicola und Benjamin einer stürmischen Windböe, die täglich zusammen mit Fabian in unseren Olivenhain kräftig Staub aufwirbelten. Während sich Rosa und Fabian zwischendurch zu einem Olivenbaum hin verirrt, und einige Oliven zu Fall brachten, waren Nicola und Benjamin mit der Jagd, Winnetou, Fußballspielen und Häuschenbauen beschäftigt. Und dennoch waren sie ganz ganz nette Erntehelfer.

Gaby war sehr fleißig und sie sprach viel, sehr sehr viel würde ich mal sagen, ich schätze mal, sie überschritt die magische tägliche vierzigtausend Worte-Latte mit Leichtigkeit. Während sie so die Oliven von den Bäumen herunter kämmte, sprach sie wie ein Wasserfall. Sie war informiert und so erzählte sie von vielen Geschichten, Figuren und Beziehungen in unserem Dorf. Gaby war sehr praktisch veranlagt und wusste generell viel. Sie gab uns Tipps, wo wir unsere Waschmaschine, die Küchengeräte, die Lichter und Böden am besten einkaufen konnten. Urplötzlich brach sie zwischendurch immer wieder einen Satz ab und schrie mit liebevoller, besorgter mütterlicher Energie ihre Kinder zurecht, die einen Stacheldraht mit einem Gummiband verwechselten, um dann mit ihren Geschichten und Informationen fortzufahren. Als Deutsche war sie die italienischste Frau, die ich jemals kennengelernt hatte.

Was die Gestaltung eines Hauses und seiner Räume betrifft, sind Architekten nicht unbedingt auf meiner Wellenlänge. Gaby aber hatte einen guten Geschmack, der gar nicht mal teuer war. Sie hatte erst kürzlich ein altes, unansehnliches Haus, das sie mit ihrer Familie bezog, in eine originale toskanische Villa Kunterbunt verwandelt. Aus dem Nichts bastelte sie mit Farben, Böden und Einrichtungen ein gemütliches, lustiges Haus. Die Wände von Küche und Wohnraum strich sie mit warmen, die Kinderzimmer mit lebendigen Farben an. Die Böden wählte sie bei Ikea aus und verkleidete die kalten Fliesen- mit warmen Laminatböden. Am Eingang zog sie eine einfache Gipswand ein, bemalte diese mit Ockerfarben und schon war aus einer düsteren Eingangsatmosphäre ein ansehnlicher Willkommensraum gestaltet. In der Küche befand sich ein offener Kamin; ein alter, edler Tisch und dazu passende Regale ließen zusammen mit dem Kamin die Atmosphäre einer traditionellen toskanischen Küche aufkommen.

Aber nicht nur für die Gestaltung des Hauses, sondern auch des organisierten Chaos wegen verdiente das Haus allemal die Bezeichnung „Villa Kunterbunt.“ Im Haus von Gaby ist immer was los. Die Jungs fetzen mit Höchstgeschwindigkeiten durch das Haus, werden zwischendurch von Mami angebrüllt, zurechtgewiesen, auf dem Schoß gehalten, wenn Tränen fließen, geküsst; die Wäsche liegt noch im Eingangsbereich herum, ein kleiner Schuh von Nicola liegt im Eingang, der andere am Klo, die eine Socke von Benjamin in der Küche, die andere im Elternzimmer.

Einmal besuchten wir sie. Wir hatten um vier Uhr nachmittags ausgemacht. Wir waren zehn Minuten früher dran, als wir vor dem offenen Eingangstor standen. Auf den einzelnen Aluminiumstäben des Tores waren fünf Paar Schuhe zum Trocknen aufgehängt. Das Auto stand vor und nicht hinter dem Tor, die Fahrertür war selbstverständlich offen. Die Glocke funktionierte nicht. Wir standen am Eingangstor und riefen lautstark: „Gaby, Gaby!“ Nichts. „Sollen wir einfach reingehen?“ „Meinst du?“ „Probieren wir’s halt!“ Auf dem Weg zur Haustür war unter den fünfzehn Meter hohen Nadelbäumen ein Zelt aus den Siebzigerjahren platziert, davor drei Klappstühle mit einem Teppich am Boden. Hier pflegte Gaby ihre tägliche Kaffee- und Teepause abzuhalten. Wir befanden uns vor der Eingangstür und läuteten. Die Glocke funktionierte nicht. Wir klopfen. Nichts. Wir klopfen stärker, dann noch stärker. Immer noch nichts. Wir wollten umkehren, obwohl wir im Haus Geräusche hörten. „Ist mir jetzt egal“, meinte Christine und öffnete die Tür. Ich hinterher. So standen wir mitten im Haus, ohne von der Hausfrau hereingebeten worden zu sein. „Wer ist da“, rief plötzlich eine Stimme von einem der hinteren Räume. „Hallo, ich bin’s“, antwortete Christine kleinlaut und schuldbewusst. „Ich hab schon was gehört, bin aber gerade dabei, eine Leiste zu montieren. Setzt euch doch in der Zwischenzeit in die Küche und macht euch einen Tee.“ „Okay.“

So geschah es. Christine klapperte die Küche nach Teeutensilien ab, ich nahm in der Küche Platz, kämpfte mit Leon rum und nach kurzer Zeit standen ein Hagebutten- und ein Pfefferminztee auf dem Tisch. Nun keuchte auch Gaby Platz in die Küche herein, nachdem sie in handwerklicher Sauberkeit eine Leiste für das Kinderzimmer montiert hatte, stellte sich vor uns auf, presste ihre Fäuste in die Hüften und polterte: „Aha, da haben wir sie ja wieder, die deutsche Pünktlichkeit.“ „Komm, mein Schatz, setz dich mal hin, ich mach dir auch einen Tee“, beruhigte sie Christine, indem sie mit ihren beiden Händen die beiden rundlichen Backen von Gaby in den Händen hielt. „Einen schwarzen, bitte.“ „Wird gemacht, Chef!“

„Du, kann ich mal pieseln“, unterbrach Christine das nun folgende Gespräch über den Antiquitätenmarkt, der sich einmal im Monat in der nächstgelegenen größeren Stadt niederließ. „Ja, du weißt ja wohin.“ Nachdem Christine die Klotür abgeschlossen hatte, sprang Leon auf und setzte sich vor eben diese. Gerade als ich ansetzen wollte, die Vorzüge eines alten Kastens zu erläutern, wechselte Gaby abrupt das Thema: „Ja bist du denn von allen guten Geistern verlassen, läufst deinem Frauchen sogar beim Pinkeln nach. Du bist doch ein Mann, und kein waschweiches Muttersöhnchen,“ schrie sie Leon aus dem Nichts an, der ebenso überrascht war wie ich. Leon blickte um, schaute zuerst mich an und dann Gaby. Sein Blick verriet, dass er sich tatsächlich etwas schämte, viel schien es ihm aber nicht auszumachen, denn er gähnte ganz tief, drehte seinen Kopf wieder Richtung Klotüre und gaffte diese an.

Das machte er übrigens immer. Wenn er sich schämte oder wenn er etwas angestellt hatte und wir ihn schimpften, schaute er uns immer tief ins Gesicht, gähnte, als wollte er sagen „ach, langweile mich doch nicht mit deinem Firlefanz“, drehte sich um und schritt von dannen. Christine stürmte ganz erschrocken aus dem Badezimmer, den Hosenknopf noch offen. „Was ist denn jetzt los. Hat der

Fabian was angestellt?“ „Ach, dein Hund, der ist so doof! Also, wo waren wir stehengeblieben. Ah ja, beim Kasten. Also, das mit dem Kasten, den ihr da um so teures Geld kaufen wollt, das ist so ...!“ Radio Gaby lief jetzt ungefähr eineinhalb Stunden ununterbrochen durch. Unterbrochen höchstens, wenn Nicola und Benjamin sich um den schrecklichen Power Ranger mit Motorrad stritten, den Fabian mitgebracht hatte. Dann stritt Gaby mit den Kindern tüchtig mit, Töchterchen Rosa mischte sich ein, auch Fabian gab seinen Senf dazu, wer nun im Recht war und wer nicht, wobei auch Christine sich eine Einmischung nicht entziehen konnte, und es wurde schwierig zu unterscheiden, wer von allen sechsen nun die Erziehungsberechtigten waren und wer die Kinder. Zwischendurch nämlich hatte ich das Gefühl, sechs Kinder stritten sich um einen Power Ranger.

Als die Ruhe nach dem Sturm eintrat und Gaby uns Tipps für mehrere Geschäfte für Zweite-Hand-Möbel und Antiquitäten gab, stupste der kleine Nicola seine Mutter an. „Mami, du hast uns verspochen, einen Bubble Gum zu kaufen.“ „Ja, ich komme ganz geschwind, mein Schatz.“ Aber die liebe Gaby plauderte und quasselte weiter. Die Jungs, glaube ich, kannten ihre Mutter. Nach zehn Minuten hörte man den kleinen Nicola nämlich aus dem Auto hupen. Für einen Dreijährigen eine originelle Idee, seine Mami zum Aufbruch zu ermahnen, so dachte ich. Das störte jedoch Gaby nicht weiter. Er hupte nochmals. Sie sprudelte weiter. Nun drückte er seine beiden Hände so lange auf die Hupe, bis Gaby aufschoss, raus rannte zum Auto, die Fäuste in die Hüften presste und brüllte: „Willst du jetzt wohl Ruhe geben!“ Nicola war brav, die Mami setzte sich zurück in die Küche und trat zum Endspurt an. Nicola hupte weiter, diesmal wirklich deftig und Gaby meinte dann zögernd: „Du, ich glaub, ich muss jetzt los!“

Einfach eine Familie zum Küssen, mit der man in abenteuerlicher Lust Kirschen stehlen konnte und die uns das Gefühl gab, wir könnten uns auf sie jederzeit verlassen. Das war für uns sehr wichtig an einem neuen, fremden Ort.

Aufgrund ihres bunten, unkomplizierten und praktischen Charakters entführte ich Gaby während der Olivenernte an einem regnerischen Tag in unser Haus. Sie stellte mir im Hinblick auf die Einteilung der Räume und meiner Einrichtungsvorstellungen unterschiedliche Fragen, die mich zum Nachdenken brachten, sie gab mir Tipps, die ich sofort zu berücksichtigen gedachte. Besonders intensiv besprachen wir unser Schlafzimmer, sodass ich im letzten Moment das Bett mit den notwendigen elektrischen Leitungen an eine andere Stelle platzierte, die mir einen fantastischen Ausblick gewährte.

Das Wetter für die Olivenernte war im November gut, ehe es im Dezember umschlug und Kälte und Regen vorherrschten. Kühl und ungemütlich wurde es auch in meinem Inneren. Dies bemerkte ich in der Art und Weise, wie ich die Oliven vom Baum kämmt. Es war in meiner Seele nichts mehr da vom warmen, silbergrünen, meditativen Olivenernten. Mein altes bekanntes Handlungsmuster BLITZ übernahm das Kommando und verwandelte mich in die gewohnte Leistungsmaschine.

Hastig und eilig kämmt ich die Oliven vom Baum. Es war wie beim Arbeiten und Geldverdienen in meiner Firma. Mehr, besser, schneller, wie in einem Wettkampf, in der Furcht, ein anderer könnte besser sein als ich, getrieben von der Angst, zu schlecht und zu langsam zu sein. In diesem Zustand kreisen meine Gedanken nur mehr um materielle Werte, die ich ängstlich plane und kontrolliere: ich zählte, Kisten, Kilos, Bäume, Arbeitsstunden. Ich war weggetragen von Gier und Angst. Ich befand mich in einer, in meiner tragischen Wahrnehmungs- und Erlebniswelt.

Ich hielt inne mit dem hastigen Kämmen der Oliven. Ich drehte mein Haupt nach oben und schaute hinauf in den bewölkten, dunkel- und hellgrau karierten Himmel, dessen Wolkendecke nur einige wenige blaue Flecken übrig ließ. Die Hinwendung meiner Aufmerksamkeit vom Olivenbaum zum großen weiten Dezemberhimmel war so, als ob ich über den Rand meines Ichs hinausschaute. Hoch oben am Himmel sah ich viele Gesichter von mir bekannten Menschen, von Freunden und Geschäftspartnern. In ihrer Mimik und Augensprache sah ich es BLITZEN.

BLITZ wird in unserer gesamten Gesellschaft als normale, um nicht zu sagen vorteilhafte Charaktereigenschaft einer Person bezeichnet. Denn nach außen erscheint die Person beschäftigt, busy, um es modern auszudrücken. BLITZ-Menschen werden von der Gesellschaft wertgeschätzt, sie sind sehr oft hoch geschätzte Persönlichkeiten. Tüchtig, sagt man dazu, und gewissenhaft. Ehrgeizig sind sie, zielorientiert und pflichtbewusst. Voller Ideen und erfolgsorientiert.

Ein Mensch mit BLITZ-Eigenschaften wird der Jugend als Vorbild vor die Nase gestellt. So wird unsere Jugend heute erzogen, mit solchen Inhalten werden die Menschen im Alltagsleben, in den Medien und der Werbung täglich manipuliert. So sollten die Menschen sein, und es wird ihnen so häufig und verlockend mitgeteilt, bis sie sich aufgeben und wirklich daran glauben und selbst so sein möchten. Weil alle so sind, und weil ebendiese „alle“ so wertgeschätzt werden, muss ich es auch sein. Sie sind diejenigen, denen die Gesellschaft Beifall zollt, nicht den Menschen, die bei sich sind und in ihrer Mitte stehen.

Es ist dies die größte gesellschaftliche Lüge der heutigen Zeit. Denn es ist der Ausgangspunkt, von dem aus der Mensch sich selbst und sein Leben aufzugeben beginnt. Das Außen, die falschen Werte dringen nach innen in das Seelenleben hinein und übernehmen das Kommando. Psychologen sprechen von Fremdbestimmung. Nicht mehr die authentische, wahre Innenwelt des Menschen dringt nach außen vor. Nicht mehr das Gefühl, was ich kann, was ich gerne tue, wo meine Talente gelagert sind, ist maßgeblich für das, was ich tue. Der Mensch gestaltet sein Leben nicht mehr danach, wer er also in seinem Wesen ist, er ist nicht mehr selbstbestimmt, er ist fremdbestimmt. Zwei Kinder soll eine Familie doch mindestens haben; diese sollen gebildet sein, Flöte, Klavier oder Fußball spielen oder im Schwimmverein sein. Und Mami und Papi fiebern mit, dass Sohnemann oder Töchterchen zu den Besten gehören. Wichtig, dass der Papi einen eleganten neuen Wagen fährt, viel Geld verdient, Akademiker ist, einen angesehenen Beruf hat, vor dem die Menschen sich verneigen, während die Mami eine gute Mutter ist. Und vergessen wir nicht das Aussehen und die äußere Erscheinung aller, der Kinder und der Eltern. Gepflegt und attraktiv ist in, das gibt zusätzliche Punkte. Irgendwo sollte man halt gut sein, ob im Beruf, in der Freizeit, gesellschaftlich, ein guter Sprücheklopfer oder einfach ein lustiger fröhlicher Mensch, als Besucher des Gottesdienstes, als Kartenspieler, als Vorstand eines Vereins, als Golf- oder Tennisspieler oder als Bergsteiger. Irgendwo einfach gut sein.

Damit ist der Samen gesät, dass Unkraut wachsen kann. Es beginnt zu wuchern. Der Vergleich tritt auf die seelische Bühne. Man vergleicht sich, auch wenn man es nicht gerne zugibt, aber man vergleicht sich täglich. Mit dem anderen, dem Nachbarn, mit den Mitarbeitern im Büro, mit den Freunden, den Geschwistern und den Verwandten.

Die Vergleiche an sich haben so ihre Eigenschaften. Vergleiche werden nämlich immer nach oben gezogen, in Richtung höheres Niveau. Und man rennt dem Besseren nach. Noch bevor man das Bessere erreicht hat, rennt man schon dem Nächstbesseren nach. Die Besteigung des höchsten Berges Europas ist nicht mehr genug, das vierjährige Auto ist schon alt, der Fernseher sollte schon ein

Flachbildschirm sein, der Mitarbeiter im örtlichen Katholikenverband ist frommer als ich. Der eigentliche Wucher wächst, in zweierlei Form. Entweder ich entwickle eine Kampfhaltung und werde neidisch auf den anderen und aggressiv und gierig, oder ich beginne umgekehrt an Minderwertigkeitskomplexen und Schuldgefühlen zu leiden. Die Gefühlswelt des Menschen läuft in ein Labyrinth, aus dem es keinen Ausgang gibt.

Das System der Marktwirtschaft und der Konsumgesellschaft des westlichen Gesellschaft bilden den Rahmen für dieses Weltbild. Ich würde es als materialistisches Weltbild bezeichnen, in dem der Mensch fremdbestimmt ist. Ich selbst bin der Prototyp dafür. Fremdbestimmt bedeutet, dass man nicht mehr in sich ruht oder bei sich ist. Wenn ich in Eile und unter Druck Oliven pflücke, meine Gedanken ständig um Kisten, Stunden, Liter Öl und Ähnlichem kreisen, mein Körper, insbesondere mein Nacken sich verspannt, fühle ich nichts mehr, sondern funktioniere nur noch. Das wiederum bedeutet letztlich, dass ich nicht bei mir bin, sondern neben mir stehe.

Fremdbestimmte Menschen stehen also neben sich und nicht in sich, und zwar manche mehr und manche weniger. Menschen, bei denen psychische Probleme auftreten wie Angststörungen, Depressionen oder Psychosen, die Spitze des Eisberges der fremdbestimmten Menschen, fühlen sich nicht mehr und fühlen nichts mehr und haben keinen Zugang mehr zu sich selbst und spüren das „Neben-sich-stehen“ am deutlichsten.

Es gibt einen guten Grund, warum die Seele des Menschen vergleicht und kämpft. Sie wurde von der Natur nach dem darwinistischen Prinzip programmiert. Nach diesem überleben nur diejenigen, die sich gegenüber Anderen durchsetzen. Diese Programmierung bestimmt den Menschen nun leider auch dann, wenn er sich realistisch betrachtet gar nicht mehr durchsetzen muss, wenn er gar nicht mehr kämpfen muss. Heute müsste der westliche Mensch nicht mehr ums Überleben kämpfen. Es gibt Gesetze mit einer Verfassung, er wird sozial aufgefangen, wenn er es nicht mehr schafft, es gibt ein Gesundheitswesen, das im Großen und Ganzen funktioniert, es gibt vielerlei Institutionen, die den Menschen schützen. Überdies keimen überall und in allen Facetten Lebensweisheiten und Gruppierungen, die dem Menschen eine Alternative bieten.

Der Mensch kämpft aber trotzdem. Warum? Er kämpft nicht mehr um das Durchsetzen und Überleben, seine über Millionen von Jahren gewachsene seelische Programmierung kann aber von heute auf morgen nicht neu geschrieben werden. Und so kämpft der Mensch mit einem neuen Inhalt weiter. Es geht heute um das „schneller, höher und besser“ gegenüber Anderen.

Das Problem wird dadurch verstärkt, dass das „schneller, höher und besser“ in den letzten dreißig Jahren ein Tempo erreicht hat, mit dem die originäre Seele des Menschen nicht mehr mithalten kann. Internet, Handy, Computer, Hunderte von Fernsehkanälen, neue Rekorde in allen Bereichen, Optimierung am Arbeitsplatz. Die Werbung redet den Menschen in äußerst fragwürdiger moralischer und teilweise sehr aggressiver Art und Weise ein, welche Produkte unerlässlich geworden sind. Eine fast unübersehbare Anzahl an Zahnpasten, Fruchtsäften oder Käsesorten im Regal des Lebensmittelgeschäftes erschweren die täglichen Kaufentscheidungen für den Alltagsbedarf. Während der kleine Knabe früher im Sommer Fußball gespielt hat und im Winter Ski gefahren ist, weiß er heute gar nicht mehr was er wollen sollte und was gut für ihn ist, da die Auswahlmöglichkeiten sich in die Länge und Breite gezogen haben. Skimarken, Millionen von Urlaubsdestinationen, die Liste würde sich beliebig weit fortsetzen lassen, rennen der Aufnahme- und Verarbeitungsfähigkeit des Menschen ständig voraus und der Mensch lechzt wie ein gehetztes Wild hinterher. Das Schlimme dabei ist, dass wir uns dessen nicht mal bewusst sind. Es ist einfach so,

es ist normal, dass ich bei einer Urlaubentscheidung fünfzig Web-Seiten miteinander vergleiche und mir zwanzig Angebote einhole.

Die Seele des Menschen ist einfach gestrickt. Die Schöpfung hat sie so ausgestattet, die überlebensnotwendigen Herausforderungen zu bewältigen und sich in ihnen zu entwickeln. Das Ziel war klar abgesteckt. Überlebensnotwendig war es, zu essen, warm und ein Dach über den Kopf zu haben. Über die Jahrhunderte schaffte es der Mensch, Annehmlichkeiten zu schaffen und das Leben lebenswerter zu gestalten. Dafür lebte man, dafür war die Seele geschaffen, das konnte die Seele aushalten. Die heutige Gesellschaft definiert sich über die Geschwindigkeit. Sie stellt damit die Seele des Menschen vor eine neue Herausforderung, die sie nicht mehr bewältigen kann. Es existiert kein klar abgestecktes Ziel mehr, wie es ehemals das Überleben war, sondern das Ziel lautet „schneller, höher, besser.“ Dieses Ziel bedeutet, dass nichts gut genug ist. Der Mensch kann deshalb nie beruhigt sein und sich sicher fühlen, da er weiß, dass alle anderen Menschen auch demselben Prinzip folgen. Dieses Prinzip ist allumfassend und hat daher nicht nur Geltung für die offensichtlichen Bereiche wie Wirtschaft, Sport und Politik, sondern für sämtliche Lebensbereiche, für Familie, Freizeit, Religion, Außerscheidung und Ästhetik, einfach für alle.

Der Mensch lebt also in ständiger Angst, mit der „Konkurrenz“ und dem Tempo nicht mithalten zu können. Und er zerbricht daran, er hält es nicht mehr aus, er schafft es nicht mehr. Das Ausmaß des Zerbrechens ist unterschiedlich. Die Extremfälle, die Spitze des Eisberges, erkrankten an einer psychischen oder psychosomatischen Störung. Zu letzteren zählen alle Formen der Süchte und körperlichen Leiden. Einige Menschen stehen zu ihrer Störung und lassen sich schul- oder alternativmedizinisch behandeln. Zu denen zähle ich selbst. Es gehört eine anständige Portion an Mut dazu. Viele vertuschen die Störung, gestehen sie sich selbst nicht ein und ziehen die Störung manchmal durch das gesamte Leben wacker und tapfer hindurch.

Andere sind noch nicht erkrankt, spüren aber deutlich, in eine Sackgasse zu schlittern. Sie spüren es mehr oder weniger deutlich, dass sie was ändern sollten, weil sie nicht frei und glücklich sind. Sie ändern aber nichts, weil sie es nicht unbedingt müssen. Sie sind zu träge und im Grunde ist ja eh alles okay. Nur wenn der Leidensdruck groß genug wird und es sehr oft schon sehr spät ist, sind sie bereit, etwas zu ändern. Ich spreche aus persönlicher Erfahrung. Aber auch dann sehr oft nicht, da sie sich nachdrücklich und nachhaltig einreden, dass eh alles passt und die oft deutlichen Zeichen auf körperlicher und seelischer Ebene verdrängen. Chronische Kopfschmerzen, Rückenschmerzen, Magenschmerzen oder Gelenkschmerzen sind einige der häufigeren Zeichen auf körperlicher Ebene, das Gefühl, ständig in Eile zu sein, die Unlust, Verpflichtungen einzugehen und Verantwortung zu übernehmen, Essattacken, die ständige Lust auf Süßigkeiten oder einen Schluck Alkohol sind die schwächeren geistigen und seelischen Signale von Verdrängungen. Die stärkeren sind Angst- und Panikattacken in bisher als normal erlebten Situationen, regelmäßige Rückkehr zum Johnnie Walker auf dem Tresen der Stammkneipe oder Schweißausbrüche. Das Ende der Kette sind schließlich die chronischen psychischen Erkrankungen.

Der Großteil der Menschen verdrängt und verneint sein aktuelles, ihm nicht zuträgliches Leben schonungslos und unbarmherzig sich selbst gegenüber. Somit ist er sich gar nicht bewusst, dass er fremdbestimmt, unfrei und unglücklich ist. Ich würde sagen, dies ist der Großteil der Menschen. Fragt man einen solchen Menschen, ob er frei und unabhängig von der Umwelt sein Leben führt und seine Entscheidungen trifft, ist er felsenfest davon überzeugt, dass dem so ist. Ich selbst habe zehn Jahre nur für die Erkenntnis benötigt, dass ich die Avenue des Lebens fremdbestimmt auf und ab

laufe. Nie hätte ich in dieser Zeit eingeräumt, dass die gesellschaftlichen Kräfte mein Leben dirigieren. Die Wahrheit und gleichzeitig das Dilemma ist es aber, dass der Mensch gar nicht nicht-fremdbestimmt sein kann. Jeder ist es, es geht nicht anders. Der Unterschied ist nur, ob er es mehr oder weniger ist.

Das Mehr oder Weniger nun ist unabhängig von der Offensichtlichkeit der Fremdbestimmung. Die Einflüsse von außen, die fremdbestimmenden Kräfte sind in der Regel gar nicht offensichtlich, sondern sehr subtil. Man bekommt sie bewusst gar nicht mit. Sehr selten sehe ich Werbung und entscheide daraufhin, ein Produkt zu kaufen. Viel öfter beeinflusst die sich wiederholende Werbung uns Menschen unterbewusst. Sobald ich dann im Geschäft stehe und entscheide, was ich kaufen möchte, wirkt sie unterbewusst mit. Die Ehefrau beeinflusst den Ehemann, der Ehemann die Ehefrau, die Eltern die Kinder, die Kinder die Eltern, ohne dass es beide Seiten wirklich merken. Der Chef setzt den Mitarbeiter ständig unter Druck. Fragt man den Mitarbeiter, ob er unter Druck gesetzt wird, verneint er. Kindheitserfahrungen und verborgene verschüttete Minderwertigkeitskomplexe und Schuldgefühle steuern den Menschen, und es ist ihm nicht bewusst. Die subtilen, nicht offensichtlichen Fremdeinwirkungen haben in der Regel eine um ein Vielfaches höhere Wirkungskraft auf den Einzelnen.

Somit steht der Mensch inmitten unterschiedlich starker innerer und äußerer Fremdbestimmungen. Jede Fremdbestimmung ist zugleich eine Abhängigkeit. Wie das Wort Ab“häng“igkeit schon sagt, hängt der Mensch. Er hängt an verschiedenen Seilen fest. Er ist nicht frei. Er hängt fest an seiner sozialen Stellung, seinen Schulden, weil er unbedingt ein Haus bauen will, an der Akzeptanz seiner Freunde, er hängt ab von seinem freitäglichen Suff, von seiner Frau, seinen Eltern, seinem Chef, seiner Leistung im Fußballclub, er hängt ab von tausend Dingen.

Die Abhängigkeiten fordern, sie setzen den Einzelnen unter Druck und wirken auf ihn ein. Der Mensch reagiert auf die Abhängigkeiten und versucht zu entsprechen. Der Mann gehorcht beispielsweise immer seiner Frau, weil sie stärker ist. Er ist wütend, meist unterbewusst, und traut sich nicht, die Wut zum Ausdruck zu bringen, da er den Erwartungen der Frau nicht mehr entsprechen würde. Die Abhängigkeit nimmt ihn gefangen und er erkrankt dabei.

Ein sehr geringer Anteil der Menschen ist frei von Abhängigkeiten und handelt selbstbestimmt. Freie Menschen haben erkannt, welche die Kräfte sind, die auf sie einwirken. Das ist immer der erste Schritt in die Freiheit. Der zweite Schritt ist es zu verstehen, dass ich zu der Kraft, beispielsweise zur Abhängigkeit von meinem sozialen Status, nicht einfach sagen kann: „Ab heute bin ich nicht mehr von dir abhängig und mir ist es egal, was die anderen Menschen über mich sagen.“ Das funktioniert nicht. Die Abhängigkeit wird damit nur noch stärker. Im zweiten Schritt geht es darum, meine Abhängigkeit anzuerkennen und zu respektieren: „Es darf so sein, dass es mir wichtig ist, was andere Menschen über mich sagen! Es darf so sein.“ An dieser Stelle nun lerne ich aber zu erkennen, dass ich den anderen Menschen nicht entsprechen muss. Ich bin nämlich kein Kind mehr, ich bin erwachsen, und darf die für mich richtigen und stimmigen Sachen tun. Und nun stehen sich zwei widersprechende Seiten gegenüber: die Fremdbestimmung sagt beispielsweise: „Ich besuche einen Kollegen, auch wenn er charakterlich nicht unbedingt mein Fall ist.“ Übersetzt heißt das: „Damit der Kollege nicht böse auf mich ist, er mich weiterhin mag und ich keine Schuldgefühle empfinde, besuche ich ihn.“ Die Selbstbestimmung sagt: „Ich will Ruhe und Gelassenheit verspüren, und würde viel lieber einen anderen guten Freund besuchen, der mir besser liegt.“

Die beiden Seiten dürfen sich widersprechen und sie dürfen beide gleichzeitig da sein. Das ist der dritte Erkenntnisschritt. Ich muss mir nur bewusst sein, dass zwei Seiten in mir da sind. Nun lerne ich

auszusteigen und mich in eine beobachtende Position zu begeben. Ich beobachte, was in mir abläuft und ich gebe der fremdbestimmenden Kraft nicht nach. Das geschieht dadurch, dass ich nicht handle, das heißt, den Kollegen, den ich nicht so gern habe, auch nicht besuche und anstatt dessen den guten Freund besuche. Nun wird mich das schlechte Gewissen plagen. Wiederum, das schlechte Gewissen darf sein. Ich beobachte es und lerne, es dadurch auf Distanz zu halten, durch ihn hindurchzusehen, durch ihn hindurchzugehen, um so zum eigenen Ich, zum tatsächlich selbstgewollten Tun zu gelangen. Ich muss es aushalten, und ich muss es schaffen, dem Kollegen zu sagen, dass ich kein guter Freund von ihm sein will. Ich habe einen großen Schritt in die Freiheit getan. Ich habe mich von einer Abhängigkeit befreit. Ich habe losgelassen.

All das ist ein Lernprozess, die Einen benötigen dafür kurze Zeit, die Anderen ein ganzes Leben lang. Lernen heißt, immer wieder und immer wieder erkennen, was in meiner Gedankenwelt eigentlich abgeht, und ich lerne, mich nicht mehr zu belügen. Belügen heißt, die Fremdbestimmung als Selbstbestimmung darstellen. Kauf ich jetzt ein Auto wirklich, weil es mir mehr Fahrsicherheit und Fahrkomfort bietet oder kauf ich es in erster Linie, weil ich glaube, es hebt mich auf ein höheres soziales Niveau? Verliebe ich mich in eine Frau wirklich, weil ich glaube, sie macht mich glücklich oder verliebe ich mich in sie, weil sie schön ist und ich mit ihr vor meinen Freunden angeben kann? Je ehrlicher man mit sich ist, desto mehr wird man staunen, welche und wie starke Abhängigkeiten auf einen einwirken.

Je selbstbestimmter man handelt, desto mehr merkt man, dass man meistens genau umgekehrt handeln muss, wie es von Außen, von der Gesellschaft vorexerziert wird. Ein Bergsteiger hört auf sein Inneres, das ihm sagt, er muss trotz guter Bedingungen die Expedition abbrechen. Das akzeptierte Mitglied einer Clique geht nicht mehr zusammen mit seinen Kumpels aus, wenn es spürt, dass ihm das nicht guttut. Es zieht sich zurück. Seine Freunde, vielleicht auch seine Familie, werden verständnislos reagieren.

Der Mensch, der sich auf den Weg zu sich selbst begibt, muss in der Regel mit starken Widerständen von Außen rechnen. Aber genau diese Widerstände sind umgekehrt ein Zeichen dafür, dass er richtig liegt. Will die Seele gesund werden, muss sie sich befreien vom Gefängnis der Abhängigkeiten und der Vergleiche.

Aufgrund meiner ständigen Innenschau war ich beim Olivenpflücken so weit zu erkennen, was mit mir geschah. „Bist du heute schnell beim Pflücken“, „Heute geht’s aber gut weiter“, mein ängstliches krankhaftes Muster wurde von außen belohnt. Ich spürte deutlich, was abließ. Ich spürte, dass das Lob das krankhafte Muster noch verstärken würde. Nun, das war schon mal etwas.

Ich wünschte mir, dass ich hinüberspringen könnte in die freie, unabhängige, gesunde Welt, in das meditative, warme, silbergrün atmosphärische Pflücken. Ich wollte meine Seele einfach bei der Hand nehmen und sie hinüberführen zum Leben. In den Zustand, in dem ich bei mir war, bei mir zu Hause, in mir und durch mich. Ich spürte so klar wie selten zuvor den Unterschied zur kalten, getriebenen, unfreien, abhängigen Welt.

Das Hinüberspringen war aber nicht so leicht. Auch wenn ich mir bewusst bin, was abgeht, welches Spiel hier eigentlich gespielt wird, die Kräfte bzw. gesellschaftlichen Werte, die an meiner Seele zerren, sind stark, unnachgiebig, penetrant. Das alte krankhafte Muster gab nicht nach. Ich war enttäuscht und ich versuchte es gewaltsam. Es klappte aber nicht. Meine Gedanken kreisten ständig und noch stärker um dieselbe Wertigkeit herum: „Ist der Baum nicht endlich fertiggepflückt, wie viele

Kisten brauchen wir noch, um wieder zur Presse zu fahren, wie viele Stunden pflücken wir heute bereits, an diesem Baum sind noch fünf Äste zu pflücken, ...“

An dieser Stelle, an der ich es nicht schaffte, meine Seele zurückzuführen in den freien Zustand, trat nun das nächste, alte Muster zur Stelle. Ich hörte die Selbstbeschuldigung und die Autoaggression in meinem Geiste poltern: „Ich bin aber auch zu nichts fähig! Immer wieder renne ich in die gleiche Scheiße rein! Ich habe einfach noch gar nichts kapiert!“ Auch das war mir bekannt und auch diese Kraft durchschaute ich mittlerweile. Ich beobachtete diese Kraft und das allgemeine Wirrwarr in meinem Kopf, und sagte mir: „Hans, das kannst du jetzt nicht ändern. Das ist jetzt so. Akzeptiere es, dass es jetzt einfach nicht geht, deine Seele in den warmen silbergrünen Zustand zu führen.“ In diesem Moment spürte ich, dass diese negativen Kräfte auch ihr Positives hatten.

Sie ließen nämlich aus einem offensichtlichen Grund nicht locker, der lautete: ich hatte meine Belastbarkeit überschritten. Ich war müde. Und die Kräfte wollten mir nicht nur schaden, sie wollten mich schützen. Sie sagten: „Lass es jetzt, es ist genug. Akzeptiere, dass du nicht mehr schaffst. Höre auf uns.“ Und ich sagte „Ja! Ich kann das annehmen und ich höre auf dich. Ich bin müde.“ Zur Verwunderung aller stieg ich vom Baum und sagte: „Ich bin jetzt müde und mag nicht mehr!“ „Ja, aber...“ „Nichts aber, ich mag nicht mehr und fahre jetzt nach Hause!“

Zu Hause angekommen, atmete ich zunächst mal tief durch, setzte mich auf einen Stuhl und blieb einige Minuten ruhig sitzen. Daraufhin legte ich eine DVD mit beruhigender Musik auf, machte mir einen Hagebuttentee und ließ meinen müden Körper auf die Couch fallen. Und es ging mir besser. Akzeptanz und Annahme aller meiner seelischen Impulse machten es mir möglich, aus dem Muster des gierigen Olivenpflückens auszusteigen. Dafür musste ich die Gier opfern, vom Baum heruntersteigen und nach Hause fahren.

Also lag ich nun da, mit meinem Hagebuttentee in der Hand, ganz ruhig. Ich horchte in mich hinein und durfte mich selbst spüren, meine Beine, meinen Rumpf, meinen Atem, mein Herz, wie es schlug.

Ich spürte deutlich den Unterschied zu meiner Erlebnisswelt auf dem Olivenbaum. Dort tobte der BLITZ und ich spürte nichts mehr von mir. Keine Seele war mehr da. Es dominierten ausschließlich zwei Dinge.

Zum einen die mit der Peitsche treibenden umtriebigen Gedanken, von den im Unterbewusstsein tobenden Schuldgefühlen und Minderwertigkeitskomplexen verursacht. Sie nahmen gleich einem Hurricane alles mit, was sich ihnen in den Weg stellte. Ich fühlte nichts mehr, auch keinen Körper mehr. Es war, als wäre er getrennt von mir. Jetzt in dieser Ruhe konnte ich distanziert auf mein Treiben beim Olivenpflücken schauen, und ich erkannte, welche Macht und Kraft BLITZ auf mich hatte. Wütete BLITZ in mir, war ich gar nicht in der Lage, klar und deutlich zu erkennen, welche Wucht das Muster hatte, wie stark es mich im Griff hatte, wie weit es mich vom Fühlen, vom lebendigen Leben wegzerterte. Die Gedanken kreisten zwanghaft um Kilo, Zeit und Liter, um Rekorde. Oder in anderen Fällen um narzisstische Gedankengebäude wie den Kauf oder den Bau von Häusern, um den Erwerb eines Luxusautos. Oder um die Angst, mein Körper könnte nicht mehr so wohlgeformt sein. Dann machte ich gleich mal ein paar Übungen oder ging laufen. In wieder anderen Fällen kreisten die Gedanken um Schuldgefühle wie die Angst, jemand könnte böse auf mich sein, weil ich Unrechtes getan hatte. In diesem Augenblick war mein Wesen wie elektrisiert, das von mir möglicherweise begangene Unrecht so schnell wie möglich, am besten gleich, wieder gut zu machen. Sobald mich BLITZ dominierte, sobald sich also meine Gedanken nur mehr an ein Ding kletteten, war

es so, als hätte ich Scheuklappen links und rechts am Kopf und würde nichts Anderes mehr sehen. Da gab es keinen Fabian und keine Christine mehr, da hörte ich nicht mehr hin, was gesprochen wurde, da fühlte ich mich wie eine ferngesteuerte Maschine. Apathisch. Weit weg vom Augenblick.

Zum Anderen peinigte mich das schmerzhaft Würgegefühl in meiner Kehle. Es war zugleich da mit der ferngesteuerten Gedankenmaschine von BLITZ. Das Würgegefühl war wie eine Strafe meiner Seele, positiv ausgedrückt, wie das verzweifelte Aufschreien meiner Seele über das Leid, das ihr BLITZ zufügte. Die Seele schrie es im wahrsten Sinne des Wortes aus ihrer Kehle heraus: „Halt inne, halt an, ich komm da nicht mit, ich schaff das nicht. Lass es endlich sein, hör endlich auf, dich anzutreiben wie eine Leistungsmaschine.“ Und das Ego hörte nicht, machte weiter, das Festbeißen an der gomorrhaischen Gedankenwelt wurde verbissener, das Würgegefühl stärker, ein Teufelskreis.

Wie gut ich all dies mit meiner Tasse Hagebuttentee jetzt sehen konnte. Diese Betrachtung aus der Ruhe und Distanz heraus fühlte sich gut an.

„Das darf es aber nicht“, schrie es mich wütend an. „Oh mein Gott“, dachte ich „jetzt klopft DONNER wieder an.“ Ich ließ meinen Kopf nach vorne hängen und war wieder einmal, zum fünftausendsten Male, bitter enttäuscht. Immer und immer wieder und immer dasselbe. DONNER war wie der Gefängniswärter, der aufpasst, dass ich nicht aus meiner Zelle und meiner Dunkelheit ausbreche. Immer wenn ein Lichtstrahl in der Zelle die Dunkelheit durchbrach, immer also, wenn mir wie eben jetzt ein gutes Gefühl entgegenwehte, trat der Gefängniswärter zornig zur Stelle und feuerte die Zellentür zu. Damit wieder Dunkelheit herrschte. So hatte es der Gefängniswärter die letzten fünfundzwanzig Jahre praktiziert. Immer wenn sich ein Spalt in der Türe öffnete, war er schon im Ansatz da und schlug die Zellentür wieder zu. Seit fünfundzwanzig Jahren. Und ich war nicht verzweifelt.

DONNER wollte nichts Positives zulassen. Das Lebendige war ihm nicht geheuer. Nichts Erfreuliches mehr sollte in meiner Seelenlandschaft hereingelassen werden. Ich kämpfte viele viele Jahre mit DONNER, letzterer behielt immer recht. Es war ein Gedankenpingpong, das teilweise vierundzwanzig Stunden am Tag ablief. „Das darf nicht sein, das will ich nicht!“ „Ich will aber doch. Ich darf doch auch mal ruhig sein.“ „Nein, und nochmals nein, ich habe das letzte Wort, und Schluss damit!“ Ich bettelte, ich flehte den Gefängniswärter an: „Ich will doch gar nicht mal glücklich sein, ich möchte doch nur mal Ruhe und Frieden in mir spüren!“ „Nein, nein, das darf nicht sein!“ Je länger und je mehr ich aber kämpfte und flehte, desto zorniger wurde der Gefängniswärter. „Du darfst nicht mehr nur nichts mehr Positives empfinden, du darfst gar nicht mehr denken.“ „Oh, Hilfe, oh Gott, ich hab solche Angst. Wenn ich gar nicht mehr denken kann, dann kann ich ja gar nicht mehr unter Menschen sein. Dann muss ich mich immer verstecken. So kann ich ja nicht mehr leben.“

DONNER drohte mir und er schüchterte mich vollkommen ein, bis ich es nicht mehr wagte, gegen ihn etwas zu sagen oder gar vom Leben etwas zu fordern. Ich unternahm immer weniger Anstrengung und versuchte, in meiner dunklen Zelle schweigsam zu verharren. Ich traute mich gar nicht mehr, im Ansatz ein positives Gefühl wahrzunehmen. So ließ ich mich von BLITZ treiben, festgefahren in den zwanghaften narzisstischen Gedankenwelten und dem permanenten Druck an der Kehle, nur um DONNER nicht zu begegnen. DONNER wurde aber über die Jahre immer fordernder. DONNER bekam nicht genug, er war wie ein Mensch, der den Hals nicht vollbekommen kann. Er wollte immer mehr. Er wollte mich zerstören. „Du darfst nicht mehr nur nichts mehr denken, du darfst dich auch nicht mehr bewegen.“ Der Strick an meiner Kehle wurde immer enger geschnürt. Man kann es nennen wie

man will, Seinsangst, Lebensangst, Selbstzerstörungskräfte, es war und es ist schrecklich. Immer mehr bekam ich in meinem Leben Angst, nicht mehr sein, nicht mehr existieren zu dürfen.

Und je stärker DONNER wurde, desto stärker wurde auch BLITZ. Lieber ließ ich mich tagtäglich im Kopf und an der Kehle quälen, als DONNER zu begegnen. Denn im Zustand der Qual und des Leids, im Zustand von BLITZ war ich zumindest noch lebendig, DONNER jedoch zerstörte jegliches Leben. Wenn DONNER befahl, ich dürfte mich nicht mehr bewegen, wurde ich beim Gehen unkoordiniert, ich stieß viel öfter irgendwo an, ich hatte Angst, wenn ich eine Kaffeetasse in der Hand hielt, dass ich sie fallenließ. Und die Angst wurde größer, je mehr DONNER mir einzureden versuchte, er sei kein Gespenst, er sei real. „Du siehst ja, wie du gehst, wie du etwas in der Hand hältst!“

Und DONNER war penetrant und hartnäckig, Granit ist ein Dreck dagegen. Er war wie ein Teufel in mir. In der Tat, ich klapperte lange Zeit das Internet nach Exorzismus ab.

So saß ich also da, mit meiner Hagebuttentasse in der Hand und ließ den Kopf fallen und dachte mir, es sei sowieso alles zwecklos, gegen meine inneren Mächte käme ich niemals an. Ja, den Kopf ließ ich fallen, und ich war müde. Und das war gut so, es war sehr gut. Und das war anders als früher. Früher nämlich war die Angst vor DONNER so groß, dass ich flüchtete, und mich von BLITZ in Richtung irgendwelcher Dinge antrieben ließ, die ich anscheinend tun oder verbessern musste, um eben der Begegnung mit DONNER auszuweichen.

Ich saß also müde da. Und ich stellte mir die so wichtige Frage danach, was ich jetzt brauchen könnte, damit es mir etwas besser ging. Ich holte die Yogamatte und machte ganz achtsam und liebevoll einige Yogaübungen. Ich tat ganz etwas anderes. Ich kämpfte nicht gegen DONNER und ich unterwarf mich ihm nicht.

Nach den Übungen legte ich mich in die warme Badewanne. „Ich darf da sein, ich bin dazu berechtigt, weil ich lebe“. Das durfte ich fühlen. Ich spürte, ich war auf dem Grunde meiner Seele, wie auf dem tiefsten Punkt des Ozeans angelangt. Dort wo alles beginnt, dort wo alles entsteht. Ich sah den grünen Garten meiner Großmutter vor mir, wie ihn der kleine vierjährige Hans damals gesehen hatte. Ich hörte DONNER sagen, „das ist etwas Positives, und das darf nicht sein.“ Aber die Stimme war leiser, weniger zornig. Meine Seele entgegnete ganz ruhig: „Und trotzdem bin ich da!“ Es fühlte sich so an wie Urvertrauen in das eigene Leben und Dasein. Mit einem kleinen Schritt war ich aus dem DONNER ausgestiegen.

Ja, die Zelle in der ich bin, hat ein Fenster. Es fällt, zumindest bei Tag, immer etwas Licht herein. Und der Gefängniswärter ist manchmal schon etwas weicher. Manchmal öffnet er auch für kurze Zeit einen Spalt der Zellentüre.

Es war nun fast Weihnachten. Von den hundertfünf Olivenbäumen hatten wir siebzig gepflückt. Wir waren müde, und die Oliven schauten uns schon bei den Ohren heraus. So beschlossen Christine und ich, es für dieses Jahr bleiben zu lassen und uns für nächstes Jahr besser zu organisieren. Wir hatten bei unserer ersten Olivenernte viel lernen dürfen, in jeder Hinsicht. Und es hatte großen Spaß gemacht.

Wir verspürten in uns das Bedürfnis nach Abwechslung und beschlossen, in unsere ehemalige Heimat zu fahren, die Brettln unter den Füßen anzuschallen und in die Skipisten lang gezogene Carving-Schwünge hinein zu malen. Am Tag vor unserer Abreise kehrten wir am Abend bei Klaus ein. Wir kuschelten beim Weihnachtsfilm „Polar Express“ auf dem Diwan vor brennendem Ofenfeuer

zusammen und feierten mit Anna und Klaus unsere erste bescheidene Weihnachtsfeier in der Toskana.

Vollendung

Als wir von unserem weihnachtlichen Skiurlaub zurückkehrten, trauten wir unseren Augen nicht: das Gerüst war weg, die gesamte Außenfassade verfugt, die Fenster und Fenstertüren wunderschön verkleidet, die Dachrinnen von Paolo waren montiert. Was für ein Anblick! Eine einzige Pracht!

Das Dach war gedeckt, die Außenfassade fertig. Sensationell. Nun konnten sich die Truppe von Carlo und die übrigen Handwerker den restlichen Arbeiten im Innenbereich widmen.

Zunächst einmal war der Sabbiatore Manuele dran. Manuele war ein lustiger, kleiner Italiener mit springenden Augen, ein braunhaariger Lockenkopf, dem das Arbeiten richtig Spaß machte und dessen ganze Liebe dem Motocrossfahren galt, wegen dem er nicht zuletzt seine Ehe und einige Beziehungen aufzugeben gezwungen war. „Ja, ich kann doch nicht am Sonntag zu Hause bei Frau und Kind bleiben, das versteht sich doch von alleine.“ Fragend schaute er mich an und wartete auf meine Zustimmung. „Unmöglich!“, war meine Antwort und er war beruhigt.

Manuele also nahm seine Sandungs-Maschine zur Hand und säuberte sämtliche Zimmerdecken und Verschönerungen im ersten und zweiten Stock, die mit Terrakottafliesen sowie kleinen und großen alten Holzbalken verkleidet waren. Das Innenleben von Papaqua kam mir nun vor wie der Anblick eines schmutzigen Maurers in seinem blauen Arbeitsgewand, der sich duscht und in einen maßgeschneiderten Anzug schlüpft.

Meine Freude über Papaqua stieg nun von Tag zu Tag, es wurde immer schöner und immer klarer in seinem endgültigen Aussehen. Und nun ging es Schlag auf Schlag. An jedem Tag sahen wir einen Fortschritt. Für mich gab es keine Arbeit mehr am Haus, und ich begnügte mich damit, jeden Tag eine Inspektion zu machen und mit Carlo über das Bad, die Fensterbretter, die Wände aus originalem Stein und allen anderen Wichtigkeiten und Unwichtigkeiten zu sprechen. Es war ein pures Vergnügen, ich suhlte mich darin wie ein Nilpferd, das sich am liebsten den ganzen Tag im Schlamm hin- und herdreht und ihn nicht mehr verlassen möchte. So bewegte ich mich manchmal stundenlang in den Räumlichkeiten von Papaqua, ging hin und her, von einem Zimmer ins nächste, mit dem Metermaß in der Hand, notierte, hatte neue Ideen, besprach diese mit Carlo. Meinen Einrichtungs- und Verschönerungsideen ließ ich freien Lauf. Zu Hilfe nahm ich Bücher über die Restaurierung alter Landhäuser und eine Vielzahl an Zeitschriften. Ich las, sprach täglich mit Christine, entwarf Ideen und jeden Tag - in der Regel begab ich mich einmal vormittags und einmal nachmittags nach Papaqua - war ich schon aufgeregt, was es Neues zu sehen gab.

Ein wochenlanges Thema war das Bad im Dachgeschoss, darin in erster Linie die Badewanne. Ich wollte, dass mir Carlo die Wanne maßgeschneidert aus Mauerwerk machte, und ich wollte sie groß, ganz groß. In ihr sollten drei Leute, Christine, Fabian und ich, leicht Platz finden. „Das ist schon wieder so eine verrückte Idee von dir!“, meinte meine liebe Frau Christine. „In der Wanne, Schatzl, da feiern wir Geburtstage und Sylvester, und da machen wir auch Liebe. Dafür ist sie leicht groß genug! Und während wir Liebe machen, kannst du durch das Dachfenster die Sternbilder am Himmel betrachten. Falls du unten liegst, versteht sich.“ „Ach du!“ Viel und lange besprach ich die Badewanne mit Carlo. Drei Ebenen sollte sie haben mit mehreren Sitz- und Liegemöglichkeiten, ein kleines Schwimmbad. „Die Wanne mit Wasser zu füllen, dauert eine Ewigkeit und kostet dich ein Vermögen. Weißt du überhaupt, wie viel das Wasser hier in der Toskana kostet?“ Auch Carlo war von meinem Badewannenprojekt nicht unbedingt überzeugt. „Ich weiß, aber mein Freund, ich mach einen Brunnen, und der holt mir aus einhundertdreißig Metern Tiefe sechzig Liter Wasser pro Minute

aus der Erde und gießt es in die Badewanne.“ Das war ein Argument, und ich konnte somit auch Carlo begeistern. Die Wanne wuchs nun Tag für Tag und Carlo kam mir vor, als arbeite er an seinem Meisterstück. Jeden Tag rief er mich an, ob ich nicht schnell für zehn Minuten vorbeikommen könnte. Jeden Handgriff wollte er mit mir besprechen. „Ganzo“, strahlte er, als die Rohkonstruktion fertig war, was soviel bedeutet wie „Super!“ „Hier kann der Fabian von außen rein springen.“ Nun wurde die Wanne mit beige-weißen und erdrotten Mosaiksteinchen in einem etwas abgeänderten Ying-Yang-Muster verkleidet.

Direkt an den Rand der Wanne wurde der Waschbereich mit zwei Waschbecken ebenso in Mauerwerk gefertigt, wobei die Oberfläche ebenso mit den beige-weißen Mosaiksteinchen verkleidet wurde. Große Terrakottafliesen wurden an der Wand angebracht und sollten als Regale dienen. Das Wandfenster gestalteten wir in einem Rundbogen und verkleideten es mit alten Dachziegeln. „Hier kannst du die liebe Mutter Gottes reinstellen“, meinte Carlo, „wenn du mit deiner Frau in der Wanne ins Nirwana reist, dann sei aber so gut, und dreh sie um, die liebe Mutter Gottes. Die hat ja schon genug gelitten. Zudem bist du womöglich noch ein schlechter Liebhaber, und das wäre noch das Allerschlimmste!“ „Mach ich!“ Als dominierende Oberflächenverkleidung für das Bad wählten wir fünfzigmal hundert Zentimeter große, ganz außergewöhnliche beige-gelb-braun-gemusterte Fliesen. Für diese Auswahl ließen wir uns vom Baumaterialien-Geschäft beraten, in dem sich Carlo bediente.

Stella, die rassige schwarzhaarige Chefin sizilianischer Abstammung beriet uns darin. Sie hatte in der Tat einen außergewöhnlich guten Geschmack. Das merkte ich bereits an ihrem Stil, sich zu kleiden. Von ihr ließen sich Christine und ich uns auch verschiedenste Böden zeigen. Wir, besser gesagt, Christine wählte eine auf alt gemachte neue rötlich braune Terrakottafliese aus, die mir zwar auch gefiel, ich aber zumindest für den oberen Stock auf eine schöne weiße Fliese geschickt hatte. „Nun, mein Freund, wenn du putzt, dann nehmen wir die weiße Fliese.“ Da Putzen nicht zu meinen vordergründigen Stärken zählt, war somit auch das Fliesen-Thema entschieden.

Ich wollte einfach alles schön machen und deshalb war mir auch die Gestaltung der beiden Stiegenbereiche wichtig. Die horizontale Trittpläche jedes Stiegentreppchens verkleideten wir in Travertin, einem Material, das in den alten toskanischen Landhäusern auch üblich war. Für die vertikale Unterseite des Treppchens bestellten wir gemusterte Fliesen, die aus Sizilien kamen. Alles zusammen suchten wir mit Stella aus.

Im Schlafzimmer, im Bibliotheksraum und im Kaminzimmer ließ ich in den Ecken kleine Sitznischen aus Stein mauern, die an der Oberfläche mit Terrakottafliesen verkleidet wurden. Besonderen Spaß machte mir meine kleine Erfindung, die meinem Gefallen für Gemauertes entsprang. So ließ ich mir von Carlo ein zweieinhalb Meter langes und eineinhalb Meter hohes Bücherregal im Bibliotheksraum aus Terrakottafliesen und Mauerwerk gestalten. An einem Ende war es an die Steinwand gemauert, verlief mitten im Raum und diente somit überdies als Raumteiler für die Sofaecke. Nun hatte ich im großzügigen Bibliotheksraum mein so geliebtes Raum-in-Raum-Prinzip verwirklicht. Ich fühlte mich nämlich weder in kleinen noch in zu großen Räumen wohl. In kleinen Räumen fühlte ich Enge, in großen kam ich mir verloren vor. Hier fühlte sich mein Unterbewusstsein wahrscheinlich alleine und ungeschützt. Es fehlte eine Begrenzung, eine Eingrenzung, in der ich die Übersicht behalten konnte. So versuchte ich stets, auch beruflich, aus großen Räumen mehrere kleine Räume zu machen, die aber nicht gänzlich voneinander abgegrenzt waren, sondern in denen eine räumlich visuelle Kommunikation stattfinden konnte. Das Bücherregal bot sich als Raumteiler hervorragend an.

Da es keine so leichte Konstruktion war, betätigte ich mich als Innenarchitekt und nahm sorgfältig die Maße. Daraufhin fuhr ich ins Geschäft für Baumaterialien und suchte die geeigneten Terrakottafliesen und das Ziegelwerk aus. Die Maße und die Materialien dienten mir nun als Grundlage, eine Zeichnung mit Höhen, Längen und Tiefen des Regals für Carlo zu skizzieren.

Während dem Zeichnen flog mir dabei noch ein Einfall entgegen: würde ich in einzelnen Regalboxen die Terrakottafliesen diagonal legen, würde ich meine Erfindung auch als Weinregal nutzen können.

Au, klasse, Bücher und Wein, das ist fein! Ich dachte in diesem Moment an Christine, die immer wieder mal davon träumt, einen Buchladen zu eröffnen, in dem die Kunden an einem feinen Gläschen Wein nippen könnten. Wein trinken, so flossen meine Gedanken stromabwärts, kann man nur aus Gläsern. Gab es eine Möglichkeit, in dem Wein-Buch-Regal auch Gläser unterzubringen? Frei in einer Regalbox stehen konnten sie nicht, das war zu gefährlich. Also mussten wir versuchen, einige Regalboxen mit Türchen zu versehen. Mir fielen dabei die alten Fenster von Papaqua ein, die im Keller lagerten, und mich jedesmal um eine Wiederverwendung baten, wenn ich an ihnen vorbeieilte. Das wär doch was. Einige Fensterflügel waren noch in gutem Zustand. Zudem hatte jeder Fensterflügel auch einen Fensterladen aus Massivholz, die im alten Papaqua im Sommer zum Schutz vor Sonne und Hitze dienten.

Salvatore könnte die Fensterflügel und Fensterläden neu lackieren, und schon konnten die alten Fenster als neue Regaltürchen, die entweder durchsichtig oder undurchsichtig waren, ihren weiteren Dienst in Papaqua verrichten. Die Idee der gemauerten Regale mit den Fensterflügeln und Fensterläden als Regaltürchen fand ich derart spannend, dass ich sie ins Bad und in die Küche weiterzog. In der Küche würden sie als Regal für Nudeln, Reis, Gewürze, Zucker und Kaffee dienen, im Bad sollten die Schönheits- und Fältchencremen von Mami und Papi Platz finden.

Und Daniel Düsentrieb erfand weiter. An der Wand gegenüber dem gemauerten Bücherregal könnte ich ein weiteres Buch-Weinregal machen. Ich ließ Salvatore, unseren Tischler, kommen und eines der uralten Fässer im Keller, das ich aufgrund seiner Größe gar nicht durch die Kellertüre gebracht hätte, in einer Tiefe von vierzig Zentimetern mit der Motorsäge durchschneiden. Manuele bat ich, das Fassteil mit seiner Sandmaschine zu säubern. Salvatore bekam nun den Auftrag, in dem Fassteil, das einen Durchmesser von einem Meter dreißig hatte, Regalflächen für Bücher und Wein einzubauen und es in einer bordeauxroten Farbe gemischt mit einer antikbraunen zu lackieren. Das Regal wurde eine Wucht und ich hatte eine Riesenfreude, wieder etwas Altes restauriert zu haben. Und in meiner Freude blieben meine Gedanken an den Fässern kleben; und zwar an dem übrig gebliebenen Fassteil und zwei weiteren, sogar noch etwas größeren uralten Fässern. Die könnten doch auch eine Verwendung finden? Diese war weniger schwer zu finden. Zunächst wurden alle drei Teile abgesendet. Aus dem Fassteil sollte ein überdimensional großer Blumentopf für unseren Garten entstehen, in den ich vielleicht einen Olivenbaum pflanzen könnte, die beiden anderen Fässer übergab ich wiederum Salvatore mit dem Auftrag, die Fässer zu lackieren und drum herum eine Sitz-Rundbank zu montieren. Die Fässer sollten somit in Zukunft als Tische für die beiden Ferienwohnungen dienen, die geplant waren.

Da ich auf den Geschmack gekommen war, Möbelstücke in Mauerwerk zu gestalten, fuhren wir mit dieser Linie auch in der Küche fort. Es war überdies Tradition in der Toskana, Küchen aus Mauerwerk zu gestalten. Dabei wurden die Trennwände zwischen Backofen, Spülmaschine, Kühlschrank und Abstellregalen gleich angemalt wie die Wände des Raumes, und zwar in einer warmen gelblich-beige-weißen Farbe, die im Geschäft als Panna bezeichnet wurde. Diese harmonierte ausgezeichnet mit

den traditionellen Rundbögen aus Terrakotta an der Decke der Küche sowie den bräunlich-roten Fliesen am Boden. Denselben Fliesenboden zogen wir durch das ganze Haus, also auch in das Kaminzimmer im ersten Stock. Den alten Kamin hatten wir abgetragen und in Zusammenarbeit mit Carlo unseren neuen gestaltet. Er wurde wunderschön, aus Stein und mit alten Holzbalken verkleidet. An den Seiten des Kamins wurden links und rechts schöne rustikale Bänke aus Stein errichtet. Unter der Sitzfläche wurden dabei Hohlräume für die Holzlagerung vorgesehen. „Hier, meine liebe Christine“, sagte ich zu meiner Frau, „hier nehmen wir nach dem Mittagessen unseren Kaffee und unseren Jonnie Walker ein, während wir das Feuer beobachten.“ Es sollte aber nicht der einzige Kamin bleiben. Im Bibliothekszimmer und im Schlafzimmer fanden an den in Stein belassenen Wänden weitere zwei kleine Kamine Platz, die nicht nur die Zimmer beheizen, sondern überdies einen smarten Beitrag zu unserer kuscheligen landhäuslichen Wohnatmosphäre beisteuern würden.

Die Auswahl der Wandfarben schließlich war ein langwieriger Leidensprozess. Christine und ich waren uns total unschlüssig, mit welchen Farben wir Papaqua schmücken sollten. Beide waren wir verliebt in bunte starken Erdfarben, wir befürchteten aber, dass starke Farben sich zu dominant in den Vordergrund stellen und die Schönheit der Räumlichkeiten untergraben würden. So kam es mir recht gelegen, dass ich genau zum Zeitpunkt der Auswahl für die Farbe unbedingt in meine ehemalige Heimat zurückreisen musste, um einige überaus wichtige Dinge zu erledigen. „Christine“, sagte ich also ermutigend, „der Zeitpunkt ist gekommen, jetzt bist du dran. Wähl bitte du die Farben aus!“ Nun, sie schätzte sich nicht gerade glücklich, mit dieser heiklen Aufgabe allein gelassen zu werden, aber sie nahm die Herausforderung tapfer an. Aufgeregt lief sie nun dreizehn bis achtzehn Mal, sie weiß selbst nicht mehr genau, wie oft, zum Farbengeschäft und kaufte Proben aller möglichen Rot-, Ocker-, Orange-, Gelb- und Braunfarben und malte sie an die Wände. Keine passte. Als ich in meiner Firma weit weg von der Toskana gerade ein äußerst wichtiges Meeting hatte, wurde ich telefonisch von Christine unterbrochen. „Ich kann nicht mehr, ich hab es satt. Fünfzig Farben habe ich probiert, keine passt. Gaby hab ich auch gefragt, sie war mir aber keine Hilfe. Ich kann gar nicht mehr schlafen wegen der Farben.“ Als ich wieder in der Toskana eintrudelte, fand ich an jeder möglichen Wandfläche im Haus irgendwelche Farbkleckse. In der Tat, es war nicht leicht, die richtigen Farben zu wählen. „Weißt du was“, sagte Christine, „wir malen das gesamte Papaqua in Panna-Farbe aus, und damit basta.“ Ich war nicht überzeugt, doch sie sollte Recht behalten. Als der erste Raum, unser Schlafzimmer, in Panna ausgemalt wurde, sah ich den warmen stimmigen Kontrast zu den Balken und Terrakottaziegeln an der Decke sowie den in Stein belassenen Mauern. Heute muss ich sagen: „Christine, du hast die Farbe genial ausgewählt!“

Ja, Papaqua hatte eine neue Seele bekommen. Es war verwandelt, es war neu gekleidet, wunderschön. Die alte Seele des Hauses war noch da, sie war der innerste Kern, das Mauerwerk, das die neue Verkleidung durchdrang. Das alte Gemäuer war das Herz von Papaqua. Es wurde abgeschminkt, das Schöne und Stabile wurde auf Sicht gelassen, das Brüchige wurde durch Eisen, Beton und Zement gestützt, das Hässliche wurde neu verputzt und verkleidet. Und – ich möchte es bewusst nochmals wiederholen - das alte Mauerwerk war dennoch da. Beide Seiten konnten nebeneinander sein, nebeneinander existieren, sich gegenseitig stützen und ergänzen. Das Eine konnte ohne das Andere nicht bestehen.

Das alte Papaqua wäre unbewohnbar geworden, es wäre mit der Zeit komplett verkommen. Das Neue hat dem Alten das Leben gerettet. Das Neue kann aber umgekehrt ohne das Alte nicht bestehen. Das Alte stützt, das Neue strahlt. Nichts ist besser, nichts ist schlechter, beide haben ihre Berechtigung. Und genau das lehrte mich die Restaurierung von Papaqua.

Einzug in Papaqua

Heute nun endlich, am fünfundzwanzigsten März zweitausendundneun, ist der große Tag: wir wollen einziehen und die erste Nacht in unserem neuen Heim verbringen. Das Haus ist mehr Baustelle als fertiges Heim, wir wollen aber um jeden Preis rein in unser neues Wohnparadies; denn das Wasser sprudelt bereits lustig aus den Hähnen des Bades im zweiten Stock, und das gibt uns neben einem fast fertigen Dachgeschoss Anlass genug, um endlich einzuziehen. Strom haben wir zwar, die Lichter sind aber noch nicht montiert. Wir werden uns abends mit Kerzen behelfen. Vielleicht finden wir auch eine Stehlampe.

Es geht zu wie in einem neu zu eröffnenden Möbelhaus. Freunde bringen in zwei Lieferwagen einen Teil unserer Möbel aus der alten Heimat und schleppen sie in das Dachgeschoss, vorbei an Maurern, Tischlern und Installateuren, die im ersten Stock noch allerlei zu werkeln haben. Der Tischler montiert im letzten Abdrücker noch die Haustüre und zwei fehlende Fenster. Von Türen kann noch gar nicht die Rede sein. Der Installateur ist gerade dabei, mit einem Maurer vor dem Haus die Röhren in die Klärgrube zu verbinden, damit wir unseren Bedürfnissen nachgehen können. Fünf andere Maurer kleben Fliesen auf die Böden, streichen die Holzbalken an und montieren die Arbeitsplatte der Küche. Nein, mit Ho-Ruck-Aktion hat das alles nichts zu tun, das täuscht nur!

Zwei Schränke, das Sofa und einen Tisch stellen wir sporadisch in den Wohnraum im Dachgeschoss, auch der Kühlschrank wird hier angeschlossen und findet neben der Couch seinen vorläufigen Platz. Das Zimmer von Fabian füllen wir in der Zwischenzeit mit Möbeln, Taschen und Kartons voller Bücher und Kleinkram. Fabian wird die nächste Zeit mal bei Mami und Papi schlafen. Nicht wenige Möbel werden vom Dachgeschoss wieder in den ersten Stock zurückgeschleppt und vorläufig in einem halbfertigen, staubigen Raum gelagert. Alle rennen rum wie aufgescheuchte Hühner in einem Stall, in dem der Fuchs zu Gast ist.

Wir schauen in die Kartone rein, und was irgendwie passend ist packen wir aus, um den Räumen, in erster Linie dem Wohn- und dem Schlafzimmer, etwas an Wohnlichkeit und Gemütlichkeit abzurufen. Fensterbretter und andere Abstellflächen schmücken wir somit mit Büchern. Für Christine und mich sind Bücher überhaupt das schönste Einrichtungs-Accessoire. Eine Tischdecke graben wir aus einem Karton aus, sogar einige Decken, Felle und Pölster finden wir, mit denen wir das Ledersofa durchwärmen. Eine Stehlampe fällt uns in die Hände, sie wird das Wohnzimmer beleuchten. Für die übrigen Räume besorgt Christine im Dorfgeschäft reichlich Zündhölzer und Kerzen. Sie hätten wahrscheinlich für fünf Jahre gereicht, aber das ist nun mal so eine Eigenschaft meiner lieben Frau Christine: wenn, dann wird anständig eingekauft, ob das Zeug gebraucht wird oder nicht, ist zunächst mal zweitrangig. Wichtig ist nur, dass wir genug haben. Eine Eigenschaft ihrer lieben Frau Mutter, der sie diesbezüglich aber nicht das Wasser reichen kann. Fabian packt voller Stolz seine Wilde-Kerle-Taschenlampe aus. „Fabi“, strahle ich meinen lieben Sohn an, „du hast mir das Leben gerettet. Damit kann ich des Nächstens ungefährlich pinkeln gehen!“

Die größte Sorge bereitet uns das Schlafnest. Sollen wir einfach Matratzen auf den Boden legen und schlafen wie zu Studentenzeiten? Nein, das wollen wir nicht unbedingt. Also besorgen wir uns von den Maurern einige Ziegel, legen Lattenroste und Matratzen drauf, und fertig war das Zauberbettchen.

Zum Glück haben wir im Wohn- und Schlafzimmer unseres Dachgeschosses zwei kleine Öfen eingerichtet. Sie sollten uns die ersten Wochen im Haus vor dem Erfrieren retten. In der Ahnung, es

würde die erste Zeit im Haus äußerst kühl werden, beschäftigte ich mich bereits einige Tage vor dem Einzug damit, rund um unser Haus Holz zu sammeln. Das meiste brachten unsere Olivenbäume hervor, die vor einigen Wochen von unserem lieben Freund Graziano beschnitten wurden.

Als es gegen sieben Uhr abend dunkel wird und wir wie verlassen alleine in unserem Haus zurückbleiben, mache ich mich daran, die Öfen mit Holz zu bestücken und das Feuer zu entzünden. „Ich als alter Bergmensch, der in seiner alten Heimat bereits zwei Öfen hatte“, denke ich, als ich mir alles schön zurecht richte, „mache das aus dem Stegreif.“ Als es aber bereits halb neun Uhr abends ist, meine zwei Lieben schon am Erfrieren sind und ich mit letzter Kraft aus vollen Lungen in die Öfen rein puste, bin ich der Verzweiflung nahe und rufe Graziano an. Dieser erscheint prompt zusammen mit seiner Frau Serenella, einem Kübel voll trockenem kleingeschnittenen Holz und einer Flasche Rotwein samt Gläsern und einem Flaschenöffner. Er kniet sich nieder, entfernt etwas Holz, legt Karton, Papier und Kleinholz nach und ehe ich hinschauen kann, brennt das Feuerchen bereits lichterloh im Ofen, während mich meine liebe Frau Christine über die Schulter eines liebevollen Blickes würdigt.

In der Zwischenzeit ist auch unser Freund Klaus mit seiner Anna erschienen, rein zufällig, er will mich nur etwas fragen. Aber Klaus und Anna passen in dem Augenblick genau dazu. Graziano öffnet den Rotwein und schenkt ein. „Der ist von meiner Rebe, der beste Wein, den ihr hier weit und breit finden könnt!“ Versteht sich von selbst. So, und nun prosten wir uns zu und unsere Gäste beglückwünschen uns zum Einzug in unser kleines Schlösschen aus Stein. Das Kerzenlicht und die Stehlampe beleuchten die wunderschönen Balken und Terrakottaziegel der Zimmerdecke. Ich beobachte die Menschen. Das dumpfe Licht verleiht den Räumen eine Atmosphäre wie in einem urigen Bierpub, in dem sich die Leute an einem Tisch unterhalten. Wenn ich in die freundlichen Gesichter schaue, die sich in unserer heimeligen Atmosphäre wohl zu fühlen scheinen, werde ich heimgesucht von einem Gefühl der Zufriedenheit.

Um zehn Uhr abends verabschieden sich unsere Gäste und ich begleite sie über die dunklen Stiegen stolpernd, nur mit der Wilden-Kerle-Taschenlampe bewaffnet, zu ihren Autos. „Danke, dass ihr den Einzug in unser Haus mit uns geteilt habt. Es war schön heute Abend. Gute Nacht, und schlaft schön!“ „Wir sehen uns morgen. Da bring ich dir noch etwas Holz!“ „Ja, herzlichen Dank. Ciao!“

Christine hat indes mit Decken und Pölstern aus unserem Ziegelbett ein kuscheliges Nestchen bereitet und liegt mit Fabian bereits engumschlungen darin. Die Öfen strahlen angenehme Wärme in die Räume. Ich lege mich zu meinen zwei Lieben dazu. Nach einem gegenseitigen Geknutsche liegen wir ruhig im Bett, bis auf Fabian. Der strampelt zwischen uns hin und her wie in einem Boxring. Er ist immer sehr erregt, wenn wir Gäste haben und er die Künste eines heranwachsenden Knaben vorführen darf. „Ruhe Fabi, es ist halb elf und morgen ist Schule!“ Nach einigen weiteren ruppigen Stößen in unsere Magengruben ist dann endlich Ruhe.

So liege ich nun still auf meinem Rücken, meine Hände ruhen verschränkt auf meinem Bauch. Ich schaue auf die Zimmerdecke und erkenne die Konturen der Balken und Dachziegel. Mein Blick gleitet zu den schönen Wänden aus Stein, die bei der Renovierung nach dem Abtragen des Verputzes wiedergewonnen und naturbelassen behandelt wurden. Durch das Dachfensters schaue ich in den nächtlichen Schein des bevorstehenden Frühlings. Sterne und gar die Sichel des weißgold glänzenden Mondes scheinen geheimnisvoll auf uns drei Leutchen herab.

Ich liege unter dem fast vollendeten Papaqua und starre weiterhin auf die Zimmerdecke. Ich sehe, wie ich zusammen mit Klaus das Dach abgetragen habe, wie das Gerüst beinahe gekippt ist, den Streit mit Ezio, die Trennung von ihm, die Erlebnisse mit Paolo, das Zeitungsinserat, es ist, als ob ich in einem Fotoalbum blättere, in dem alle große Emotionen des Weltenstromes enthalten sind.

Tränen füllen meine Augen. Oh ja, die Renovierung war Arbeit, Kampf, Streit, Freude, Erkenntnis, reichlich, manchmal auch mehr als genug von allem. Ich spüre die Erschöpfung in jeder Ecke meiner Glieder. Mehr und mehr füllen sich meine Augen wie ein kleiner See. Langsam wird er übergehen. Die Wimpern halten ihn noch etwas zurück, gleich aber rinnt ein Faden von den Augenlidern über die Schläfen auf den Polster. Ich lasse die Tränen fließen, ich bin müde. Zu müde aber, um schlafen zu können.

Ich blättere weiter im Fotoalbum und sehe Bilder meines Lebens und Weisheiten, die mir bei der Renovierung von Papaqua von Menschen und Erfahrungen zugetragen wurden.

Meine Seele tat den ersten Atemzug in dieser Welt, als sie schon mit einem schweren Paket beladen war. Sie machte die ersten Schritte in einer Umgebung, die es ihr nicht leichter machte. Dann ließ sie sich wegtragen von einem tobenden Gewitter, von BLITZ und DONNER, um sich scheinbar zu retten; über viele, viele, ja zu viele Jahre, denn sie ließ viel Kraft und Energie liegen. Und erst heute, in der Mitte des Lebens angelangt, sucht sie neue Wege, Wege, um aus BLITZ und DONNER auszusteigen. Mir ist heute klar, dass BLITZ und DONNER, die alten Lebensmuster, Teile meines Daseins sind. Sie werden mich bis an das Ende meines Lebens begleiten. Sie werden mich zur Verzweiflung bringen, noch oft genug, sie werden mich unterdrücken und sie werden an meiner Kehle schmerzhaft zerren, aber sie haben auch ihr Gutes. Das Prinzip von Ying und Yang, wonach in allem Schlechten etwas Gutes und in allem Guten etwas Schlechtes steckt, entspricht der Wahrheit bis in ihren innersten Kern. BLITZ und DONNER sind nicht nur schwarz, ihnen immanent ist auch ein weißer heller Lichtpunkt. Und dieser fängt mich immer wieder auf und trägt mich hinüber ins Licht, dorthin, wo ein unschuldiges Kind im Garten seiner Großmutter mit den Maikäfern spielt.

Heute ist der fünfundzwanzigste März zweitausendundneun, der Tag des Einzuges in Papaqua. Heute zeigen sich Frohsinn und Freude in heiterem Glanz. Die vergangenen Tage ging es mir aber gar nicht gut. Ich habe zwar viel Yoga gemacht und ich durfte immer wieder für kurze Zeit mit den Maikäfern im Garten meiner Großmutter spielen, aber BLITZ zerrte seit Tagen kräftig an meiner Seele und trieb sie voran und hat die wunderschönen Maikäfer sogleich wieder vertrieben. Das Gewitter gab mal wieder nicht nach. Ich war Ende Februar eineinhalb Wochen in meiner ehemaligen Heimat, da mein Unternehmen eine neue, sehr schöne, moderne Büroeinheit bezogen hat. Und die alte Welt hat mich wieder ergriffen. BLITZ verkleidete sich mit Erfolg, Anerkennung, unternehmerischem Wachstum und übernahm wieder die Herrschaft über mich.

Und ich spürte den bitteren Druck an meiner Kehle ganz heftig, tausend Vorhaben und Taten wirbelten in meinem Kopf herum. Ich wollte wieder Häuser kaufen, meine Agentur vergrößern, Mitarbeiter einstellen, ein Luxusauto kaufen, ach, herrje, der kleine Hans wollte mal wieder ganz groß raus, nur um etwas Liebe zu erhaschen. Er merkte es wieder mal gar nicht, dass die Liebe sich keinen Atemzug weit unmittelbar um ihn herum befindet, im Zwitschern der Frühlingsvögel, im Geruch der ersten Blüten an Bäumen, Sträuchern und Wiesen, in den Augen seines Sohnes, als er gerade zuvor mit ihm zusammen das tägliche Nachtgebet aufgesagt hatte, im Schoße seiner Frau, die immer für ihn da ist.

Oh, besonders der mögliche Kauf eines Luxusautos war ein Leid ohne Ende. Mein Freund Hannes könnte ein Lied davon singen. Wie oft habe ich ihn angestupst, im Internet nach einem Auto für mich zu suchen, ich selbst verstehe davon nämlich nichts. Jedesmal behauptete ich: „Diesmal, Hannes, kaufe ich es auch!“ Immer wieder, kurz bevor ich beim Autohändler die Brieftasche zückte, machte ich einen Rückzieher. In dem Moment, in dem das Auto mein sein sollte, blitzte es in mir nicht mehr und das Unwetter verzog sich. Es wurde ruhig, die Sonne schien wieder, und ich brauchte das Auto nicht mehr.

So auf dem Bett liegend und im Fotoalbum blättern denke ich gerade, dass ich eigentlich im Grunde keinen Schritt weitergekommen bin und dass BLITZ und DONNER mich in Zukunft nach ihrem Belieben in Furcht und Angst versetzen werden.

Ich blättere weiter im Album und sehe plötzlich neue, freundlichere Bilder.

Nein, viele Dinge sind neu, anders als noch vor Jahren, besser. Sie machen mir das Leben leichter und ich bin sehr dankbar dafür. Sie dürfen zum Einen neben BLITZ und DONNER existieren, zum Anderen helfen sie mir manches Mal, aus dem Gewitter auszusteigen.

Meine Geschichte endet nicht mit einem Happy End, BLITZ und DONNER haben sich aus meinem Seelenleben nicht verabschiedet. Aber die Geschichte endet mit der Zuversicht für mein hoffentlich noch langes und hoffnungsvolles Leben. Ich versuche, so gut ich es imstande bin, mein Leben einer höheren Macht, dem lieben Gott, in die Hände zu legen, intuitiv und vertrauensvoll zu leben und Planung und Kontrolle abzugeben. Das ist die Herausforderung, der ich täglich zu begegnen habe.

Eine Vielzahl an Dingen erfuhr in den letzten Jahren eine Wandlung.

Wenn BLITZ und DONNER toben, spüre ich manchmal eine sich beruhigend anfühlende innere Müdigkeit. Ich erkenne das als Momente, in denen sich das Ego ergibt, in denen es nachgibt. Das Ego lässt geschehen. BLITZ und DONNER nehmen dabei zuweilen die Gestalt einer schlichten, vielleicht auch etwas höheren und laut rauschenden, dennoch aber ungefährlichen Welle an. Ich gehe ins Wasser, die Welle kommt auf mich zu, ich drehe mich ab, sie schäumt um mich herum, bricht nieder und rollt sich ab. Ich beobachte und lasse geschehen. Die nächste Welle nähert sich mir. Ich tauche ins Wasser und lasse mich von den Wellen tragen, auf und nieder. Ich spiele und wiege mich in ihnen willenlos wie auf einer Schaukel. Oh, tut das gut! Ich darf dableiben, genießen, erleben. Es ist dies die Welt des Vertrauens, der Liebe, der Geborgenheit, die Welt des Daseindürfens im Hafen der Sicherheit.

Und spüre den Unterschied zu den Situationen, in denen ich die Welle als gefährlichen, sich meterhoch vor mir aufbauenden Tsunami wahrnehme, der danach trachtet, alles sich um ihn Befindliche niederzuschwemmen und zu zerstören. Ich stehe angepannt und starr am Strand, sehe die in der Ferne sich in Eiltempo nähernde Monsterwelle und aktiviere spontane Überlebensmuster. Ich renne davon, ich renne um mein Leben, mit allen Kräften, die mir die Natur zur Verfügung gestellt hat. Meine innere Erregung fühlt sich an wie ein auf Hochtouren laufender Motor eines Ferraris. Ich schaue nicht mehr nach links und nach rechts, sondern nur noch geradeaus. Ich sehe gar nicht mehr, was sich um mich herum wirklich abspielt. Mein Blick ist starr nach vorne gerichtet. Ich renne und renne um mein Leben und spüre die Welle im Nacken. Ich sprinte wie in einem Hundertmeterlauf, der niemals aufhört. Ich werde müde, bin erschöpft, kann nicht mehr, breche zusammen. Ich drehe mich um, und muss mit Schrecken feststellen, dass ich mich nicht weit genug vom Strand entfernt

habe und die Monsterwelle noch näher gerückt ist. Der Wettlauf beginnt von neuem. Es ist dies die Welt von Hast, Eile, Angst und Schrecken, Zwang, von Schuld und Minderwertigkeit, von höher, besser, schneller. Die Welt, in der man fremdbestimmt neben sich steht und der Knecht seines eigenen Narzissmus ist.

Auch wenn sich BLITZ und DONNER noch oft genug wie eine Monsterwelle vor mir aufbäumen, so spüre ich doch zumindest den Unterschied der beiden Erlebnis-Welten. Dieselben Dinge können sich an einem Tag anfühlen wie eine friedliche spielende Welle, während sie am nächsten Tag zu einer Monsterwelle heranwachsen. Die Information über zusätzliche Kosten am Haus löst an einem Tag allerhöchstens ein leichtes Bedenken aus, während sie am nächsten Tag aufgeblähte Existenzängste erwecken. Das eine Mal ist die Reaktion ein friedliches Gewährenlassen. Ich lasse die Information gleiten und erfahre, dass ich trotzdem am Leben bleibe. Irgendwo in einem tiefen Winkel meiner Seele spüre ich in diesem Moment so etwas wie ein kleines Pflänzchen an Urvertrauen und erkenne es als Quelle einer tiefblauen, hell leuchtenden Lebenskraft.

Das andere Mal löst dieselbe Information eine feindselige Erregung in den Fundamenten meiner Seele und Angst und Schrecken aus. Ohne die reale Gefahr zu überprüfen und gleichzeitig wohl wissend, dass keine reale Gefahr besteht, grüble ich, telefoniere mit meiner Firma, mit Banken, rechne in Tabellen und kalkuliere. Zwei Welten, zwei Wahrnehmungen!

Täglich lerne ich deshalb mehr und mehr, mir darüber bewusst zu sein, wo ich stehe und in welchem Muster ich stecke: ob es gerade BLITZt oder DONNERT, wie nahe das Gewitter und wie stark es ist, ob ich in einer Welle einen Tsunami oder friedliches schaukelndes Spielzeug erkenne.

Ich nehme den momentanen Wahrnehmungszustand sehr ernst. Ich halte inne, atme tief durch, versuche, so gut es mir möglich ist, das Gewitter zu beobachten. Somit nehme ich ihm etwas Wind aus den Segeln und lasse mich von ihm nicht mehr so stark davontragen. Immer wieder frage ich genau an der Stelle, wo mich das Gewitter packen wird, was ich nun brauchen würde, um aus dem Muster ein Stück weit auszusteigen. Wie ein kleines Kind Schritt für Schritt gehen lernt, lerne ich Schritt für Schritt zu leben. Aggressionen in mir nehme ich wahr und ernst und lerne mehr und mehr, sie anzunehmen und fließen zu lassen.

Nicht nur in die Seele, sondern auch in den Körper spüre ich rein, vor allem durch das tägliche Yoga, das mir so wertvoll geworden ist wie das tägliche Brot. Durch das Yoga schaffe ich es, meinen Körper, so wie er ist, anzunehmen. Er ist nicht mehr allein der Knecht meines narzisstischen Egos, er muss nicht mehr nur funktionieren und gefallen. Ich spüre mehr in ihn hinein, horche, was er mir sagt, wo er mir die Grenzen setzt, was er braucht. Aufmerksam versuche ich meine körperlichen Schwachstellen, Nacken und Rücken, zu beobachten, und ich kann heute behaupten, dass mein gesamtes körperliches Wohlbefinden gewonnen hat. Das Yoga ist nicht zuletzt der Katalysator meines starken Glaubens an eine höhere Macht, die ich Gott nenne. Vor dieser gehe ich tief in die Knie und senke mein Haupt, diese lehrt mich Demut, Dankbarkeit und Liebe. Es gab schon Momente, in denen ich mich richtig positiv in meiner Haut gefühlt habe. Mehr und mehr gelingt es mir, den Menschen als Menschen zu sehen und vor ihm Respekt zu haben, weil er zunächst einmal einfach nur Mensch ist.

Die höhere Macht hilft mir auch in akuten Zuständen; wie etwa beim schweißdurchnässten Erwachen um vier Uhr morgens nach nur drei Stunden Schlaf, nachdem ich von angstdurchtränkten Träumen geschüttelt werde. Schlimme Angst- und Todesträume verfolgen mich des Nächstens immer noch, in

der Nacht darauf kann ich dann aber in der Regel wieder schlafen. Vor Jahren noch wurde ich vom schweißgebadeten Erwachen täglich heimgesucht. Manchmal ist es mir sogar möglich, wenngleich mit leichter medikamentöser Unterstützung, sechs bis sieben Stunden durchzuschlafen.

Auch in meinem familiären Umfeld darf ich einige Geschenke meiner höheren Macht entgegennehmen. Meiner Mutter und meinem Vater habe ich aus tiefsten Herzen vergeben. Ich stehe unter ihnen, ich bin nur ihr Sohn, sie sind meine Eltern. Ich schaue auf zu ihnen und liebe sie. Meiner eigenen Familie darf ich manchmal ganz nahe stehen, meinen Sohn Fabian liebe ich über alles in der Welt. Mit meiner Frau Christine habe ich meinen Frieden gefunden und habe die Kraft, mit meinem Ego zurückzustecken. Mehr und mehr lerne ich, mich in sie und ihre eigene Welt von Problemen hineinzusetzen. So kann ich bestimmten Verhaltensweisen von Christine, die vor Jahren noch schlimme und wilde Wutausbrüche losgetriggert hatten, heute mit größerem Abstand begegnen.

Das Leben in unserem Landhaus in der Toskana wird meiner Seele noch Einiges lehren, das ist gewiss. Ja, mein Landhaus, meine Seele, meine Toskana. Und mein ganzes Herz.

Ich spüre, wie ich an den letzten Seiten des Fotoalbums angelangt bin. Die Augen fallen langsam zu. Ich schaue, ich staune, ich lausche und ich rieche die Wallungen der Frühlingsdüfte. Ich stehe alleine im hell leuchtenden, maigrünen Garten meiner Großmutter, inmitten von Gras und Tulpen und Vogelgesang ...